





INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Buchhandlung und Antiquariat

Neues Schloß

H. & R. Madliger-Schwab
Stockerstrasse 17 Zürich





15 7/10

5 Bde

21

Richard Voß / Ausgewählte Werke
Erster Band

PT 2645

.08

1922

v. 1

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

4-14-70

RECEIVED TELETYPE UNIT



Richard Voß
im siebzehnten Lebensjahr
Nach dem Ölgemälde von Grün

Richard Voß

Dahiel der Konvertit

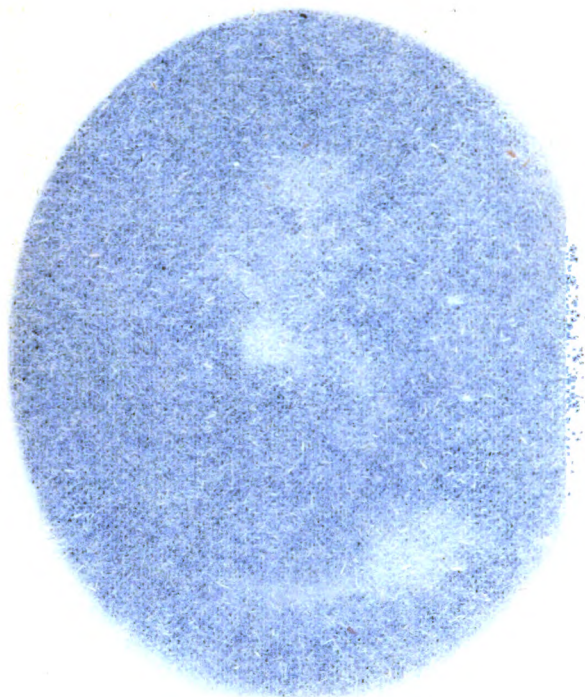
Roman



1 • 9 • 2 • 2

J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart

PL



Richard Voß

Dahiel der Konvertit

Roman



I * 9 * 2 * 2

J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart

PL

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Von der tragischen Geschichte Dahiels, des Konvertiten, erhielt ich Kenntniss in einem vom italienischen Staate aufgehobenen Franziskanerkloster, zu dessen letzten Äbten der getaufte Jude gehört hatte. Der seltsame Mann, der Anfang dieses Jahrhunderts gestorben, ist sein eigener Biograph gewesen. In der Handschrift, die ich besitze, und die zweifelsohne das Original ist, befinden sich große Lücken, welche ergänzt werden mußten, während anderes, theils Reflexionen, theils Mittheilungen, zu unterdrücken waren. Auch der Schluß der Geschichte fehlt in dem Manuscript. Diesen erzählte mir ein uralter, halb stumpfsinniger Mönch, der als blutjunges Bürschlein unter dem Abt Theodorus in den Franziskanerorden getreten war. Er hieß Bruder Stephanus.

Doch ich will berichten, wie ich in das Kloster, das in einer der ödesten Gegenden des Sabinergebirges liegt, und in den Besitz der merkwürdigen Handschrift gelangt bin.

Der ganze Frühling und ein Teil des Sommers ward von mir in Livoli zugebracht; die Villa d'Este nahm mich gastlich auf. Von dem Augenblick an, wo das Thor des alten Zauber Schlosses sich hinter mir schloß, fühlte ich mich wie außerhalb der Welt, den Menschen und Ereignissen weit entrückt.

Wie im Traum spannen sich die Tage, die Wochen, die Monate ab. Häufiges, vieltöniges Glockengeläut sämtlicher Campanilen Livolis, beständiges Rauschen der Kastaden und Brunnen im Schloßgarten, dies waren so ziemlich die einzigen Laute, die aus der Welt zu mir drangen. Zuweilen vernahm ich aus der grünen Liefe der Oliveten und Bignen einzelne abgerissene Strophen eines gellenden Gesanges; und morgens, mittags und abends lauschte ich dem eintönigen Psalmieren der Mönche in der Klosterkirche, die mit der Wohnung Meister Liszts, welche mir in der Villa d'Este angewiesen worden war, beinahe Wand an Wand lag.

Von der Terrasse, auf welche meine Zimmer mündeten, konnte

ich in den hochummauerten, verwilderten Klosterhof hinabsehen, darin zu bestimmten Tageszeiten die Brüder sich blicken ließen, entweder ausruhend oder mit Verrichtungen für Kirche und Kloster beschäftigt. Auch schaute ich von meiner Warte aus in Sakristei und Refektorium, ja bis in die Zellen hinein. Bald sah ich die Mönche ihr Heiligtum zu irgend einem Fest mit Blumen und seidenen Behängen ausschmücken, bald eine Prozession oder sonst ein heiliges Schauspiel inszenieren. Unter meinen Augen bahnten sie die Toten auf, empfangen sie die Spenden der Landleute, bereiteten sie ihre kargliche Kost. Ich sah sie stundenlang im Sonnenschein Siesta halten und hörte ihnen zu, wenn sie in der Abendkühle schwägend zusammenhockten.

Das Dasein der frommen Männer sozusagen teilend, daß ich mich oft beinahe einer der Ihren dünkte, fühlte ich mich mehr und mehr allem Gewohnten und Gewöhnlichen entrückt. Dazu kam meine Umgebung, welche der Szenerie einer Novelle aus dem Dekameron glich. Wandernd auf meiner Terrasse, die wie ein gewaltiges, kirchturmhohe Bollwerk in ein silbergraues Meer von Olbaumwipfeln hinauslief, konnte ich mich schwebend zwischen Himmel und Erde wähnen. Gleich einem in den Abgrund gesunkenen Paradiese lag der Garten der Villa unter mir. Blaßrote Schleier schienen darüber gebreitet: Rosen! Rosen, die alles bedeckten, alles durchzogen, umrankten. Diesen reizenden Wildnissen entstiegen die Strahlen der vielen Fontänen, in der Sonne als wunderbare Säulen von Brillanten aufsprühend und in eine Staubwolke sich lösend, die in allen Farben des Regenbogens erglänzte. Steineichen und Platanen umschatteten die Grotten, Lorbeer und Oliven die Terrassen und künstlichen Ruinen, und über dichten Boskets von blühenden Granatbäumen dunkelten die Riesenstämme und Nadelmassen der herrlichsten Zypressen Italiens. Sie erglühnten beim Abendrot wie ungeheure Fackeln und sie waren von Scharen von Blandrosseln bewohnt, welche schönen Tiere, märchenhaftem Gevögel von Lapislazuli ähnlich, unaufhörlich durch die Luft schossen. Vor dem Gesang der Nachtigallen konnte ich lange Zeit keinen Schlaf finden.

Ich befand mich in einem Zauberkreise, den ich endlich gewaltsam durchbrach. Aber anstatt nach Rom oder Neapel zu gehen,

.....
 verlor ich mich in die großartigen Einöden des Sabinergebirgs, im Gemüte vorbereitet, das Wunderlichste zu erleben.

Ohne Gefährten, ohne Führer durchstreifte ich das weite Felsenland, nicht selten das Nachlager mit wandernden Hirten teilend, deren in Felle gekleidete phantastische Gestalten mir in dieser Natur von jeher die liebste Staffage gewesen: scheinen doch Satyr und Faun die natürlichen Bewohner jener sabinischen Landschaften zu sein. Es kam indessen vor, daß ich den ganzen Tag wanderte, ohne ein menschliches Gesicht zu erblicken. Dabei mußte ich auf Begegnungen bedenklichster Art gefaßt sein; befand ich mich doch in einer Landschaft, in der man, trotz der »Italia unita«, nicht nur von Briganten, sondern von Brigantendörfern spricht.

Eines Tages verirrte ich mich. Ich wollte von Caracenesco aus über das Gebirge nach Subiaco hinunter und verfehlte den Paß. Niemals zuvor hatte ich eine solche Öde gesehen. Es war eine Felsenwüste, eine von braunen Klippen starrende Wildnis. Ringsum nichts als nacktes Gestein, ein Gewirt von Gipfeln und Graten, deren Anblick mich an ein im wildesten Aufruhr versteinertes Meer erinnerte. Dabei war es ein unerträglich heißer Tag, überdies starker Schirokko, der die Luft mit Gluten erfüllte. Fahler, dichter Dunst bedeckte den Himmel, verhüllte die Sonne, wie Qualm entstieg es den Schluchten, die Erde schien zu brennen und zu dampfen, alle Gipfel waren umwölkt.

Ich ermattete. Das Gefühl der Einsamkeit legte sich mir wie etwas Körperliches auf die Brust, der Wüstenwind benahm mir die Luft, mir war's, als atme ich Flammen, und ein entsetzlicher Durst peinigte mich. Meine Feldflasche war jedoch leer und eine Quelle oder Wasserlache in dieser Öde, zu dieser Jahreszeit gehörte zu den Unmöglichkeiten. So wußte ich mir denn keinen andern Rat, als in einer der vielen Schluchten, welche kreuz und quer die Felsen zerrissen, nach einem hohlen Baume zu suchen, ein Rettungsmittel vor dem Verschmachten, das sabinische Hirten mich gelehrt hatten. Man findet nämlich auf dem Apennin vielfach uralte, mächtige Buchen, deren hohle Stämme sich in der Regenzeit mit Wasser anfüllen und die ihren Inhalt Monate hindurch unter der dichten Laubdecke in erstaunlicher Frische bewahren.

Auf der Suche nach einer solchen wunderbaren natürlichen Zisterne verlor ich völlig Richtung und Weg. Um mich durch einen Überblick wieder zurechtzufinden, erklomm ich eine steile Höhe. Eifrig Umschau haltend, entdeckte ich in einiger Entfernung graues Gemäuer, das ich für die Hütten eines großen Dorfes hielt. Doch pflegen solche Ansiedlungen nur im Frühjahr und Herbst bewohnt zu sein, wenn nach den Regenwochen spärliches frisches Grün den Boden bedeckt. Aber vielleicht waren einige Weiber zurückgeblieben. Jedenfalls mußte ich hinab und den Ort nach einem Menschen durchsuchen.

Pfadlos kamm ich den jähen Hang hinunter, gerade auf die Ansiedlung zu, und gelangte auf eine weite, von den Trümmern eines Bergsturzes bedeckte Hochebene. Während ich über das nackte Gestein schritt, fiel mir auf, daß sich hie und da zwischen den Blöcken kleine Lagerungen von Erdreich befanden. Augenscheinlich war dieser Ackerboden von weit herbeigeholt und an solchen Stellen aufgehäuft worden, die durch ihre Lage Schutz gegen Sonnenbrand und Sturm boten. Aber das einzige, was auf diesen winzigen Feldern wuchs, waren verdorrte, über mannshohe Disteln. Nun stieß ich auf Spuren einer einstmaligen Straße, wodurch ich in meiner Mutmaßung, die Ansiedlung sei nicht ein zeitweise bezogenes Hirtenlager, sondern ein fester Wohnsitz gewesen, bestärkt wurde. Noch immer führte der Weg durch das Gewirt des Bergsturzes, so daß ich die Niederlassung nicht eher wahrte, bis ich mich unmittelbar davor befand. Wie erstaunte ich, als ich gleich an der Wand des ersten ruinenhaften Hauses eine rohe Nachbildung des siebenarmigen Leuchters bemerkte, eine genaue Kopie der Abbildung jenes den Juden hochheiligen Gerätes, die sich in Rom am Titusbogen und an vielen Häusern des Ghettos befindet.

In dieser Wildnis ein Judendorf —

Jetzt sah ich auch, daß die Ansiedlung aus einer einzigen Trümmerstätte bestand; und zwar hatte, allem Anschein nach, eine gewaltsame Zerstörung des Dorfes stattgefunden. Bei manchem der Häuser war kein Stein auf dem andern geblieben, so daß es mir den Eindruck machte, als hätte ein Haufe von Wütenden seinen Haß selbst an dem Rohstoffe ausgelassen, davon sich

.....
die Juden ihre Wohnungen gebaut, die freilich nichts Besseres gewesen sein mochten als aufgemauerte Höhlen.

Nach Spuren einstmaligen Lebens forschend, durchstreifte ich die Ruinen, fand jedoch nur noch eine in den Felsboden gehauene Zisterne und die Trümmer eines größeren Gebäudes, welches das Bethaus der Judengemeinde gewesen sein mochte; denn von den umherliegenden Steinen waren einige sorgfältig behauen und ein Stück des Gebälks zeigte in rohem Relief Darstellungen heiliger Geräte.

Mehr und mehr verfiel ich der Stimmung des Ortes, über das Schicksal der kleinen Gemeinde sinnend, die, eine Schar Vertriebener, in diese trostlose Felsenöde flüchtete, darin sich das Leben des Menschen zu einer Sträflingerexistenz gestalten mußte. Ich sah im Geiste die Juden aus den Tälern fruchtbares Erdreich heraufschleppen, Mann, Weib und Kind, auf ihren Köpfen die Lasten herbeitragend, mit denen sie das wüste Gestein überdeckten, so das Land bebauend, wahrlich im Schweiß ihres Angesichts! Eine Gemeinde Verstoßener, dienten sie ihrem Gott, der sie in diese Wildnis geführt. Aber das gehegte menschliche Wild, das sich in die Felsen des hohen Apennin verkrochen, wurde aufgespürt, wurde aus seinem Schlupfwinkel gejagt, wurde — —

Mich in Grübeleien verlierend über das allerletzte, was den Juden an diesem Orte geschehen sein mochte, hatte ich die Ruinen durchschritten und mich der Richtung zugewendet, wo die Hochebene nach dem Gebirge zu allmählich anstieg. Plötzlich stand ich am Rand eines Abgrunds. Er tat sich so unvermutet zu meinen Füßen auf, daß ich, von Schwindel ergriffen, zurückwich. Senkrecht abfallende, wohl tausend Fuß hohe Wände engten nach allen Seiten eine Schlucht ein, die einem ungeheuern ausgebrannten Krater glich. Aus dem Geröll, das den Abgrund füllte, stieg in den bizarrsten Formen gigantisches Felsgetrümmer auf. Mir fielen die Grabsteine eines Judenkirchhofs ein.

Unterdessen war es später Nachmittag geworden: noch eine Stunde und die Sonne mußte hinter den westlichen Gipfeln versinken; es erschien mir daher hohe Zeit, mich nach einem Nachtquartier umzusehen. Von neuem suchte ich nach einem Menschen, von neuem vergeblich. Die Öde und Lautlosigkeit rings um mich

her wurden mir unheimlich. Ich rief und war so erregt, daß ich vor meiner eigenen Stimme erschrak. Die Sonne ging unter, ohne imstande gewesen zu sein, die Dunstschicht zu durchbrechen. Die Atmosphäre kühlte sich auch jetzt nicht ab; Himmel und Gebirge hatten ein und dieselbe graue, totenhafte Färbung. Dann brach die Dämmerung herein, die schnell zur Dunkelheit ward. Ich mußte mich mit dem Gedanken vertraut machen, die Nacht in den Ruinen des Judendorfes zuzubringen.

Zum zweitenmal durchschritt ich die Trümmerstätte. Bei dem fahlen Abendlicht machte der verlassene Ort einen so spukhaften Eindruck auf mich, daß nicht viel fehlte und ich hätte mir eingebildet, aus dem Schutthaufen leise Klageöne aufsteigen zu hören. Aber deutlich vernahm ich jetzt fernes Glockengeläut. Ich brauchte eine Weile, um mich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei. Dann atmete ich auf, dann eilte ich dem Klange entgegen. Voller Sorge, das Geläut möchte verklingen und die Nacht mich ereilen, achtete ich nicht des Wegs. Es ging gerade aus, zuerst ziemlich eben, dann über eine Sandrutsche hinab, die mich schnell in die Tiefe brachte. Aber so sehr ich meine Augen auch anstrengte, vermochte ich nichts von einem Gebäude zu entdecken, und doch war ich dem Lone um ein Bedeutendes näher gekommen. Beinahe laufend eilte ich vorwärts, einer dunklen Felswand zu, die vor mir die Schlucht abschloß. Plötzlich fühlte ich einen Weg unter den Füßen. Im nächsten Augenblick verhallte das Geläute.

Trotzdem ich nun sicher sein konnte, in kurzer Zeit die Klauseneri eines Einsiedlers zu erreichen, ließ ich in meiner Eile nicht nach. Es war zu finster geworden, um mehr von der Gegend zu erkennen, als die gewaltigen Umrisse des Gebirgs, dessen Wände sich vor mir zu einer Kluft verengten. Sehr bald wurde der Weg zum Pfade, der sich schmal am Felsen hinzog. Unmittelbar neben mir vermutete ich die Tiefe. Ich drängte mich gegen das Gestein, daran mich vorwärts tastend, bis ich zu einer Tür gelangte, deren helle Umfassung mir gespenstisch durch die Finsternis entgegenleuchtete. Hohes Mauerwerk stieg dicht vor mir auf. Ich erkannte die Schattenmassen eines großen Gebäudes, das, an den Felsen sich lehrend, in diesen hineingewachsen schien; ich glaubte

Dahiel der Konvertit

.....
Galerien, Terrassen und Höfe von dem Himmel sich abheben zu sehen; ich bildete mir ein, ein Teil des Ganzen springe weit über den Abgrund vor.

Dann glimmte in der Dunkelheit ein glühender Schein auf. Wie ein Funken hing das Licht über den Klippen. Ich erwartete, es jeden Augenblick in die Tiefe sinken zu sehen.

Ich rief; niemand antwortete. Das Licht blieb unbeweglich. Ich schrie, ich pochte. Ich wartete, wartete lange. Endlich hatte man mich gehört, endlich bewegte sich das Licht vom Fleck. Dann ward es dunkel. Vielleicht hatte man das Licht ausgelöscht, vielleicht wollte man mich nicht hören. Doch dann vernahm ich Schritte; langsam, langsam, seltsam schleifend. Und jetzt rief von innen eine schwache, zitternde Männerstimme: „Wer pocht?“

„Ein Verirrter.“

„Ihr seid kein Brigant?“

„Ich bin ein Fremder.“

„Schwört bei der Mutter Gottes, daß Ihr nichts Übles im Sinn führt.“

„Ich schwör's.“

Es ward mir geöffnet.

Zehn Minuten später befand ich mich in einem Raum, halb Klostersaal, halb Felsenhalle. Vor mir auf einer Tafel, daran fünfzig Personen Platz gefunden hätten, stand eine qualmende Ölleuchte und die Reste eines Abendmahls, die mir schweigend angeboten wurden: graues, steinhartes Gerstenbrot und Ziegenkäse von derselben Farbe und Beschaffenheit. Mir gegenüber hockte, in sich zusammengekauert, ein uraltes, vertrocknetes Männlein in einer vielfach geflickten, schäbigen Franziskanerkutte, mit blöden Augen mich anstierend, als wäre der Anblick eines Menschen etwas Außerordentliches.

Grell beleuchtete die rote Öflamme das Gesicht des Greises, der mir mehr und mehr wie der Schatten eines Lebenden vorkam.

Ich sah mich um. Ein Gewimmel geheimnisvoller Gestalten bedeckte Wände und Decke. Es waren Fresken, die, nach dem zu urteilen, was sich bei dem trüben Schein der Leuchte davon erkennen ließ, aus dem frühen Mittelalter stammten. Allmählich

Dahiel der Konvertit

.....
tauchte es aus der Dämmerung auf: hagere, steife Leiber, in dunklem, byzantinischem Faltenwurf steckend; farblose, todtraurige Angesichter mit dem Ausdruck ewigen Leidens, seliger Verzückung, himmlischen Friedens; blutige Häupter, um die eine sanfte Glorie strahlte. Völlig unvermittelt ging die gemauerte Decke der Halle in den natürlichen Fels über. Das Ende des Saales verhüllte die Dunkelheit wie ein Vorhang.

„Das ist gewiß das Refektorium,“ unterbrach ich das lange Schweigen.

Der Alte wiederholte: „Das Refektorium.“

Ich fragte weiter: „Die anderen Brüder sind wohl schon zur Ruhe gegangen? Wie viele Mönche hat dieses Kloster? Was sagt Ihr?“

„Alle sind schon zur Ruhe gegangen,“ murmelte mein seltsames Gegenüber, „alle zur Ruhe.“

„Wo ist der Abt?“

„Auch der Abt ist schon zur Ruhe gegangen. Zur Ruhe gegangen sind alle. Heiliger Franziskus, bitte für uns — ora pro nobis.“

Und das Schemen von Mönch begann mit klangloser Stimme ein lateinisches Gebet herzustammeln. Damit zu Ende, versank er von neuem in seinen Stumpfsinn. Aber ich rief ihn an, nochmals versuchend, mich dem kindischen Greise verständlich zu machen.

Endlich begriff er mich, endlich begriff ich ihn. Es waren alle tot, er war der einzige Übriggebliebene, der lebte.

„Und wenn Ihr zu Euern Brüdern geht?“

„Das Kloster gehört dem Staat, der Staat hat das Kloster unserem lieben Heiligen genommen, ich hüte es für den Staat. Es ist alles fort. Alle heiligen Geräte sind fort, alle Meßgewänder; fort alles, alles; 's ist nichts mehr drinnen, als ich. Bin neunzig Jahre, bin ein armer Laienbruder, bin der Bruder Stephanus.“

Er plapperte das her wie etwas Auswendiggelerntes und oft Hergesagtes. Dann lallte er: „Wollt Ihr nicht zur Ruhe gehen? Im Zimmer des Abtes steht noch das Bett. Der letzte Abt ist in dem Bett gestorben; es sind viele Äbte darin gestorben. Gehet zur Ruhe, Herr!“

Er machte einen schwachen Versuch, sich zu erheben. Da ich indessen ruhig sitzen blieb, sank er wieder zurück, murmelnd und seufzend.

Ich fragte: „Wie vermögt Ihr es nur auszuhalten? So einsam!“

„So einsam, Herr? 's ist nicht einsam. Denkt doch: alle Äbte und Brüder. Und alle sind da; alle ihre Bilder im Abtsaale und alle ihre Gräber in der Klosterkirche. Sind heilige Männer darunter. Aber keiner ist so heilig gewesen wie der gottselige Abt Theodorus. — Was sagt Ihr, Herr? Ob niemand nach mir sieht? Freilich, guter Herr, freilich! Da sind im Frühling und Herbst die Hirten; die Hirten bringen mir Brot und Käse. Sie bringen mir auch Öl für das ewige Lämplein und — ja, und Wein für den Bruder Stephanus. Einmal brachten sie mir ein ganzes Fäßlein. Habe noch immer davon, tue reichlich Wasser hinzu und es schmeckt noch immer nach Wein.“

Der Alte war ganz redselig geworden, er kicherte in sich hinein, seufzte dazwischen, und schickte sich an, eine neue Litanei zu beginnen. Doch darin unterbrach ich ihn, ihn fragend, weshalb er mich nicht ohne Schwur hatte einlassen wollen und ob wirklich zuweilen Banditen das Kloster besuchten.

„Freilich, Herr, freilich!“

„Aber was können sie von Euch wollen? Davonzutragen gibt es hier nichts.“

Dennoch kamen sie. Sie kamen entweder als zerknirschte Büsser, die in dem aufgehobenen Heiligtum beten wollten, oder sie kamen als flüchtige Räuber und Lotsschläger. Entweder sie verlangten vom Bruder Stephanus, daß er — obgleich er nicht die Befugnis dazu hatte — ihnen die Beichte abnehme, ihnen ihre Sünden vergebe und sie segne, oder sie verbargen sich in den Gewölben und Irrgängen des Klosters, wo kein „Päpstlicher“ sie aufspürte. Das Schlimmste bei diesen unbetenen Besuchen war, daß sie ihrem Wirt alles aufaßen, was sie fanden. Gingen sie wieder, so waren sicher die letzten Brosamen aufgezehrt, und es konnte Monate dauern, bis einer der Hirten zum Kloster kam. Um sich vor dem Hungertode zu schützen, hielt Bruder Stephanus den größten Teil seiner armseligen Vorräte dort verborgen, wo

Daniel der Konvertit

.....
in früheren Zeiten der Klosterschaft versteckt wurde. Jeden Tag saß der Alte viele Stunden auf der Lauer, ob den Felsenpfad entlang kein Brigant käme, jeden Tag lautete sein Gebet: „Heiliger Franziskus, schütze mich vor Briganten, damit diese Bestien mir nicht mein Gerstenbrot und meinen Ziegenkäse fressen. Amen.“

Während der Alte langsam mit diesen Mitteilungen zustande kam, saß ich ganz versunken in die Betrachtung eines heiligen Franziskus an der Wand mir gegenüber, dargestellt, wie sich der jugendliche Heilige in den Felsenöden des Berges Subiasso für seine Mission vorbereitet, eine Gestalt von unbeschreiblich leidenschaftlicher Inbrunst des Glaubens, das Antlitz eines Schwärmers, dem die Askese höchste Glückseligkeit ist.

Plötzlich sagte ich: „Was für eine Verwandnis hat es dort oben mit dem Judendorf, dessen Trümmer ich heute gesehen? Wie kamen die Ebräer dazu, sich in dieser Wüstenei anzusiedeln? Warum verjagte man sie? Wer tat das und wann geschah es?“

„Wann das geschah? Das ist lange her, denn ich —“

Er verstummte, schielte mich mißtrauisch an und schien mir nichts weiter sagen zu wollen.

„Ihr seid dabei gewesen?!“ rief ich aus.

„Wer hat's Euch verraten?“ verriet er sich selbst, am ganzen Leibe zitternd.

Ohne mich darum zu kümmern, fuhr ich fort: „Da Ihr der Zerstörung des Judendorfes beigewohnt habt, könnt Ihr mir gewiß sagen, welches Ende die Juden genommen?“

„Welches Ende —“

Des Mönches Züge verzerrten sich, als erblickte er einen Geist; seine Augen traten aus ihren Höhlen. Ich rief: „Die Juden sind gemordet worden — von den Mönchen dieses Klosters?!“

Klägliches Wimmern war alles, was ich zur Antwort erhielt. Umsonst versuchte ich den Geängstigten zu beruhigen; aber er scheute vor mir zurück wie ein Verbrecher vor seinem Richter. In seinem Entsetzen begann er sich zu bekreuzen und laut zu beten. Ich saß da, hörte zu und beobachtete, wie von der Lampe, die zu erlöschen drohte, ein mattes Streiflicht über die entstellten Züge des Mönches und über das verklärte Heiligenantlitz an der

Dahiel der Konvertit

Wand hinguckte. Allmählich ging Bruder Stephanus vom Beten ins Reden über. Er schwachte vor sich hin und schien meine Gegenwart gänzlich vergessen zu haben.

„Es war eine heilige Lat! Alle, die dabei halfen, werden dermaleinst sündenlos sein. Heiliger Franziskus, bitte für sie! Der gottselige Abt Theodorus wird um dieser Lat willen das Himmelreich haben. Der Herr sei ihm barmherzig! Wer einem Juden ein Haar krümmt, streichelt dem heiligen Franziskus die Wangen, und unser Abt Theodorus schlug die Juden dem heiligen Franziskus zuliebe aufs Haupt. Hosanna! Wäre ich nicht gar so jung gewesen und hätten mich nicht Furcht und Bittern befallen, daß ich mich im Gestein verkrochen, so würde es mir dermaleinst wohl ergehen in der Ewigkeit. Herr, Herr, vergib mir die Sünde, daß ich unserem heiligen Abt Theodorus nicht geholfen habe, die Feinde deines Sohnes Jesu Christi zu vertilgen von der Erde. Gelobt seist du in Ewigkeit.“

„Was hat Euer Abt den Juden getan?“

Der Mönch erbehte, kam zur Besinnung und raffte sich auf.

„Es ist spät. Ihr müßt zur Ruhe gehen. Kommt.“

Er nahm die Lampe, und ohne sich weiter nach mir umzusehen, ging er mir voraus. Wir verließen das Refektorium, gelangten in den Kapitelsaal, aus dem mir eine feuchte Moderluft entgegendrang und wo uns aufgestörte Fledermäuse umkreisten, durchschritten das gänzlich ausgeräumte Bibliothekzimmer und traten darauf in ein weites Gemach, von derselben Ode und demselben Verfall wie alles andere, was ich bis dahin in dem Kloster gesehen. Hier befanden sich die Reste eines Prachtbettes und sonst nichts anderes. Mein Begleiter setzte die Lampe auf den Steinboden und schickte sich an, ohne ein Wort das Gemach zu verlassen. Ich trat ihm in den Weg.

„Kann ich die Nacht nicht in einem anderen Raum zubringen? Jrgendwo anders! Überall werde ich bessere Nachtruhe halten als hier.“

Mit düsterer Feierlichkeit ward mir erwidert: „Dies ist das Abtzimmer, Herr. In diesem Bette haben alle Äbte des Klosters geschlafen. Es waren heilige Männer darunter, aber keiner war so heilig wie der gottselige Abt Theodorus. Dort hängt sein

Dahiel der Konvertit

gebenedeites Bildnis — das drittletzte, Herr! Nach ihm hat San Franziskus nur noch zwei Äbte in diesem Kloster besessen. Indessen keinen von allen hat der Heilige so geliebt wie seinen Abt Theodoros, obgleich dieser ein Jude gewesen.“

„Ein Jude! Abt Theodoros ein Jude? So hat ein Jude die Juden —“

„Ruhet wohl!“

„Bleibt! Sagt mir —“

Er war schon fort. Ich stand und hörte auf seine schlurfenden Schritte und wie sie verhallten. Dann nahm ich die Lampe vom Boden und schritt auf das Bildnis zu, darauf der Mönch gedeutet hatte. An der Wand hing eine lange Reihe schwärzlicher Porträts, das große Gemach mit einem breiten, dunklen Friesse umziehend. Ich hielt das Licht erripor. Da wehte durch die zerbrochenen Scheiben der Wind und verlöschte die Flamme.

Im Dunklen tastete ich mich zurück, strauchelte über die Stufen, darauf das Bett gleich einem Sarkophag aufgebahrt stand, warf mich angekleidet nieder und sank bereits nach wenigen Augenblicken in einen Schlaf, schwer wie Betäubung. Gegen Morgen begann ich zu träumen. Ich wußte, daß die wilden Gestalten, die ich sah, Traumgebilde waren; ich sagte mir selber beruhigend vor: „Du träumst!“, was mir indessen nicht half, den Alp zu verscheuchen. In kaltem Schweiß gebadet, wälzte ich mich umher. Ich stöhnte, ich schrie. Plötzlich fühlte ich mich in saufender Eile sinken und sinken und endlich mit zerschmetterten Gliedern in einem Abgrund liegen: als ein Jude von dem gottseligen Abt Theodoros in die gräßliche Tiefe gestürzt. Ich sah ihn. Es war ein bleicher, schöner Jüngling mit dem Antlitz des heiligen Franziskus. Ich ächzte: „Aber du bist ja selber ein Jude gewesen.“

Er antwortete: „Eben darur!“

Eben darum! — Er griff nach einem Kreuz, das über ihm schwebte, schwang es wie eine Geißel und trieb ein ganzes Volk von Juden vor sich her, dem Abgrunde zu, darin ich lag. Wie Sturmesbrausen erschallte das Geheul der Opfer: „Aber du bist ja selber ein Jude gewesen!“

„Eben darum!“ rief es gellend zurück, zehnmal, zwanzigmal,

Dahiel der Konvertit

.....
ein furchtbares Echo; dann stürzten die Massen zerrissener Judenleiber auf mich herab. Doch immer noch sah ich den Abt Theodoros das Kreuz mit dem Heiland schwingen, aus dessen Wunden das Blut strömte. Diese Gluten hoben den Abt empor, höher, immer höher, bis zum Himmel hinauf, der donnernd vor ihm aufsprang. Und die dampfenden, schaurigen Wogen wälzten sich in die Glorien des Paradieses hinein, überschwemmten die ganze Herrlichkeit Gottes und eine Stimme rief: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“

Da erwachte ich. Ich öffnete die Augen, begriff indessen nicht, wo ich mich befand, machte auch keinen Versuch, es zu begreifen. Ein sanfter rosigter Glanz, in den ich verwundert hineinstarrte, erfüllte den Raum. Erst nach einer Weile erkannte ich die Ursache des glühenden Scheines; es war die Sonne, die eben über einem grauen Felsengipfel aufging. Langsam, feierlich sah ich sie höher und höher steigen. Dann blickte ich auf die gegenüberliegende Wand: auf das drittlezte Bildnis. Es war scharf beleuchtet. Wie von Strahlen durchdrungen, sah ich das Gesicht eines noch jugendlichen, jüdischen Mannes, dessen Augen auf mich gerichtet waren. Gleich einer Flamme zuckte es aus des Priesters Blick zu mir herüber. Bei dem glühenden Leben dieser Augen wirkte das Starre der Züge um so unheimlicher. Es lag etwas Entgeistertes in diesem Gesicht, wie man es bei Menschen sehen kann, die einmal einen unerhörten Anblick gehabt haben, einen Anblick, der um die Vernunft bringt. Aber was sonst nur der vorübergehende Ausdruck höchsten Entsetzens ist, hatte der Künstler seinem Mönchsporträt, als den für den Mann charakteristischen Ausdruck, aufgeprägt.

Keinen Blick von dem Bilde wendend, verwandelten, belebten und verjüngten sich für mich die starren Züge; und seltsam ward mir zumute, als ich schließlich das Gesicht eines Jünglings zu sehen vermeinte, wie ich mir Joseph, den Sohn Jakobs, vorstellte: schön, lebenswürdig, gütig, ein Antlitz von fast weiblicher Weichheit der Züge.

Ich war aufgestanden und vor das Bild getreten. Jetzt wandte ich mich ab und sah zum Fenster hinaus: ringsum nichts als nackte Felsen, zu einer Kluft zusammengedrückt, über mir ein

Daniel der Konvertit

Stücklein blauen Himmels, so winzig, daß ich es mit der Hand hätte zudecken können, unter mir ein Gärtlein voll roter Rosen wie rotes Gewölk am Gestein haftend — sonst nirgends ein Strauch, kaum ein Grassalm. Und in dieser Umgebung das Kloster, einstmals prächtig und mächtig gleich einem verzauberten Königsschloß an den Klippen hängend. Umsonst spähte ich nach dem Pfad, der mich hergeführt, er schien verschwunden und kein Entinnen aus dieser Wildnis möglich zu sein.

Aber obgleich ich später den Weg wiederfand, entrannt ich doch nicht: ich blieb. Ich blieb den nächsten Tag, blieb länger. Eine ganze Reihe von Tagen verging und ich war noch immer da. Ein Talisman hielt mich gebannt. Diesen empfing ich aus den Händen des Bruders Stephanus. Ein Heft gelblicher Blätter war's mit halb verloschenen Schriftzügen bedeckt.

Als die Klosterbibliothek nach Rom gebracht wurde, ließ Bruder Stephanus die vielen tausend Bände ruhigen Gemütes seinem lieben Heiligen von den Feinden Gottes rauben — nachdem er davon ein Bändchen heimlich beiseite gebracht und sorglich versteckt hatte. Indessen diesen Diebstahl am Eigentum des Staates beging der Gute nicht, um in dem entwendeten Werk zum Heil seiner Seele Erbauung zu suchen; denn ihm, dem armen, unwissenden Laienbruder, der niemals in die Mysterien des Lesens und Schreibens gedrungen blieb das Heft, welches überdies nicht gedruckt, sondern geschrieben war, ein Buch mit verschlossenen Siegeln; aber es war das Gestohlene das nämliche Schriftstück, das der gottselige Abt Theodorus selber verfaßt haben sollte. Den beiden Äbten, die nach ihm kamen, war das „Buch des Abtes Theodorus“ ein großes Ärgernis gewesen und die Väter und Brüder raunten sich, ohne davon etwas zu kennen, gar absonderliche Dinge zu. Unter dem letzten Abt war sogar im Werk gewesen, das Buch des „gottseligen“ Abtes Theodorus als eine Kezerschrift und Versuchung des Teufels vor der Klosterkirche zu verbrennen und die Asche in den Abgrund zu streuen. Doch ehe es dazu kam, ereigneten sich größere Dinge, darüber man das Skriptum des toten Abtes vergaß: Rom ward Hauptstadt des einigen Italiens, das Kloster des heiligen Franziskus ward aufgehoben, das Ende aller Dinge brach herein. Der Abt

Dahiel der Konvertit

starb, die Brüder wurden aus dem Kloster gewiesen und keiner dachte mehr an das Buch des Abtes Theodorus.

Nur der Geringste und Einfältigste von allen, zugleich der einzige, welcher den gottseligen Abt gekannt — Bruder Stephanus hatte das versemte Heft in guter Erinnerung behalten und stahl es listig dem Feinde. Über zehn Jahre hielt er das Schriftstück in dem Grabe eines längst vermoderten Abtes verwahrt, dessen Sarkophag er mit Rosenblättern gefüllt; und ich weiß noch heute nicht, wie es geschah, daß er die Handschrift für mich, den Ketzer und Unchristen, aus ihrem Versteck hervorzog. Aber er tat es, nur daß er mich mit seinem Heiligtum nicht aus den Augen ließ, daß er mich bewachte wie der Hüter eines Schatzes.

Ich aber las die Schrift, und da sie mich wert dünkte auch von anderen gelesen zu werden, und da mein sonderbarer Wächter mich nicht damit hinweglassen wollte, so mußte ich mich entschließen, zu bleiben. Nur auf einige Tage ging ich fort, Lebensmittel zu beschaffen. Von einem braunen Sabinerjüngling begleitet, der ein hochbeladenes Maultier vor sich hertrieb, kehrte ich wieder zurück. Gleich am nächsten Tage begann ich die Arbeit. Im Abtsaal, darinnen es köstlich kühl war wie in einer Felsengrotte, richtete ich mich häuslich ein, wobei der Knabe Franzesko, den ich als Koch, Diener und lebendiges Geschöpf im Kloster behielt, sich mir gar hilfreich erwies. Nicht allein, daß er mir das Bett neu aufzimmerte, einen Tisch mit zwei Beinen zum Stehen brachte und, um die Schäden dieses Gerätes zu verhüllen, den Rest einer Altardecke herbeischleppte; er machte sich sogar daran, mit Hilfe eines aus verdorrtem Ginsters hergestellten Besens den Saal der seligen Äbte von seiner zehnjährigen Staubschicht zu befreien, ein Unternehmen, das meine höchste Bewunderung erweckte. Als das dicke Gewölk, welches die heiligen Hallen füllte, sich zu legen begann, die Bilder der Äbte gleich olympischen Gottheiten durch den Dunst sichtbar wurden, trug ich meinen Tisch behutsam ans Fenster, das ich mit seinen zerbrochenen Scheiben nicht erst zu öffnen brauchte, um Luft und Licht hereinzulassen, stellte alsdann Lintensaß, Papier und Gänsekiel in geziemlicher Ordnung zurecht,

Dahiel der Konvertit

.....
rückte den Thronessel der seligen Abte heran und war nun eingerichtet, als wäre ich in diesem Hause des großen Heiligen von Assisi auf die Welt gekommen. Und beinahe feiertäglich ward mir zumute, als der Knabe Franz einen Armboll Lavendel und Rosmarin aus dem einstmaligen Klostergarten herbeibrachte und über den braunen Steinboden streute, auch meinen Tisch mit einem gewaltigen Strauß Rosen schmückte, von einem Strauch gepflückt, der als Rosenstrauch des heiligen Franziskus die wunderbare Eigenschaft hatte, das ganze Jahr hindurch zu blühen.

Von neuem begann ich zu lesen und aus den Blättern niederzuschreiben, was ich von der Geschichte des „gottseligen Abtes Theodorus“, der ein Jude mit Namen Dahiel gewesen, der Welt erzählen durfte.

Möge diese ihm gnädig sein!

Erster Teil

Heute, den dreizehnten Tag im Maimonat des Heilsjahres 17., gebot mir der hochwürdige Abt Evaristus, das Wunder meiner Bekehrung vom scheußlichen Judentum niederzuschreiben; getreulich, wie es sich zugetragen, auch was mir sonst im Leben geschehen.

Nachdem ich mich gebührendermaßen auf ein so großes Wert vorbereitet, lange gebetet und mich kasteit, bis meine Hände erlahmten, die Geißel über Brust und Rücken zu schwingen, beginne ich, dem Gebot des hochwürdigen Abtes nach meiner christlichen Pflicht zu gehorsamen.

Ach, es ist in meiner Zelle gar traurig und dunkel, und blaut nur ein ganz winziges Stück Himmels durch das Fensterlein, das sich oben an der Decke befindet, zu mir nieder. Könnt' ich meinen wunden Leib hinaustragen in den warmen, hellen Tag und mich draußen niederlassen auf einem Felsen, unter einem Myrthenstrauch! Das sollte meiner armen Seele gut tun, wenn ich die weite, schöne Welt schaute und die jungen Blumen des Jahres aus dem harten Gestein aufblühen sähe: Krokus und Lazetten, was mich ein viel größeres und lieblicheres Wunder zu sein dünkt, als dasjenige, wodurch ich aus der Nacht des Judentums an den Tag des Heils gedrungen. Aber mir scheinen solche Wünsche und Gedanken vom Übel zu sein.

Ich tue also nach dem Willen des hochwürdigen Abtes, und soll meine arme Schrift allen wahren Christen zur Erbauung dienen, auch mir selber zum Heil gereichen. Denn ich bin mir gar wohl bewußt, daß meine Seele fort und fort wandelt auf dem Wege der Finsternis. Ich gelobe bei dem, was heilig, göttlich und ewig ist, lautere Wahrheit auszusagen, und sollte ich durch solche Zeugenschaft verloren sein an Seele und Leib. So will ich denn fleißig forschen in meinem Geist und meine Sünde hervorziehen ans Sonnenlicht und meine Schuld hinstellen, nackt und bloß, daß sie rede wider mich zu Evaristo, meinem hoch-

Dahiel der Konvertit

würdigen Abt und zu Gott, dem einzig wahren Himmelsherrn, der mich erlöst hat von den Greueln des Heidentums und mich errettet aus den Händen seiner Feinde. Also bekenne ich:

Man nennt mich den Bruder Angelikus; aber ich hieß einstmals Dahiel und stamme von ungläubigen Eltern. Es ist mein Vater — verflucht sei er! — ich setze diese christliche Formel auf Geheiß des hochwürdigen Abtes Evaristus hinter den Namen meines unchristlichen Erzeugers — mein Vater ist der Rabbiner Simeon Sarfadi; und es gebar mich Hanna Sarfadi — verflucht sei sie! — eine Frau, die mich heiß geliebt hat, wie auch mein Vater getan. Ich bin meiner Eltern einziges Kind, ihr Erst- und Letztgeborener, und war ihr Stolz und ihre Hoffnung.

Es leben meine Eltern noch heute im Judenghetto der heiligen Stadt Rom, woselbst sie nicht aufhören zu wehklagen über den lieben Sohn. Aber verfluchen werden sie mich nicht, wie ich doch tun soll nach dem Gebot des hochwürdigen Abtes — wie zu tun ich mich redlich bemühe, freilich unter Stöhnen und Seufzen. Wehe mir, daß meine Gedanken rütteln an des hochwürdigen Abtes Gebot, welches doch gleich Gottes Gebot ist.

Soeben geht der hochwürdige Abt von mir aus meiner trüb-seligen Zelle, nachdem er den Anfang meines Bekenntnisses gelesen und solches für sehr unchristlich befunden. Er hat mir deswegen wiederum Buße aufgelegt und mir geboten, von meinen lieben Eltern — verflucht seien sie! — zu berichten, wie man von Gestorbenen berichtet; also, daß ich von ihnen, die doch noch leben, nicht sagen darf: sie sind, sondern sagen muß: sie waren. Es wird mich hart ankommen, zu handeln nach solchem Gebot, da ich doch Gott danken möchte jede Stunde meines Lebens, daß sie, die mir das Leben gegeben, das ihre noch haben. Aber es lebt meine Hoffnung; der Herr möchte auch an ihnen ein Wunder tun, sie ihren Aberglauben erkennen lassen und sie also erlösen und retten, wie er ihren Sohn erlöst und errettet hat. Dann wiederum befällt mich Angst und Zagen; denn es sind sie, die mich lieb haben — es waren sie, die mich lieb hatten. — Gott stärke mich, daß ich dem Gebot des Abtes streng gehorsame. — Es waren meine Eltern gar fromme, strenggläubige

.....
 Juden, die nimmer gelassen hätten von Jehova, diesem falschen und ungöttlichen Gott. Also werden sie ausgestoßen bleiben in Ewigkeit von dem Paradiese, darinnen ich weilen soll in Ewigkeit, wenn meine Sünden, deren eine erschreckliche Menge sind, Gnade finden vor dem Herrn. Doch ich muß meine Feder niederlegen, um das an mir zu vollziehen, was der hochwürdige Abt Evaristus mir zur Sühne meiner Schuld aufgetragen. Auch bin ich ja aus Rom hinweg, wo ich Schreckliches begangen, in dieses entlegene Bergkloster gesendet worden, um nicht aufzuhören mit Sühnen und Büßen. Vor allem muß ich mich durch vieles Kästien und strenges Fasten der unchristlichen Gedanken erwehren. Denn eben im Denken besteht meine Todsfünde. Denken heißt zweifeln — zweifeln ist nicht glauben — —

Ich schreibe weiter, nachdem ich meine langwierige Buße getan und mein rinnendes Blut gestillt habe. Es ist mir zum Heil geflossen; denn es ist in meiner Seele um vieles stiller geworden und eine süße Mattigkeit ist über mich gekommen.

Meine Eltern — verflucht seien sie in Ewigkeit! — gehörten, wie ich bereits berichtet habe, zu jenem Stamm, dessen Kinder das Lamm Gottes geschlachtet; ja, es war mein Vater — sei er darum geschlagen an seiner unsterblichen Seele! — ein Priester der Ebräer, ein weiser und großer Rabbiner der römischen Judengemeinde. Als ich unter dem Herzen meiner Mutter lag — — Da ich von denen, die mich erzeugten, vieles zu sagen und niederzuschreiben habe, will ich die mir von meinem hochwürdigen Abt Evaristus gebotene Verwünschung jedesmal nur in Gedanken hinter den Namen meiner Eltern setzen und im übrigen in Demut die Strafe hinnehmen, mit der eine solche Unterlassungssünde nach Gottes und des hochwürdigen Abtes Willen gefühnt werden muß — als meine liebe Mutter Hanna mich unter ihrem Herzen trug, fand sie kein Ende, Gott dafür zu danken; denn es hatte der Herr an ihrem Leibe ein Wunder vollbracht, indem er ihren bis dahin unfruchtbaren Schoß mit mir gesegnet. Zehn Jahre hatten meine Eltern — ich gedenke beständig der erforderlichen Verwünschung — Gott mit heißem Bitten und Flehen angelegen, ihnen ein Kind zu bescheren. Es erhob sich daher im Hause ein großes Freuen und Frohlocken. Mein herrlicher Vater Simeon

Dahiel der Konvertit

.....

aber ging still in seine Kammer und legte dem Herrn, dessen Wort und Lehre er dem bedrückten Volk der Juden verkündete, das Gelübde ab: so es ein Sohn wäre, wollte er den Knaben Gott darbringen; nicht wie Abraham den Isaak zu opfern beabsichtigt, sondern der Knabe sollte ein mächtiger Verkündiger des Herrn Zebaoth werden, ein starker Tröster des armseligen Volkes, das durch den Feldherrn Pompejus, sowie durch die Kaiser Vespasianus und Titus in römische Knechtschaft geführt worden war.

Meine Geburt wurde meinen Eltern geweissagt; es kam diese Prophezeiung von einem jungen jüdischen Weibe, welches in dergleichen teuflischen Dingen wohl erfahren war, auch sonst allerlei mächtigen Zauber wußte. Dieses solche Künste der Hölle betreibende Weib war von großer Wohlgestalt, wie sie die Bräute des Teufels stets zu haben pflegen. Mit ihren Augen verhegte sie jedweden Mann, sei er Christ oder Jude, und es wirkte ihr Lachen gleich einem Zaubertrank. Sie führte den heiligen Namen Judäa. Selbige Judäa war unter ihren Glaubensgenossen gar übel beleumdet, also daß sie ausgeschlossen war von der Gemeinschaft der gerechten Juden, auch im Ghetto nicht mit ihnen leben durfte. Sie hauste mit anderen ihresgleichen vor einem der vielen Tore Roms, und zwar vor dem appischen, welches wiederum vor einem anderen römischen Tor, der Porta Capena, steht, nach unserem großen heiligen Porta San Sebastiano getauft. Dort liegt auf freiem Felde, gegen die Albanerberge zu, über einem engen Tal ein Wäldlein dunkler Steineichen, und sind ringsum Sumpf und Wildnis. Auch gibt es daselbst viele Ruinen und sonstiges Trümmerwerk der alten, hochherrlichen Roma, und in der Tiefe mitten in Dickicht und Schlamm, ein uralter Heidenbau: „Grotte der Egeria“ benannt. Diese Egeria ist eine schöne und weise Heidin gewesen — wohl eine Lockung des Satans — mit welcher der Römerkönig Numa Pompilius Buhlschaft getrieben.

Der liebliche Teufelspuß hauste in jenem schattigen Wäldlein über der Grotte und badete seinen weißen Leib tagtäglich in dem hellen Quell, der heute noch aus der Grotte gar munter hervorieselt. Dahin schlich alle Nacht der König Numa aus seinem Palast auf dem palatinischen Hügel. Und es ist noch heute in

Dahiel der Konvertit

.....
der Grotte der Heze blasses Marmorbild zu sehen, in welches sie zur Strafe ihrer Sünden verwandelt worden. Die liebe reizende Frauengestalt steckt bis zu ihrer schönen weißen Brust im schwarzen Sumpf und hat sich aus Scham ob ihrer schändlichen Nacktheit mit Efeu und Rosen behängt. Ich kenne die verzauberte Stätte gar wohl; denn ich bin als Jüngling — Gott sei es geklagt! — häufig genug hingekommen, ganz heimlich und verstoßen, just wie weiland der Römerkönig Numa Pompilius. Der Herr sei seiner und meiner Seele gnädig!

Nach der schönen Teufelin, der Egeria, bewohnten die Juden den bösen Ort. Denn der schreckliche Kaiser Domitian trieb sie aus der römischen Stadt, woselbst ihnen erlaubt worden war, jenseits des Tiberstroms Hütten zu bauen. Sie mögen in der Wildnis ein überaus elendes und erbärmliches Dasein geführt haben. An welchen Stätten freilich hätten sie ein solches nicht führen sollen, sie, die in Knechtschaft waren und verfolgt wurden gleich den wilden Tieren des Waldes — wie ihnen auch recht geschieht. Ist doch das jammervollste Leben noch zu gut für sie, die den lieben und unschuldigen Herrn Jesus Christus an das Kreuz gebracht haben. Der Herr vertilge sie!

In späterer Zeit, unter einem anderen Kaiser, durfte das verfluchte Volk in den Stadtteil, der Trastevere genannt wird, zurückkehren. Aber einige Familien, wohl die schlechtesten und schändlichsten, Auswurf des verworfenen Volkes — verharrten an der wilden Stätte unter Wölfen und Geistern; und ich mutmaße, daß jene Leute, um sich vor den höllischen Gewalten zu schützen, vielerlei Zauber erlernten, also mit Leib und Seele der Hölle verfielen.

Bewußtes Weib Judäa gehörte zur Sippe derer, die im Hain und in der Grotte der Egeria ihr gottloses Wesen betrieben. Während die römischen Juden — es war ihnen unterdessen an der andern Seite des Flusses in der römischen Stadt, nahe dem Kapitulinischen Hügel, eine andere Wohnstätte, einem Zwinger gleich, angewiesen worden, darinnen sie, die das Lamm Gottes zerrissen, als wilde Bestien gehalten wurden — ich sage: während der Judengemeinde im Ghetto erlaubt war, mit Lumpen und altem Eisen ehrlichen Handel zu treiben, schlichen die Weiber

.....
 jener Verfemten aus dem Thal der Egeria heimlich in die Stadt und in die Häuser der Christen. Hier selbst übten sie Teufelswerk an Frauen und Jungfrauen; vornehmlich an Frauen, so Mütter werden wollten, und an Jungfrauen, so gerne aufgehört hätten, welche zu sein. Sie weisagten aus dem Gedärm von Hühnern und jungen Hündlein, deuteten Träume und mischten höllische Tränke. Vor allen anderen erwies das Weib Judäa dem Teufel viel Liebes und Gutes — sie wird wohl gewußt haben, warum. Eines Tages nun begibt sich die ruchlose Heze in den Ghetto und daselbst in das Haus des Rabbiners Simeon Sarfadi, tritt vor meinen Vater und beginnt ihn jammervoll anzuschreien: mein Vater möchte über ihrem Haupt Gebete sprechen; — wohl um dem Satan, ihrem höllischem Bräutigam, einen Streich zu spielen. Mein Vater in seiner Güte, die groß war wie die Güte des Herrn selber, mein Vater also — verflucht sei er doch! — läßt sich von des schlechten Weibes Jammer das Herz rühren, spricht nicht nein, nicht ja, streckt aber seine Hände aus über sie, die vor ihm niedergesunken unter der Last ihrer Sünden. Da fügt es Gott, daß meine Mutter Hanna hinzukommt. Als meine Mutter jenes Weib vor meinem Vater knien sieht, erhebt sie ein gellend Wehgeschrei, daß von der Gasse alle ins Haus gelaufen kommen, und ist auch sogleich unter Geschrei und Verwünschungen die Judäa von meinem Vater hinweggerissen worden. Da ist das schändliche Weib vor meine Mutter getreten, hat ihr mit ihrem bösen Blick in das himmlisch schöne Angesicht gesehen und ihr gerweissagt: sie werde unter tausend Schmerzen einen Sohn gebären und es würde der spätgeborene Knabe Tod und Verderben bringen über Vater und Mutter und über viele vom Stamme Judäa.

Alsdann ist sie davongegangen, stolz und hehr wie eine biblische Königin, hat sich fluchen lassen von ihrem Volk und hat laut dazu gelacht.

Drei Monde nach dieser Begebenheit geschah es, daß meine Mutter es unter ihrem Herzen sich regen fühlte, und war der Jubel groß im ganzen Hause. Aber mein frommer und weiser Vater ist, wie ich erzählt habe, in seine Kammer gegangen, woselbst er sich lange Zeit mit seinem Gott beredet, der ihm von

Dahiel der Konvertit

.....
jeher ein guter Gott gewesen war. Darauf ist auch mein Vater fröhlich und guter Dinge worden, hat für das Haus ein Fest bereitet und dem Himmel für den Segen, der über den Schoß seines lieben Weibes gekommen, in Demut reiche Dankopfer dargebracht.

Ich aber danke meinem Gott, der da ist der einzig wahre und ewige Gott, daß ich meinen Eltern zwar die Herzen zermalmte, indessen sie nicht gemordet habe, atmen doch beide heute noch. Und es lebt noch heute Myrrha, die holdselige Tochter des argen Weibes Judäa. Also hat die schlimme Weissagung sich nicht erfüllt, obschon eingetroffen, daß meine Mutter mich meinem Vater unter tausend Schmerzen gebar, wie sie selber mir berichtet hat.

Ach, daß das Gedenken an alle, die ich liebte, da ich noch Dahiel hieß und in Finsternis wandelte, ausgetilgt sei aus meinem Herzen! Darum schrei ich dich an in meiner Not, Herr, Herr!

* 2 *

Ich soll ein gar winzig und schwächlich Kindlein gewesen sein, so daß sie mich nur mit Zittern und Zagen in den Tempel bringen konnten, damit an mir die Beschneidung vollzogen werde. Und es lebten meine lieben Eltern — ich denke an die Verfluchung — lange Zeit in Furcht, mein Leben möchte auslöschen gleich einer Leuchte, wenn die Flamme das Öl aufgezehrt. Es ward mir in späteren Tagen von der alten Dienerin unseres Hauses, der Rebekka, und von den guten Frauen, unseren Nachbarinnen, häufig unter vielem Wehklagen berichtet, wie meine Mutter vor Grämen um mein trübselig Leben schier verging, weshalb ich wohl sagen darf, daß sie, die mir mit tausend Schmerzen das Leben gegeben, es mir mit zehntausend Schmerzen erhalten. Es hat wohl so sein sollen; nämlich, daß meine Mutter an ihrem Herzen sich ihr Herzeleid großzog.

Könnte ich mit meinen armen Sinnen nur erkennen, warum solche Dinge auf Erden sich begeben, wo es doch grausam ist, ein Würmlein zu quälen, geschweige ein Geschöpf Gottes mit unsterblicher Seele! Aber das begreife ich schon heute mit meinen

* 29 *

Dahiel der Konvertit

armen und unwissenden zweiundzwanzig Jahren; nämlich, daß es vielerlei Dinge gibt, darüber zu grübeln gänzlich untunlich ist; denn nach dem Willen Gottes ergründet der Mensch sie doch nicht. Also sollen wir Christen uns völlig hingeben dem Herrn: Hier bin ich, tue mit mir, was dir wohlgefällt. Und so sei es.

In meinem vierten Jahre bin ich zum Erstaunen der Menschen, im besondern der guten Judenfrauen, und zur Wonne meiner Eltern gar stark geworden; daher alle im Ghetto schrien: „An dem Knaben Dahiel ist ein Wunder geschehen!“ Aber ich habe erfahren, was das für ein Wunder gewesen; nämlich Teufelswerk und Höllenkunst. Meine Mutter, das arme, unverständige Weib, war in ihrer großen Trübsal vors Thor des heiligen Sebastian gegangen und stracks in die Grotte der Here Egeria, zu der Satansvettel, der Judäa. Zu diesem schönen Ärgerniß ist meine Mutter gekommen auf den Knien mit aufgehobenen Händen. Sie hat vor dem Weibe ihr seidenweiches Haar gerauft und die Teufelin um ein Mittel für ihr sterbend Söhnlein angeschrien, indem kein Arzt und kein Weiser dem Kinde helfen könne. Auch hat das schlimme Weib meiner Mutter wahrlich geholfen aus arger Lücke und Bosheit und mit einem Lachen, daß in ihrem roten Munde alle ihre weißen Zähne aufblitzten. Und lachend hat sie gesprochen: „Hanna, du Weib des Simeon Sarfadi, die du mich anschreiest auf deinen Knien um Erbarmen, wie ich habe angeschrien auf meinen Knien mit erhobenen Händen den Rabbi Simeon — ich sage dir: dir wäre besser, du betteltest bei mir für deinen Knaben um Gift. Indessen, da du mich um ein Mittel anflehst, seinen kranken Leib zu heilen, will ich deiner Bitte Erhörung schenken; dieweil der Knabe Dahiel soll leben, auf daß er mich räche an seinen Erzeugern und an vielen seines Volkes, die vor mir ausspeien und mich für greulicher halten, als Skorpione und Schlangen.“

Sie sprach's und braute den Trank und gab den Trank meiner Mutter, dem beförten und in ihrer Angst um den einzigen Sohn wie gänzlich unsinnigen Weibe. Meine Mutter ist für den Trank wiederum auf ihre Knie gegangen vor der Zauberin, wobei sie von sich getan all ihr güldenes Geschmeide, welchen reichen Schmuck indessen die Arge nicht hat nehmen wollen; wohl weil sie von

Dahiel der Konvertit

.....
ihrem Liebsten, dem Teufel, des Goldes genugsam besessen — was man aber an ihrem verheerten Leibe nicht gesehen hat. Meine Mutter ist aufgestanden und hat sich vor Judäa geneigt wie vor einer Königin und ist dahingegangen, das Gemüt voller Frohlocken.

Also ist an mir das Wunder geschehen, daß ich am Leben geblieben bin, weil meine liebe Mutter für ihren Knaben dem Bösen ihre Seele verkauft hat. Ach, und ich lebe noch heutigtages mit dem Zaubertrank in meinem sündigen Leibe, wodurch ich jede Stunde meines Lebens dem Teufel verfallen kann. Hilf, Herr Gott, hilf, daß die Hölle nicht von neuem Macht über mich gewinne. Schleunigst will ich beten und auch nach besten Kräften die Geißel über mich schwingen. Darum lege ich nun die Feder nieder.

Bin wiederum besänftigt in meinen bösen Trieben, auch sonst recht ermattet vor körperlichem Weh. Süglich will ich fortfahren, von mir zu reden, wie ich gewesen, da ich noch Dahiel hieß und ein Sohn war, der seine Eltern lieb hatte.

Ach, daß ich die Angesichter meiner lieben Eltern nicht vergessen kann, sondern sie bei Tag und bei Nacht vor mir sehe, weshalb mir schon geschehen, daß ich meine Arme nach ihnen ausgestreckt mit einem lauten Weheschrei und mich weinend in ihre Arme stürzen wollte, die sie nach mir mit lieblicher Lächeln ausbreiteten. Da mich kein Gebet vor dem Satanspuk dieser Gesichter schützt, muß ich wohl annehmen, daß mein Gebet immer noch ein recht schwaches und unchristliches ist; wohl wegen meiner großen Sünden und weil ich in Rom gegen Gott und die Kirche trotz meiner Erleuchtung und Bekehrung solche gräßlichen Frevel begangen, die ich jetzt freilich schwer bereue und büße.

Ich denke oft, daß ich von den Bildern meiner Eltern so häufig heimgesucht werde, geschieht auch deshalb, weil jene Gesichter das erste gewesen, was der Knabe vom Leben erschaut. Dieses hat aus den Augen meiner Mutter mich gar holdselig angelächelt und mit den Lippen meines Vaters gar zärtlich zu mir gesprochen, so daß ich nach den beiden Angesichtern meine kleinen Arme ausgestreckt mit kindischem Jauchzen und heutigen-

Dahiel der Konvertit

.....
tages noch immer so tun würde. Und ich will nur gleich den Frevler bekennen. Nämlich es bedünkt mich: meine Mutter gleiche dem Bilde der himmlischen Frau, welche der Welt den Erlöser geboren. Oftmals, wenn ich zu der lieblichen und schmerzreichen Muttergottes bete, wähne ich, es geschehe zu meiner Mutter. Lieber Vater im Himmel — wie ist dann dein schlechter Knecht Angelikus ein so frommer Christ!

Meiner Eltern Haus liegt im Ghetto nahe einem Ort, „Platz des Weinens“ geheißten. Es hat aber dieser Ort seinen Namen nicht von den vielen Tränen, welche das Volk der Juden in der römischen Knechtschaft vergossen — Tränenströme wären zu geringe Flut als Sühne für die Tropfen, die vom Kreuz des Gottessohnes niedergelassen — sondern es führt der Platz den Namen von einer Kirche der heiligen Jungfrau Santa Maria del Pianto, so benannt, weil in diesem Heiligtum die Gottesmutter über die Verstocktheit des jüdischen Volkes unaufhörlich Tränen vergießt. Wohl darfst du darum weinen, Maria, Himmelskönigin, weinen bittere Tränen, nicht minder wie um deinen gekreuzigten Sohn Jesu Christo.

Meiner Eltern Haus stößt auf der einen Seite an den jüdischen Tempel, auf der andern an eines der Tore des Ghettos. Denn die Stadt der Juden ist ringsum hoch ummauert, damit die Ebräer von den Christen abgesondert und streng geschieden seien. Auch meinen wir Gläubigen von den Juden, daß sie stänken — wohl mögen der Juden Seelen aufstinken zu Gott. Jeden Abend vor Untergang der Sonne müssen die Juden in ihre Stadt zurückgekehrt sein; denn beim Untergang der Sonne werden sämtliche Tore gesperrt und mit scharfen Wächtern umstellt — gänzlich gleich dem Vieh, welches die Hüter über Nacht einsperren. Und erst am Morgen bei Sonnenaufgang werden die Pforten wieder geöffnet, worauf die Ebräer den Tag über in der römischen Stadt unstedt und flüchtig weilen dürfen.

Jenes Tor, daran meiner Eltern Haus stößt, ist in die Mauer eingelassen und befindet sich unfern einer mäßigen Höhe, so aus dem Schutt und den Trümmern der Häuser der alten Roma entstanden. Auf diesem Hügel, jenseits der großen Pforte und meiner Eltern Haus gerade gegenüber, steht ein mächtiger Palast,

Dahiel der Konvertit

genannt das Haus der Cenci, welche in alter Zeit ein gewaltiges Herrschergeschlecht waren. Jetzt weiß ich, daß in dem trübseligen Hause die Beatrice Cenci gelebt hat ein fürchterlich mörderisch Weib, obgleich lieblich von Angesicht wie ein lichter Engel des Himmels — wie Myrrha, die Tochter der Teufelin Judäa. Aber es wandelt die Sünde auf Erden oft in herrlichem Leib und göttlicher Gestalt.

Genanntes Haus hat ein gar grauses Ansehen, auch ist über dem Eingang ein abgeschlagenes Frauenhaupt aus Marmor eingefügt; das Haupt einer heidnischen Jungfrau, Medusa mit Namen, die mit einem Unhold Buhlschaft getrieben. Vor dieser Burg des Geschlechtes Cenci, desgleichen vor dem Tempel der weinenden Gottesmutter habe ich häufig verweilt, in eine Ecke gedrückt oder verborgen hinter einem Stein, und heimlich zugehört, wie sich die Kinder der Christen im Spiele vergnügten. Sahen sie ein Judenkind, so beschimpften sie es, bewarfen es mit Straßenkot, streckten die Zunge heraus, spotteten und schrien. Obgleich ich nun solches Tun nicht christlich finden kann, vermag ich es wohl zu entschuldigen, indem es doch die Kinder der verfluchten Juden betrifft. Nun mag ein Unaufgeklärter und Unbußfertiger einwenden: was können die armen unschuldigen Kindlein dafür, daß einstmals ihr Volk den Gottessohn, der doch die Kindlein hat zu sich kommen lassen, ans Kreuz gebracht? Aber solches Reden zeugt von einer unerweckten Seele; freilich bekenne auch ich voller Bittern und Jagen, daß immer noch ein tiefes Erbarmen mit den armen Judenkindern in mir ist: habe ich doch bereits, da ich noch ein ganz kleiner Wicht war, nicht aus noch ein gewußt vor Leid um den Haß der Christen wider uns.

Die Kinder der Juden erfahren gar wenig von Spiel und von Freuden; denn sie müssen bereits von klein auf ihren lieben Eltern helfen Handel zu treiben, welcher nach dem weisen und gnädigen Edikt des heiligen Papstes Innocenz XIII. einzig und allein mit Dingen geschehen darf, als da sind: alte Leppiche, allerlei Lappen und Feszen und altes Eisen. Da sitzen nun die Kinder bei den Müttern vor den Häusern, die dunkel und kotig sind gleich Höhlen, und kauern bis zum Hals in stinkenden Lumpen, ganz fahl in ihren jungen Gesichtern von Fieber und schlechter Luft.

Dahiel der Konvertit

Ach, wie oft habe ich meine lieben Eltern gebeten, mich auch in Schmutz und Lumpen sitzen zu lassen. Weil indessen mein Vater Rabbiner war, wurde mir ein solches Begehren nicht erfüllt, was mich viele bittere Tränen gekostet. Ich konnte eben nicht begreifen, weswegen eines Rabbiners Sohn nicht tun durfte, was anderer Väter Söhne taten — da ich doch auch der Sohn eines Juden war und mein Leben lang nichts anderes sein wollte. Also war der Knabe Dahiel mit Blindheit geschlagen.

Desgleichen wußte und verstand ich in allen übrigen Dingen nicht viel von der Welt. Meine Eltern hatte ich lieb, und zwar mit großer Kraft und Leidenschaft. Und ich hatte lieb unsere treue Magd, die alte Rebekka; ich hatte alle lieb: alle Menschen, so viele ihrer waren auf Erden. Ach, ich hatte lieb von Herzen Juden und Christen. Weil nun auf der Welt alles so gänzlich anders war — weil die Christen die Juden haßten und sie knechteten, ward ich in meiner kindischen und unwissenden Seele todtraurig; zumal ich damals nimmer begriff, weshalb ein so grimziger Haß notwendig sei. Daraus ist leicht zu erkennen, wie kindisch und unwissend ich zu jener Zeit gewesen bin. Ich meinte nämlich: daß auch die Juden Menschengesichter hätten, daß auch sie lachen und weinen könnten, sich freuen und traurig sein, nicht anders als wie die Christen. Denn schlug ein Christ einem Juden eine Wunde, blutete auch der Jude.

Es erhob sich oftmals im Ghetto wüstes Geschrei und lautes Wehklagen. Alsdann hatte ein Christ einen Juden mißhandelt. Ein Christ durfte auch einen Juden totschlagen. Das ist dann nämlich eine Gottestat.

Also ward mir gelehrt.

* 3 *

Ach, wie war es schön in meiner Eltern Haus! Wohl auch dunkel und trübselig, indem von der lieben Himmelssonne gar wenig im Ghetto zu schauen ist. Aber es gibt im Hause meiner Eltern eine Kammer, die dünkte mich die Vorhalle aller Glückseligkeit. In diesem schönen und feierlichen Gemache begingen

* 34 *

Dahiel der Konvertit

wir die heiligen Sabbate und sonstigen hohen Feiertage. Da waren bunte Teppiche, Stickereien und Gewebe, eine Menge schimmernder Gefäße und Lampen. Alle diese Leuchten wurden des Abends angezündet. Das gab einen Glanz! Und die guten, fetten Festspeisen. Das schreckte! Indessen das Schönste von allem war meine Mutter in ihrem lichten seidenen Gewande. Aber schön für meine Augen war auch die alte, welcke Rebecka; alles, alles war schön! Alsdann las mein Vater aus dem heiligen Buche und wir sprachen dazu die Gebete; darnach genossen wir nach Herzenslust von den vielen guten und frommen Speisen, und meine Mutter erzählte Geschichten: von dem lieben Joseph und — — Es ist nicht zu sagen, was für wunderschöne Geschichten meine Mutter zu erzählen wußte. Dabei drängte ich mich an sie und hörte zu, daß es mir den Atem versetzte.

Im übrigen blieb ich ein Kind der Sorgen und Schmerzen, und meine Mutter hat über meinem jungen Haupt viele Tränen vergossen und mein Vater über mir viele Gebete gesprochen. Ach, es glich meine Seele dem Wachs, das ein Sonnenstrahl zu schmelzen vermag; weshalb denn auch viel Leids in mir war: weil ich alles mit litt, was ich an Leiden sah, von denen im Ghetto mehr aufgehäuft liegen, als Lappen und Fetzen; also daß die Weiber der römischen Juden daraus bereiten könnten einen Mantel für das ganze Volk Israel: das ganze Volk Israel könnte sich einhüllen in den Schleier, den die römischen Judenweiber von ihren Tränen spinnen und aus ihrem Herzeleid wirken.

Es sprach mein weiser Vater zu meiner Mutter von seinem jungen Sohn: „In seiner Seele wohnt das Elend des ganzen Volkes und es wird seine Seele zertrümmern wie gärender Wein das Gefäß.“

Du mein weiser und lieber Vater — es ist in deines Sohnes Seele nicht allein viel bitterer Jammer, sondern noch viel mehr schreckliche Schuld; indem dein Sohn Samen ist von der Frucht, die das sündenlose Gotteslamm getötet hat. Darum soll vertilgt und ausgelöscht sein von dem Antlitz der Erde alles, was da atmet von dem Mörderstamm.

Also lautet die christliche Lehre, die ich empfangen habe.

Nun muß ich berichten von dem Knaben Mose, der mir lieb war, als hätte derselbe Schoß ihn geboren, welcher mich empfangen und getragen.

O Mose, Mose, der du immer noch bist in der Gemeinschaft der Söhne und Töchter des Satans! Es fließen meine Tränen um dich und meine Seufzer dringen auf um dich, und ich schreie an um dich den Himmel Tag und Nacht, wie ich auch tue für die Seelen meiner Eltern und Myrrhas, der holdseligen Jungfrau, in deren süßer Gestalt die Sünde leibhaftig wandelt über die Erde. Herr Gott, welche heiße Liebe trug ich im Herzen für die, die dich verleugnen! Mit allen Flammen ewigen Feuers sollst du mich darum strafen.

Doch ich will erzählen, wie mir geboten worden — —

Der Freund, der mir teuer war, wie mir Gottes Wort nicht teurer ist, hieß Mose Halarki. Im Ghetto war kein Knabe, der armseliger, und keiner, der reicher gewesen wäre als er; denn sein Geist glich einer Quelle lauterer Goldes. Seine Mutter war eine arme Witib und auch er seiner Mutter einziges Kind. Sie wohnten in der Via Fiumara. Das ist eine enge und jammervolle Gasse im Ghetto zunächst dem Tiberflusse. Ihr Haus schien aus Kot aufgebaut und drinnen war es wie in einer Modergube: bis zum Dache angefüllt mit stinkenden Lumpen. Die schwarzen Wände triefen vor Nässe und zweimal des Jahres stand das Gebäude unter Schlamm und Wasser, indem zweimal des Jahres der gelbe Fluß von Regen- und Schneewasser anzuschwellen pflegt und aus seinem Bette tritt. Besonders ist es die Via Fiumara, die beinahe ganz bedeckt wird von den schlammigen Fluten; vornehmlich geschah das mit dem Hause der Mutter meines Mose, weil dieses am tiefsten und dem Wasser am nächsten lag, daß der Estrich, darauf die Lumpen gehäuft lagen, nur im hohen Sommer völlig trocknete. Es lebten demnach mein Mose und seine Mutter mehr als Kröten denn als Menschen. Freilich waren beide Juden und mit solchen sollte man sich füglich jeden Mitleids enthalten.

Ach! Mit jedem Blatte, welches ich auf das Geheiß des hochwürdigen Abtes Evaristus mit meinen Schriftzügen anfülle, er-

Dahiel der Konvertit

.....
kenne ich mehr und mehr, wie gänzlich untauglich ich bin zu dergleichen Dingen mit der Feder; also, daß dies Skriptum mir große Noth schafft. Ich fühle mich gar ungeübt, unwissend und unvermögend, so viele Begebnisse und Betrachtungen aufzuzeichnen; indem mich mein Vater, obschon er selber ein großer Weiser war, meines schwachen und zärtlichen Leibes willen, aufwachsen ließ sonder Gelehrsamkeit gleich einer Lilie auf dem Felde. Nur meine Stimme übte er mit großem Fleiß; weil viele Leute meinen Gesang eitel Wohlklang fanden und ich nach meiner Eltern und aller Wunsch in Psalmen und Psaltern lobsingen sollte dem Herrn des Sabbats im jüdischen Tempel. Wäre ich sodann erstarrt, wollte mein Vater mich einführen in die heiligen Geheimnisse unseres Glaubens, — der schändlicher Unglaube ist — mich auch die frommen Wissenschaften lehren und viele göttlichen Dinge. Indessen ehe es recht dazu kam, ward meine Seele erweckt, daß ich den jüdischen Glauben und meine jüdischen Erzeuger abschwor. Zum Christentum bekehrt, empfing ich wohl reiche Unterweisung in allen Sachen, darin ein Christ der Kirche dienen kann, besonders im Gehorsam; doch bis zu diesem Tage ist all mein Wissen eitel Stückerk, daß ich mich zu Gebet und Buße flüchten muß, um in meinem Nichts bestehen zu können vor den strengen Vätern und guten Brüdern meines lieben Heiligen, wie ich denn auch gar eifrig bin, Herz und Nieren zu prüfen nach dem Gebot des hochwürdigen Abtes Evaristus, desgleichen emsig in meiner Seele lese und alle diese Dinge aufzeichne in Kummer und Herzeleid ob meiner menschlichen und christlichen Unwürdigkeit.

Aber erleichtert hat es mich in meinem bedrückten Gemüt, daß der hochwürdige Abt diese Blätter seit jenem einen erstenmal, wo er mir die scharfe Pönitenz auferlegt, nimmer wieder betrachtet hat; also, daß ich mit meinen Gedanken mich frei auf dem Papiere ergehen kann wie auf einer Aue: bald hierhin, bald dorthin. Es blüht manche Blume, die ich wohl gern pflücken möchte; aber das weiß ich längst: nämlich, daß im Kloster keine Blumen blühen dürfen, sondern der ganze Gottesgarten holdseliger weltlicher Freuden darin verwelkt und verdorret sein muß. Treibt mich demnach ein böses Gelüste nach den Blumen hin, muß so:

gleich der Geißelstrang helfen, mich von hinnen zu jagen, in die öde Wildnis hinein. Dasselbst blüht die göttliche Himmelsblume des Glaubens.

* 4 *

Warum meine Augen und mein Herz gerade auf den Knaben Mose fielen? Wohl aus innigstem Mitleid. Auch mag der Herr in seiner Weisheit es also gefügt haben, obwohl ich in meiner Blindheit nicht zu erkennen vermag, was eine solche göttliche Fügung für meinen Freund Mose Gutes bedeuten möge: hat ihm doch meine Liebe Trübsal und Gram gebracht, mehr, als ein Menschenherz erträgt; und ist es doch zwischen uns dazu gekommen, daß er, dessen Seelenfreund ich gewesen, mich verfluchen und von sich stoßen mußte gleich einem räudigen Hund. Doch ich will nicht murren, sondern sprechen: wie du willst, Herr, und nicht, wie ich will.

Ich sah den Knaben Mose ein jedesmal, wenn ich durch die Via Fiumara ging, und ich ging durch diese schwarze, stinkende Gasse nur, um den Knaben Mose zu sehen. Lange Zeit stand ich von fern und faßte mir nicht das Herz, zu ihm heranzutreten. Gleich den anderen armen Judenknaaben seines Alters kauerte er mit seiner bleichen Mutter vor ihrer Höhle und sonderte Lumpen aus, von denen er hoch umgeben war; wie es auch hinter ihm, in des Hauses Innerem, nichts anderes zu erblicken gab, als Flicken und Fetzen. Die schlechtesten Lappen aber waren die, welche er und seine Mutter am Leibe trugen.

Wenn ich heute darüber sinne, wie mein Mose zu jener Zeit von Aussehen gewesen, weiß ich mich nicht zu erinnern: war er von Angesicht schön oder häßlich? Mich dächte er in seinem großen Elend und darin, wie ihm das Leben dennoch eitel Freudigkeit und Wonne war, als das hehrste Menschenbild. Er hatte Augen von solchem Glanz, daß sie für mich gleich Strahlen waren. Seine Locken, deren Schwärze dem Gefieder eines Raben glich, hingen ihm bis auf die Schultern nieder über Stirn und Wangen; die waren hager von Mangel und bleich von Siedetum und schlechter Luft; und unter den Fetzen, die seinen kranken

* 38 *

.....
 Körper kleiden sollten, kam sein armes gelbes Fleisch zum Vorschein. Es hatte Mose, wie auch seine Mutter, gar häufig das Fieber. Aber es brannten nicht darum seine Augen so heiß, sondern es war eben seine Seele, die als Flamme aus seinen Blicken glühte.

Also ich kam immer, stand abseits, sah zu ihm hinüber und hatte einen solchen Jammer in mir, eine solche Sehnsucht! Ach, so dachte ich, könntest du ihm doch etwas zuliebe tun; dich in seine Lumpen hüllen und ihn mit deinem besten Röcklein bekleiden. Oder statt seiner dich dort niederkaucern und ihn von deiner Mutter in dein weißes Bette legen lassen! Ach, daß ich nichts, gar nichts zu tun vermag für die Armen und Elenden, von denen die Erde voll ist wie der Himmel voller Sterne. Ich möchte hinauslaufen aus dem dunklen Zwinger, hin, wo die Sonne scheint, und für Mutter und Sohn beide Arme voll Himmelslichtes zurückbringen, und es über ihre Häupter schütten, auf daß sie dastunden in eitel Glorie. Solches waren in jenen frühen Tagen meine törichten Wünsche in meinem großen Herzeleid um Mose und alle, die da mühselig und beladen waren; wußte ich doch zu jener Zeit noch nicht, daß aller Glanz des Tages gleich dunkler Nacht ist, wenn kein Strahl der Erleuchtung in die Seele fällt. Welt, wie bist du voller Finsternis!

Wie ich berichtet, war ich von solcher Ehrfurcht vor der Armut und dem Siechtum jenes Knaben erfüllt, daß ich nicht wagte, mich ihm zu nahen. Eines Tages schickte er seine Mutter mit einer Botschaft zu mir, der ich jenseits der Gasse stand. Da ich gewahrte, daß der kranke Knabe unverwandt auf mich blickte und dabei zu seiner Mutter sprach, diese alsdann aufstand und langsam, mit müden, schleppenden Schritten auf mich zukam — ach, da hat mein Herz geschlagen, als sollte mir eine Botschaft vom Himmel kommen, und ich habe mich vor dem niedrigen Weibe geneigt, als stände der Erzengel einer vor mir. Und ich dachte: gewißlich schickt er seine Mutter zu dir, damit du zu ihm kommen sollst. Und ein Schwindel ergriff mich.

Es sagte aber das Weib, das eine leise und überaus traurige Stimme hatte: „Mein Sohn Mose läßt dir sagen, du möchtest von hinnen gehen.“

.....
D, wie ward mir da zumute, wie schämte ich mich da! Sind mir auch gleich die Tränen in die Augen getreten; also, daß das Weib mich trösten wollte und sagte: „Mein Sohn Mose kummert sich, du möchtest dir in unserer Gasse das Fieber holen; indem die Stätte gar ungesund ist, absonderlich zur Abendzeit, wenn die Sonne niedergeht und die schlechte Luft vom Flusse heraufsteigt. Wie würde deine liebe Mutter sich betrüben, so du aus Liebe zu meinem Sohne krank würdest an dem Fieber, von dem er befallen wird fast einen jeden Tag. Tue also, worum mein Sohn dich bittet.“

Wie ward ich da froh! Und ich rief: „Schnell führe mich zu deinem Sohn; denn ich liebe ihn mehr als mein Leben. Ich bin krank, solange ich gesund bin und ihn krank sehe. Laß uns eilends zu deinem Sohne gehen.“

Da stieg ein Glanz auf in des armen Weibes Gesicht und es ward ihr Antlitz wahrhaft leuchtend von ihrer heiligen Mutterliebe, die eben doch das Göttlichste ist auf Erden. Sie entgegnete mir nichts. Ich hätte auch nicht gehört; denn ich lief schon voraus zu ihrem Sohne. Neben diesen warf ich mich hin auf die Lumpen, ergriff seine Hand und bat ihn flehentlich: „Laß mich bei dir bleiben!“

Und ich blieb bei ihm.

* 5 *

Ich blieb bei ihm und ich durfte wiederkommen — jeden Tag! Er sagte in seiner strengen und trotzigen Art: „Wenn du das Fieber bekommst, so geschieht dir recht, denn warum hast du mich lieb! Überhaupt — was hast du mich liebzuhaben?“

Er tat, als spräche er im Ernst. Warum ich ihn lieb hatte, wußte ich freilich nicht. Ich konnte eben nicht anders.

Seine Mutter war so arm, daß er nicht in die Betschule gehen konnte — eine andere Schule hatte man zu jener Zeit für die Hebräer nicht — sondern er mußte, trotz seines Siechtums, seiner Mutter Tag für Tag bei ihren Lumpen helfen. Da erzählte ich ihm denn alles, was ich sah und hörte, seitdem ich unsere hei-

.....
 lige Schule besuchte, was bereits seit einiger Zeit geschah — seit meinem dreizehnten Jahre. Jetzt schämte ich mich, weil ich sowohl in irdischen wie in himmlischen Dingen gar so unwissend war. Denn mein Mose wußte mehr als ich, und ihn hatte niemand etwas gelehrt. Es brauchte ihn auch niemand etwas zu lehren; es war alles in ihm. Er belehrte mich und machte, daß ich über vieles nachdachte. Er legte mir alles aus. Alsdann meinte er aber doch: „Du mußt ein großer Talmudist werden und dem Volke die Bücher der Weisheit auslegen und das Volk frei machen von seiner Knechtschaft durch deine Lehre.“ Das verstand ich nicht. Ich mußte ihn ansehen, wie er zu mir sprach gleich der Erzengel einem. Was für Dinge er bei seinen Lumpen bedachte! „Siehe,“ so sprach er zu mir, „dieser Feszen ist aus dem Kleide eines Kardinals und dieses hat einst eine große christliche Dame als Schleier getragen. Nun liegen sie bei den Lumpen, welche Bettler und wir stinkenden Juden am Leibe gehabt haben: also werden wir dermaleinst vor Gott alle gleich sein.“

Ich erkenne nun, welche teuflische Irrlehre das war; dieweilen niemals Christen und Juden — niemals Gerechte und Ungerechte vor das Antlitz des Herrn kommen können; sondern es ist und bleibt der Jude verdammt zum ewigen Tode, von dem der Christ aufersteht zur ewigen Seligkeit.

Meine Eltern wußten um meine Liebe zu dem Knaben der armen Witib und sie willfahrten mir darin, achteten auch nicht der bösen Luft in der Via Fiumara, sondern sprachen: „Der Herr wird ihn behüten, daß er uns nicht zu Schaden komme. Wir stellen unsern Sohn in die Obhut des Herrn.“ Also waren meine Eltern — ich bleibe des Fluches stets eingedenk — gar fromme Leute; nur daß sie einem falschen Glauben ergeben und ihnen daher alle Frömmigkeit nichts helfen wird. Ja, je inbrünstiger sie ihren Gott anbeten, desto verworfener und schändlicher sind sie vor den Augen meines Herrn. Ach, diese Kümernisse um das Seelenheil meiner Eltern und aller Ebräer sind Dinge, um derenwillen ich mir den Kopf einstoßen möchte am ersten besten Stein. Gott führe mich nicht in Versuchung.

Mit unsäglicher Trauer gewahrte ich gar bald in dem Herzen

.....
 meines Mose einen wilden und ganz schrecklichen Haß gegen die Christen. Doch war diese Wut nicht gegen ihren Gott und dessen Sohn gerichtet, den er, so glaube ich, hoch und heilig hielt, sondern vielmehr wider die Priester dieser Gottheiten und die Gemeinden der Priester. Er schmähte jene falsche Verkündiger Gottes und schändliche Ausleger seines allergöttlichsten Wortes. Und es fuhr seine Rede dahin wie eine Flamme im Sturm, daß ich in großen Ängsten bei ihm saß. Also suchte er mich in seinem Haße gegen die Gemeinden der Christen zu belehren; ich war aber ein grober Schüler, der seinen Meister nicht begriff, wofür ich nunmehr dem Himmel alle Tage heißen Dank sage.

Einmal geschah es, daß seine Mutter schwer krank darniederlag. Ach, wie war da mein Mose voll Jammers und Geschrei wider den Herrn. Es waren wiederum die Christen und die jüdische Knechtschaft, wogegen er seine Stimme erhob. Was mußte ich da erfahren von der Seele meines Mose! Und wie er in seiner Seele unablässig auf Rache sann, er, der doch noch ein Knabe war! Er hatte auch die Rache schon ausgedacht: für das ganze Volk Israel, an dem ganzen Volke der Christen.

„Sie sperren uns ein und werfen uns ihre Lumpen vor wie den Hunden Knochen und Abfall. Wir aber sitzen in unseren Ställen und machen uns ihre Lumpen zu Gold. Jeder Haufen stinkender Fäzes, den du hier siehst, ist ein Haufen köstlichen Goldes. Das Gold tragen wir aus unseren Höhlen in die Paläste der Christen. Wir bringen ihnen unsere Schätze; wir bringen sie ihnen in tiefer Demut, mit gebeugtem Rücken, den Boden küssend, den ihr Fuß tritt. Aber in unserer Seele ist ein großes Jubeln und Frohlocken. Denn unsere Feinde nehmen aus unseren Händen unser Gold; Kaiser und Papst, Fürst und Edelmann nehmen es. Sie speien dem Juden ins Gesicht, sie sprechen: ‚Pfui, der stinkende Jud!‘ Aber sie nehmen sein Geld und übergeben sich damit seiner Rache. Und ich sage dir: es wird auf Erden eine zweite Sintflut kommen: Gold! Gold! Gold! Es werden die Juden die Erde überschwemmen mit Gold, daß die Christen darin untergehen, und es wird ein schreckliches, aber gerechtes Gericht gehalten werden; erachten die Christen die Juden gleich

Dahiel der Konvertit

wilden Thieren, so werden die Juden wilde Thiere sein und die Christen zerreißen.“

Also sprach Mose, mein Freund, und ich weinte um ihn.

Aber je trauriger ich ward in meinem Gemüt um Mose, meinen lieben Bruder, um so wilder schrie dieser seinen Haß gegen die Christen in mich hinein, so daß ich umherging, die Seele gleichsam voller Posaunen, welche wider die Christen schmetterten. Doch sie vermochten nichts in mir zu wecken, als eitel Leid. In dieser Zeit geschah es, daß eines Sabbats im Frühling mein Mose zu mir sprach: „Laß uns in die römische Stadt gehen, woselbst die Christen ihr Frühlingsfest begehen. Sehen wir zu, wie sie guter Dinge sind, auf daß auch wir unsere Freude daran haben.“

Wie ich da fröhlich ward in meinem Herzen, weil Mose auch einmal die Freude der Kreatur sehen wollte. Wir gingen also. Aber es war mein Mose gar elend an seinem Leibe, die Füße dick geschwollen vom beständigen Sitzen unter den feuchten Lumpen in dem moderigen Loch. Er hatte auch wieder das Fieber, so daß er sich kaum schleppen konnte und ich ihn beim Arm fassen mußte, damit er nicht hinfalle. Ich bat ihn daher herzlich, bei seiner Mutter zu bleiben; aber er wollte nicht, lachte mich aus und ließ meinen Arm fahren. Wir kamen zuerst an den Ort im Ghetto, den man den Bogen der Oktavia nennt. Es hat daselbst einstmals ein Tempel der heidnischen Römer gestanden; davon sind bis auf den heutigen Tag herrliche Säulen und Hallen bewahrt geblieben, welche in Unrat und Kot stecken; ein greulicher Gestank von Fisch, der nahebei in einer Gasse auf Steintischen zum Verkaufe ausgelegt wird, herrscht daselbst. Auf diesen Ortweisend, sagte mein Mose: „O Dahiel, hier ist eine Stätte großer Trübsal für unser Volk; denn hier hat es sich begeben, daß die Römerkaiser Vespasianus und Titus, von denen du mir erzählt hast aus der Schul, einen grausamen Triumph über unser gefangenes und in Knechtschaft geführtes Volk gehalten haben. Und ich weiß von meinem Vater Elia, der es gehört hat von seinem Vater Samuel, daß an dieser Stätte der Schmach Israels bei den römischen Kaisern ein jüdischer Mann, Flavius Josephus, gestanden ist, welcher mit den Feldherren der Unterwerfung seines Volkes zugeschaut, auch alles aufgezeichnet hat, wie es zugegangen, da

.....

das Römervolk Israel die Stirn brannte mit dem schändlichen Merkmal. Waren die Feinde Israels tausend und abertausend, alle prächtig gekleidet und die Häupter umkränzt. Jeder gemeine Mann, der geholfen, unser Volk in den Staub niederzutreten, hat ein seiden Hemd getragen und war mit Lorbeer geschmückt wie ein Feldherr und Kaiser. Und es war da ein Glanz von Gold, heller als die Sonne; es waren da der Perlen und Edelsteine wie Sand am Meer und des Purpurs eine solche Menge, daß man damit die ganze römische Stadt und alle sieben Hügel hätte bedecken können. Auch die gefangenen Juden sind einhergezogen zu Tausenden und aber Tausenden, behängt mit Gold und köstlichem Gestein, und es ist solches geschehen, damit die Römer nicht Ärgernis nähmen an dem Anblick ihrer Leiber, die sieh waren durch Gebrechen und schrecklich anzusehen durch das Elend der Knechtschaft. Bei diesem Triumphzug wurde den Römern vorgeführt, wie es zugegangen in der Schlacht wider die Juden, also deutlich und wirklich, daß die Zuschauer es sehen konnten, als hätten sie mitgeholfen, Israel zu verderben. Es hat das Volk in dem Zuge die Schlachtreihen der Römer und Juden erblickt, den ganzen Kampf, Fliehende und Gefangene, Sterbende und Tote; wie auch die Felder der Juden zu sehen waren, verheert und zerstampft, die Städte der Juden, zerstört und im Brand auflodernd, der Juden Tempel, geplündert und beraubt. Zu sehen waren ferner: alle ihre Heiligtümer, hinweggeführt aus ihren Tempeln, viele Schiffe, angefüllt mit köstlicher jüdischer Beute, darunter Weiber und Kinder. Und als die Römer den ganzen Tag geschaut, also, daß viele tot hinsanken vor Ermattung, da wurden die Tempelgefäße aus Jerusalem herbeigebracht: der goldene Tisch, der Leuchter und die Bundeslade mit den Gesetzen. Es erhoben die Römer ein großes Siegesgeschrei und des Jubels ist kein Ende gewesen. So sind sie auf ihren heiligen Berg Capitolinus gezogen, daselbst sie ihren Göttern geopfert und viele der gefangenen Juden getötet haben; alle Fürsten und Feldherren und was sonst vornehm war, auch Weiber und Kinder. Alle wurden sie zuvor mit Ruten gepeitscht, dann erdrosselt und vom Felsen gestürzt. Solchermaßen haben die, welche heute Christen sind an unserem Volk getan. Das merke dir wohl.“

Dahiel der Konvertit

Darauf gehen wir weiter und gelangen an eine Stätte, Berg Giordano geheissen. Hier bleibt mein Mose stehen, deutet auf den Platz, sieht mich an mit seinen brennenden Augen und spricht: „An diesem Ort sind die Juden zur Schau gestanden vor allem Volk, jedesmal wenn den Christen ein neuer Oberpriester gegeben worden und sie dem Mann, den sie den Stellvertreter Gottes auf Erden nennen, in ihrer Stadt den Triumph bereiteten. Es standen an diesem Platze die Vornehmsten und Ältesten unseres heiligen Volkes, auf den harrend, der über ihr Leben Macht besaß, wie Jehova, der Herr. Sie trugen den Pentateuch, bedeckt mit einem Schleier, und warteten auf den Göttlichen unter Zittern und Zagen. Und mit ihnen warteten viele Christen, sich der Schmach der Juden zu freuen, sie laut zu verhöhnen und anzuspüren, die Männer sowohl wie ihr Heiligtum. Die Ebräer trugen hohe gelbe Mützen, damit sie schon von weitem allen kenntlich seien durch das leuchtende Schandzeichen und jeder Christ ihnen ausweichen könne: ‚Sehet da, ein stinkender Jude!‘ Es kam der Erwählte. Vor diesem warf sich unser Volk in den Staub wie vor Jehova, dem Herrn, und der Oberrabbiner reichte dem Papst die Gesetzesrolle. Darin las der heilige Christ, las und sprach: ‚Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk verdammen wir.‘ Sprach’s und ritt davon, und mochte jeder tun mit den verdamnten Juden, was ihm gefiel. Also ist es viele hundert Jahre gewesen. Das merke dir wohl.“

Wir gingen weiter. Mein Mose ward vom Fieber geschüttelt; aber wenn ich um ihn zu jammern anhub, schaute er mich an, als wollte er mir die Seele versengen, daß ich ganz stille ward und nur im Herzen über die Not unseres Volkes in der römischen Knechtschaft und über Mose, meinen lieben Bruder, wehklagte. Ich hätte gern die Christen grimmig gehaßt, konnte sie aber nicht hassen, und schämte mich, daß ich ein solcher falscher und schändlicher Jude sei und flehte zu Gott, mich im Haß wider unsere Feinde zu unterrichten, damit ich meinem lieben Bruder ähnlich würde. Ich lebte demnach in der Hoffnung, das Gnadengeschenk des Hasses vom Himmel zu empfangen wie eine Blume den Tau; also war ich zu jener Zeit mit Blindheit geschlagen, was mir noch alles zu büßen und abzubeten bleibt in schwerer Pönitenz.

Dahiel der Konvertit

Wir gelangten zu einem dritten Platz, den Platz bei der Minerva. Dasselbst steht ein wunderbarlich heidnisches Ding: ein Elefant mit einem hohen, spitzen Stein auf dem Rücken, und nahe dabei liegt ein gar herrliches Haus mit vielen gewaltigen Säulen und einem überaus hohen Kuppeldache, in der Sonne gleißend wie eitel Gold. Ach, und wiederum sprach mein Mose in wildem Haß: „Betrachte auch diese Stätte, wo der Jammer Israels aufstieg zum Himmel in feurigen Rauchsäulen unter Gewimmer und Gestöhn. Denn hier, mein Dahiel, haben sie unser Volk gebrannt zu Tausenden ihrem Gott zu Ehren: Greise, Weiber und Kinder. Also haben die Christen an unserem Volke getan. Das merke dir wohl.“

Ich schrie laut auf und sprach unter Tränen: „O Mose, Mose, es ist gewißlich nicht wahr, was du da sagst! Gehst du doch nicht in unsere Schul und weißt nichts von Gelehrsamkeit. Wie willst du solches wissen können?“

Er erwiderte: „Um solches zu wissen, brauch ich keine Schul und Gelehrsamkeit; solches schreien in Rom die Steine den Juden zu; du wirfst es auch noch vernehmen. Wenig weiß ich von den Dingen der Erde, aber was den Juden von den Christen geschehen und was sie erduldet und gelitten haben von den Christen, darüber besitze ich große Weisheit und darin will ich dir Lehren geben, auf daß dein Geist erfüllt werde von meinem Geiste. Es ist alles wahr und geschehen, wie ich dir gesagt habe, und es ist erst ein Tropfen aus dem Meere der Tränen und Trübsal Israels. Das glaube mir.“

Wehe uns, daß wir weiter gingen!

Wie ich berichtet habe, feierten die Christen ein großes Fest. Dieses ist, wie ich jetzt weiß, kein frommes und Gott willkommenes Freuen, sondern eine gänzlich heidnische und dem Teufel wohlgefällige Feier, so den Namen Carnevalis führt. Es war, als sei die ganze Stadt vom bösen Feinde besessen. Schon als wir unsern Ghetto verlassen hatten, waren uns bei dem Bogen der Oktavia viele Satansstraßen entgegengesprungen, böses Gesindel in weißen Hemden und am ganzen Leibe mit Schellen behangen, zuchtlose Weiber in hochgeschürzten bunten Röcken, die Haare gelöst und Blumen oder Eppich darein gewunden. Diese

Dahiel der Konvertit

.....
Satanbräute schwangen die Teufelsmusik, Tamburin geheiß, und entblödeten sich nicht, auf offener Gasse mit den Männern schamlose Tänze aufzuführen. Es tönte die Stadt vom Geschrei und Getreisch, wie es in einem Narrenhause zugehen mag, so daß es mir davon wußt und wirt zu Sinn wurde. Auch auf dem Plage, wo die Juden gebrannt worden, gab es viel wilden Volkes, johlend und sinnlos das Elefantentier umspringend, als wäre dieses das goldene Kalb. Ich fürchtete mich sehr und wäre gern wieder im Ghetto gewesen bei meinen lieben Eltern; aber mein Mose war besessen von einem wilden Geist, der ihn weiter führte und weiter, und mich mit ihm.

Je näher wir dem Orte kamen, der eine mächtig lange, schnurgerade Straße ist, Corso benannt, desto gewaltiger wuchs der Lärm der Larven und vom Teufel Besessenen, also daß ich vermeinte, wir würden beide erdrückt. Viel Volks war in den Fenstern zu sehen, aus denen prächtige rote Decken herabhingen, Teppiche, mit Silber und Gold ausgeziert. In den Fenstern und auf den Balkonen waren die Weiber und Töchter der Christen in göttlicher — wollte sagen satanischer Schönheit; viele herrlich gekleidet, mit Perlen und Edelsteinen um den leuchtenden Hals. Auf der Gasse fuhren gewaltige Wagen, mit Pferden und Kindern bespannt, mit bunten Tapeten behangen und mit Blumen überschüttet, darauf gepußtes Volk, wie man es sich gar nicht denken kann, wohl aus fremden Ländern und Weltteilen.

Wir befanden uns nahe der christlichen Kirche San Carlo; es mochte um die dreiundzwanzigste Stunde sein, das ist eine Stunde vor Untergang der Sonne. Um diese Stunde mußten alle Wagen aus der Gasse weichen und zu beiden Seiten standen die Römer in solchen Mengen, daß kein Apfel zur Erde hätte fallen können; alles war dicht von schauendem Volk besetzt und gleich einer großen Erwartung lag es über der Menge. Mose stand neben mir; ich fühlte, wie ein Zittern durch seinen armen, kranken Leib ging und sprach: „Das Fieber hat dich wieder gepackt. Laß uns nach Hause gehen zu deiner Mutter, die in Sorgen um ihren lieben Sohn ist.“

Doch er wollte nicht und erwiderte: „Gleich wirst du dieses Volk jauchzen und schreien hören und gleich werde ich dir sagen,

Dahiel der Konvertit

.....
was an dieser Stätte geschehen, viele hundert Jahre fast bis auf den heutigen Tag. Das höre wohl an und das merke dir wohl; denn solches haben die Christen an unserem Volk getan.“

Er hatte kaum gesprochen, als rings um uns ein greulich Schieben und Drängen, ein Gepfeif und Geheul entstand, als sei die Hölle losgekommen; zugleich vernahm ich ein Getrappel und Gestampf wie von einem Heer böser Geister. Und vom Platze des Volkes her kam eine Herde Pferde angerast, den Leib mit Glittern bedeckt und seidene Bänder in die Mähnen und Schweife verflochten, desgleichen Blumen und Silber. Alles Volk schrie die Tiere an, davon diese wie toll wurden und die lange Gasse hinunter sprengten dem venetianischen Palast zu, als hätten sie eine Schar Dämonen hinter sich, wie denn auch das Volk sich als solche gebärdete, nicht minder die schönen, reichgeschmückten Frauen an den Fenstern und auf den Balkonen. Ich glaubte nicht anders, als daß mein letztes Stündlein gekommen sei, und umfaßte meinen Mose, mit dem zusammen ich meinen Geist aufgeben wollte. Der aber drängte mich von sich und rief mit einer Stimme, wie ich zuvor niemals aus seinem Munde vernommen, und es war, als käme der Geist Gottes über den Knaben: „Wie jetzt diese Pferde, so sind viele hundert Jahre in dieser Gasse zur Lust der Christen die Juden gelaufen: Greise, Jünglinge, Kinder. Wie jetzt diese Pferde, so wurden viele hundert Jahre die Ebräer von den Christen mit Heulen und Pfeifen geheßt, bis sie auf der Gasse unter dem Gelächter der Christen hinsielen und viele von den jüdischen Bestien sind nicht mehr aufgestanden. Das merke dir, Dahiel, du Jude, auf daß wache in dir und groß werde der Haß gegen die Schinder und Henker unseres heiligen Volkes.“

Es war Gottes Wille, daß viele Christen meinen Mose also reden hörten. Selbige waren trunken von Wein und Teufelslust und wußten nicht, was sie taten. Sie schrien: „Der Judenknaube soll laufen!“, warfen sich auf ihn und rissen ihm die Kleider vom Leibe; zumalen taten die Weiber so schamlos. Ich hielt meinen Mose eng umfangen; also, daß sie auch mir die Kleider abrissen, mich stießen und mir großen Schmerz zufügten. Da warf ich mich nieder in den Staub der Gasse und bat sie

Dahiel der Konvertit

mit aufgehobenen Händen, meines Mose Leben zu schonen: er sei krank von Fieber und ganz ermattet. Doch sie heulten — zumalen die Weiber — daß der Judenknabe laufen müsse, denn er habe sie geschimpft und Schinder und Henker geheißt.

So wollten sie ihn denn schinden. Ich aber flehte sie an, mich statt seiner zu nehmen. Und sie riefen: „Du sollst auch laufen, Jud!“

Mein Mose stand da, bis zu den Knien entblößt — wie auch ich war — und hatte einen Schein in seinem Gesicht, als sollte er in die Glückseligkeit eingehen. Ich habe einen solchen Glanz nur noch auf den Gesichtern der gemalten christlichen Märtyrer und Heiligen geschaut. — Da faßte ich meines Mose Hand und wir liefen vor den Christen.

Wir liefen die lange Gasse hinunter, dem venetianischen Palaß zu, den nämlichen Weg, den die wütenden Rosse genommen. Und wie hinter den Pferden her, also hinter uns höllisches Pfeifen und Heulen. Auch spien sie uns an, bewarfen uns mit Kot, schlugen nach uns und beschimpften uns. Es hat mir indessen von alledem nichts Schmerzen bereitet, weil ich immer nur an meinen Mose dachte und daß mein Mose nun sterben würde. Plötzlich freute ich mich, daß ich auch nicht am Leben bleiben würde, und dachte dabei weder an Vater noch an Mutter. Auch das weiß ich noch, daß ich gar keinen Abscheu wider unsere Schinder und Mörder zu empfinden vermochte, sondern nur Trauer, daß solcher Haß möglich sei auf der Welt.

Aber alsdann habe ich alle Gedanken verloren und bin hingefallen, vermeinend, meine Seele auszuhauchen.

Herr, Herr, Herr, warum hast du mich in jener Stunde nicht vom Leben erlöst?!

* 6 *

Das gab Klage und Jammer im Ghetto. Nämlich als am andern Morgen die beiden Knaben für tot vor dem großen Tore gefunden wurden, welches der Synagoge und dem Hause der Cenci zunächst liegt. Sie hoben uns auf und trugen uns in die jüdische Stadt, einen jeden in sein Haus.

Dahiel der Konvertit

Meine Eltern und meines Mose Mutter waren in tausend Ängsten gewesen. Sie wollten ausgehen, uns zu suchen. Doch es wurden sämtliche Tore nach Sonnenuntergang geschlossen und kein Pochen und Rufen nach den Wächtern hatte geholfen, obschon sie die halbe Nacht von einer Pforte zur andern gelaufen waren. Nun brachten sie mich für tot angetragen unter dem Wehklagen der Leute. Da zerriß mein Vater sein Gewand und meine Mutter fiel hin über mich und blieb lange Zeit kalt und starr liegen. Bin jedoch nicht tot gewesen, zur Seligkeit meiner lieben Eltern, die ich jezo ihres scheußlichen Heidentums wegen tausendfach verfluchen muß. Mein erstes Wort hat „Mose!“ gelaftet. Da hat meine Mutter mir zugeflüstert: „Auch Mose lebt.“ Da war ich glücklich!

Das war eine schöne, wonnige Zeit — als ich langsam genas und also meiner Mutter zum zweiten Male geboren wurde, wiederum unter tausend Schmerzen. Ich fühlte mich so selig schwach, als sei ich gar kein Mensch auf Erden, sondern ein lichter Cherubim und brauchte nur meine Glieder zu heben, um aufzuschweben. Jeden Tag wohl zwanzigmal fragte ich nach Mose und ließ mir jeden Tag wohl zwanzigmal sagen, daß er lebe und mich grüße. Ich bat jeden Tag, mich zu ihm zu tragen; doch man willfahrte mir nicht. Dabei tröstete mich, daß von allen Speisen, die meine Mutter für mich bereitete, Mose geschickt bekam: von allem das Beste. Und was war es für ein gebenedeiter Tag, da sie mich zum ersten Male vor das Haus trugen, in die warme Sommerluft und der Himmel der heiligen Freude meiner Eltern über mich, dem Wiedergeborenen, erstrahlte. Ich saß in süßer Mattigkeit und viel Volks kam zugelaufen und feierte mit meinen Eltern diesen Tag. Viele brachten mir Geschenke: süßes Gebäck und saftige Früchte; und es war, als wollten alle mir besondere Liebe erweisen. Die Knaben des Ghetto hefteten an eine hohe Stange eine Tafel, darauf stand geschrieben: „Dahiel, der Sohn Simeons, ist wiederum in guter Gesundheit.“ Dieses trugen sie durch die ganze Judenstadt und alle Kinder liefen hinterdrein, schrien und jubelten und schlugen auf alte Blechgefäße, daß es ein greulicher Lärm ward. Aber schön war es doch und alt und jung hatte Freude daran.

Dahiel der Konvertit

.....

Es kam auch Sara, meines Mose Mutter. Die arme Wittib drängte sich zu mir, umfaßte mich und weinte. Ach, wie erschrak ich! Denn das Weib sah jammervoll aus, als hätte sie lange Zeit im Siechtum gelegen und ohne Unterlaß Tränen vergossen. Aber sie sagte mir, daß es ihrem Sohne besser gehe und daß ich ihn in wenigen Tagen sehen dürfte.

Ich hatte etwas Schweres auf dem Herzen und besprach mich deswegen mit meinem Vater, zu dem ich sagte: „Ich habe den Christen, die mir solches angetan, von Herzen vergeben und bitte dich, mir zu sagen, wie du gegen sie gesonnen bist.“

Dabei dachte ich an den Haß meines Freundes Mose und harrte voller Angst, was mein Vater mir erwidern würde.

Das lautete: „Der Herr segne dich um solcher Gedanken willen, denn dieses sind auch meine Gedanken. Ich habe sie denen gesagt, welche klagen gehen wollen beim Papst über die Mißhandlung, so dir und deinem Freunde Mose angetan worden; ich habe ihnen gesagt: vergeben haben wir, ich und seine Mutter, unseren Feinden die Wunden, die sie unseren Söhnen und unseren Herzen geschlagen.“

Am nächsten Sabbat kleideten meine Mutter und unsere Magd Rebekka mich sorglich an; darauf führten sie mich auf die Gasse und nach der Via Siumara. Wiederum lief viel Volks zusammen und geleitete uns. Unterwegs sagte meine Mutter: „Du wirst den Mose mit großen Schmerzen finden, die er wohl sein ganzes Leben lang wird erleiden müssen. Doch da nun er die Krankheit, mit welcher der Herr ihn geschlagen, so geduldig erträgt, dürfen auch wir nicht murren dawider.“

Diese Worte meiner lieben Mutter drangen mir gleich Schwertern ins Herz. Ich glaubte zu Boden sinken zu müssen und sah nichts mehr vor strömenden Tränen.

Sie führten mich vor sein Bett, welches in einer völlig dunklen Kammer stand, daß ich zuerst nichts zu erkennen vermochte. Ich warf mich über ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen, küßte ihn und weinte. Allmählich erst gewahrte ich sein armes Gesicht, das wie das Antlitz eines Toten war. Er flüsterte mir zu: „Sage mir, mein Dahiel: nun du sie erkannt hast, ist doch auch in

Dahiel der Konvertit

.....
deinem Herzen der Haß, diese göttliche Flamme, erweckt worden, welche ewiglich in dem Tempel des Herzens unseres geknechteten Volkes lodern soll.“

Ich aber schwieg. Da rief er zürnend: „Und hätten sie mich vor deinen Augen getötet und in Stücke gerissen, würdest du sie auch dann nicht hassen? Antworte mir!“

Ich aber schwieg.

Laut stöhnte er auf. Als ich ihn von neuem umfassen wollte, stieß er mich von sich.

Es wollte Mose mich nicht wieder sehen und seine Mutter durfte mich nicht zu ihm hineinlassen. So blieb ich denn vor dem Hause stehen und sah von der Gasse aus hinein in die dunkle Kammer, darin er in seinen grausamen Schmerzen lag. Ach, und ich wußte: er haßte mich, wie er die Christen haßte. Das ertrug ich nicht und schrie zu ihm hinein: ich wollte seinen Haß teilen und von ihm lernen; er möge mich nur wieder zu sich lassen! Denn ich hatte vernommen, daß seine Leiden größer geworden waren von dem Tage an, da er mich von sich gestoßen. Und ich betete zu Gott: er möge mich die Feinde unseres geknechteten Volkes aus tiefstem Herzensgrund hassen lehren.

Ich bekenne diese meine schreckliche Schuld ohne jegliche Hoffnung, selbige könne mir jemals vergeben werden.

Nun hatte ich meinen Freund wieder und kam wenig von seinem Leidensbette hinweg; nur daß ich eifrig in die Synagoge singen ging. Denn meine Stimme nahm zu an Kraft und Wohlklang und wurde von jedermann gern vernommen. Auch wollte ich durch meinen Gesang Gott veranlassen, auf mein Gebet zu hören und mir den Haß zu spenden.

So schrecklich die Schmerzen meines Freundes auch waren, zeigte er deswegen keine Traurigkeit, wie ich ihn denn überhaupt niemals habe wehklagen oder nur seufzen hören. Sondern er war immer heiter und guter Dinge und tröstete alle, die um ihn jammerten; am meisten mich und seine Mutter, das arme Weib. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß er an allen Gliedmaßen würde gelähmt bleiben; solchermaßen war er ge-

schunden und zerschlagen worden, als er für die Christen rennen mußte.

Er frohlockte sogar über sein Siechtum, hob die Hände auf und rief: „Gelobt sei der Herr, daß er mich durch die Feinde meines Volkes ein Stäublein von dem Berg des Elends leiden läßt, so Hunderttausende der Ebräer gelitten.“

Da ich bei Beginn dieses mühseligen Skriptums feierlich Gelübde geleistet, alles aufzuschreiben, was in Gedanken und Laten von mir gesündigt worden, und nichts davon zu verbergen — wie auch vermöchte ich solches, indem Gott mir ins Gemüte sieht — so bekenne ich denn, daß ich wider meinen Willen, und so sehr ich auch dagegen ankämpfe, voller leidenschaftlichen Sehnsucht des jüdischen Tempels gedenke und der Zeit, woselbst ich drinnen einem falschen Gott lobsang.

Es liegt der Tempel der Juden nahe am Platz des Weinens und in seine Mauern ist manches eingelassen, was von der Herrlichkeit des Römerreichs, das die Juden in Knechtschaft gebracht, übrig geblieben: Säulen und Kapitelle und manches Stück von den Marmorleibern römischer Götzen. Zwischen diesen Heidentümern sind die heiligen Geräte der Ebräer abgebildet: Harfe und Zimbel. Und drinnen im Tempelsaal leuchten am Passahfeste die Wände von Seide und Gold — wie nun nach uraltem hochheiligem ebräischem Brauch die Tempel der triumphierenden Kirche geschmückt werden — und auf den roten Teppichen stehen Sprüche göttlicher Weisheit, in der heiligen Sprache des Judenvolks zu lesen. Rings um den Saal, unterhalb der Decke, läuft ein weißes steinernes Band, darauf der Tempel Salomonis in aller Pracht zu sehen ist. Wie oft bin ich als Knabe dort gestanden und habe zu den Hallen und den Altären emporgeschaut, das junge Herz entbrannt von Sehnsucht; oder ich sah zu den Wogen des roten Meeres auf, die über mir wallten, zur Bundeslade, darauf der Cherubim Wache hält, zu den Pauken und Trompeten, zu den Priestergewändern und der Liara — wie solche die christliche Kirche für ihre Bischöfe und Päpste den Juden nachgebildet hat. Schön und ehrwürdig dünkt mir großem Sünder noch heute der Saal, darin die Juden anbeten, darin ich gar vielmals mit erhobener Seele geweilt. Im runden Chor

stand ich mit anderen Jünglingen, sang dem Herrn Psalmen und Loblieder und gelangte dadurch im Ghetto zu hohem Ruhm. Denn alle drängten sich, meinen Gesang zu hören, auch Christen und christliche Priester; also daß ich in Hochmut verfiel und eine schändliche Eitelkeit mein Herz erfüllte. Ich stand im Chor gegenüber dem Allerheiligsten, davor der bunte Teppich ausgespannt war und darüber ein Abbild des siebenarmigen Leuchters leuchtete. Aber meine Seele fühlte nichts von der göttlichen Gegenwart des Pentateuchs, sondern schwoll auf in Weltlust, weil ich vor mir im Geflimmer der Kerzen Juden und Christen hingerissen meinem Gesange lauschen sah. Auch vernahm ich häufig Stimmen, die mich rühmten und für ein Wunder an Lieblichkeit im Gesange ausriefen. Ach, wie freudig schlug mein Herz, wenn ich zu dem oberen Raum aufschaute, wo hinter dem Gitter die Frauen weilten, darunter meine Mutter, die in ihrer Seele meinem Liede zujubelte, nicht anders als sei ihr Knabe ein Engel des Herrn, gekommen, den Menschen eine Botschaft zu verkündigen. Doch mein Herz war nicht bei Gott im Himmel, sondern bei den Menschen auf Erden; und wenn mein Vater, der Rabbi, der Gemeinde vorbeten mußte, war ich eitel Ungeduld und nahm Ärgernis daran, daß die Gemeinde auf Gottes Wort hörte und nicht auf meinen Gesang. Mein Vater war gar ehrwürdig anzuschauen in seinem langen schwarzen Kleide, mit dem hohen schwarzen Barett, von welchem zu beiden Seiten seines Antlitzes ein weißer Schleier herabfloß; und wenn er sein Gesicht im Schleier barg, Klagen und Weinen dadurch auszudrücken, so wußte ich, daß auch er auf den Gesang seines Knaben lauschte.

Weshalb aber mein Singen mir jeden Tag mehr zu einem Gnadengeschenk des Himmels ward, das war, weil ich damit die dunkle Höhle, darinnen mein Mose lag, mit Wohlklang und lieblichen Liedern anfüllen konnte. Wie David vor Saul gesungen, sang ich vor dem, der meinem Herzen lieb war; und wie David durch seinen Gesang die wilde Seele des Königs besänftigt, so beschwichtigte — also meinte ich törichte Knabe — mein Lied den grimmen Haß meines lieben Bruders; denn häufig hörte ich ihn leise weinen.

Es begab sich, daß der Papst starb und ein neuer Papst erwählt werden sollte. Da nun das Schicksal der Juden in Rom zum großen Teile abhängig war von dem guten Willen und der Meinung des heiligen Vaters über Israel, so herrschte eine Aufregung im Ghetto, nicht anders, als stünde der Feind vor den Thoren der Stadt. Es gab ein Rennen und Laufen, ein Schreien und Jammern lange Zeit jeden Tag von Lorensaufschluß bis Lorenszuschluß; und alle hartten in banger Erwartung, welcher Mann den Thron des Apostel Petrus — der doch auch ein Jude gewesen — besteigen würde. Denn dieser Erwählte war gewaltiger über das Volk Israel als Jehova der Herr, der sein Volk in der Herrschaft der Christen ließ.

Und es ward erwählt zum König der Christenheit und zum Herrscher der Juden ein strenger und eifriger Mann, welcher die Feinde des wahren Gottes mehr haßte als den Satan und die Sünde. Da erschallte die jüdische Stadt von einem Ende zum andern von dem Wehklagen und dem Geschrei der Frauen und Kinder.

Alsogleich nach Bekanntwerdung der Wahl des Göttlichen wurde den Juden geboten, den Triumphzug des Papstes durch die Stadt verherrlichen zu helfen; und selbst im unmenslichen Mittelalter sind die erlassenen Verordnungen nicht strenger und grausamer gewesen, als sie es nun waren. Trotzdem beeilten sich alle Ebräer, dem Gebote zu gehorsamen. Sie taten solches in der Hoffnung, durch reiche Spenden und tiefe Demut den Papst gnädig gegen sie zu stimmen. Demnach beschloß die Synagoge: der päpstlichen Kurie zum Festzuge eine große Summe Goldes darzubringen, desgleichen sich in allem übrigen gar eifrig zu zeigen. Als bald erhielt mein Vater die Weisung, für den Papst ein Buch herzustellen. Dieses sollte aus Pergament verfertigt und mit Gold und Edelsteinen reich beschlagen werden; drinnen aber wollten die Jünglinge, unter Obßiß meines Vaters, allerlei Sprüche und Zeichen aufmalen. Es war nämlich in alten Zeiten Brauch in Rom gewesen und war es wieder geworden, daß

Dahiel der Konvertit

.....

zum Einzuge eines jeden neuen Papstes die jüdischen Jungfrauen kostbare Teppiche wirkten, darauf sie Sprüche aus dem Alten Testamente stückten, desgleichen Bildnisse und Zeichen, auf die Demut der Juden und ihre Unterwerfung durch die Christen hinweisend, oder die christliche Gnade und Großmut preisend. Von diesen Sprüchen und Bildnissen sollten viele in dem Buch des Papstes verewigt werden. Hatte mein Vater tagsüber mit den Jünglingen, darunter auch ich mich befand, gefessen und mit Gold und bunten Farben auf Pergament gemalt, so wachte er nachts in seiner Kammer und verfaßte in lateinischer Sprache für den Papst ein Huldigungsgedicht. Dieses Karmin sollte ein jüdischer Jüngling vor dem Papst aussagen oder absingen, wenn der heilige Mann vor den niedergeworfenen Juden stand.

Auch meine liebe Mutter saß Tag und Nacht mit unseren Mägden und sonst vielen Frauen und Jungfrauen, und alle stückten auf einem prächtigen Teppich in hebräischer Schrift Sprüche des Alten Testaments und jene Zeichen, welche die Demut der Juden bekundeten. Es verrichteten aber die Frauen diese Arbeit voll heißer Trauer, unter Tränen und lautem Ge-seufz; und oft bat mich meine Mutter, ihnen dazu aus den Klageliedern des Jeremias zu singen. Und ich sang, häufig unterbrochen durch das Ächzen der trauernden Frauen. Das letzte, was sie stückten, war ein hoher und blütenreicher Myrrhenbaum, der seinen Balsam aus allen Zweigen, Blättern und Blüten rinnen läßt, ohne daß ein Messer ihn geschnitten hätte. Darunter setzten sie aus Gold und Purpurseide den Spruch: »Beatus rex, qui nobis est.«

Als die Weiber ihre Arbeit beendet und diese über die Maßen prächtig geworden war, lamentierten sie laut. Meine Mutter aber stand auf, erhob ihr schönes Antlitz und ihre weißen Hände, weinte und sprach: „Es ist von der Tochter Zions aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Völkern und eine Königin unter den Ländern war, muß nun dienen. Sie sitzt und weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Wangen laufen. Es ist niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste! Alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen und im Elend und in schwerem Dienst. Sie

Dahiel der Konvertit

wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe. Wie hat der Herr die Tochter Zions mit Zorn überschüttet!“

Und wie im Hause meiner Eltern, also war es in der ganzen Judenstadt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saßen die Weiber auf den Gassen und stückten. Aber ihren Tränen und Klagen wagten sie nicht freien Lauf zu lassen, indem der Ghetto voller Spürhunde und Schleicher war und ein solches Vergehen gegen den Papst und die Christen schrecklich gerochen worden wäre. Klagen und Weinen taten sie des Nachts in ihren einsamen Kammern.

Es ward zu jener Zeit keine Betschule gehalten, weil alle Kinder ihren Eltern helfen, Seide und Goldfäden darreichen und andere Dienste mehr verrichten mußten, was für die Kleinen gar fröhliche Arbeit war.

Meinen Mose hatte ich aus seiner finsternen, feuchten und übelriechenden Höhle herausgetragen in die warme Sonne und ihn vor unserm Hause auf weiche Decken gebettet. Er glich einem, der im Grabe gelegen, so daß die Menschen sich vor seinem Anblick entsetzten. Nur noch in seinen Augen schien Leben zu sein. Auch sprach er nicht, wehrte mit seinen mächtigen, glühenden Augen alle von sich ab und blickte unverwandt auf die stückenden Frauen. Ich kauerte neben ihm und zog aus einem Knäuel rosenroter Seide die Fäden, daraus Mirjam, die schönste Jungfrau im Ghetto, einen Pelikan stücken wollte, der seine Jungen mit seinem Blute tränkt. Darunter sollte der Spruch stehen: „Er verschwendete und gab's den Armen.“ (Psalm 112, 1—9.)

Solchermaßen ging es im Ghetto zu, bis die ganze Stadt Rom mit den Vorbereitungen zum Zuge des Papstes von seinem lateranischen Palast zum Tempel des heiligen Apostels fertig geworden. Mir aber ward von der Synagoge befohlen, das Lied meines Vaters vor dem Papst zu singen. Ach, mit welchem Blicke sah mein Mose mich an, als ich voll heimlicher Freude zu ihm kam und ihm das Gebot meldete — Herr, Herr, mit welchem Blick!

Als dann ward den Juden befohlen, nach altem Brauch mit den ausgestickten Teppichen und Tapeten einen Teil des Weges zu schmücken, den der Papst vom Lateran gezogen kam: wie üblich, jene Straße vom flaminischen Amphitheater zum kapitolinischen Hügel, also bis zu dem Bogen, der dem Kaiser Titus für seinen Sieg über Jerusalem und die Juden auf der Höhe des Wegs errichtet worden. Bereits vor vielen hundert Jahren hatte die päpstliche Regierung der Stadt Rom ein Gesetz erlassen, daß die Juden bei dem Festzuge eines jeden neuen Papstes besagte Strecke Weges köstlich auszugieren hätten, samt dem Siegesbogen des Kaisers Titus; und viele hundert Jahre hatten die Juden dem Gebote gehoramt und die Straße nebst dem Denkmal ihrer Unterwerfung köstlich ausgeschmückt. Es war das Ärgste, was man römischen Juden antun konnte — etwas sehr Gerechtes, wie mich jetzt bedünken will! — und sie verübten die heitere Arbeit, als schleppten sie Steine und Balken zum Bau eines Kerkers für ganz Israel.

Also war denn auch diesmal der Jammer und das Wehklagen groß im Ghetto; nicht anders, als wären die Juden erst vor kurzem gefangen nach Rom geführt worden. Die ganze Nacht vor dem schlimmen Festtage ward in der Synagoge gebetet und gesungen, sowohl in dem großen Saal wie in dem gekuppelten Gemache, welches darüber liegt. Mein Vater betete vor, worauf er sein Gesicht in dem Schleier barg und bitterlich um Juda weinte. Wir Chorsänger aber sangen die heilige Vesper und viele Klagelieder, wobei ein solches Schluchzen entstand, daß wir häufig mit unserem Gesange innehalten mußten. — Als sie den Pentateuch durch den Tempel trugen, streckten alle die Arme auf und erhoben ein solches Geschrei, daß es klang, als hätten die Mauern und die Steine Stimmen empfangen. So ging es fort, die ganze Nacht hindurch.

Ich hatte Mose in den Tempel getragen und ihn dem Allerheiligsten so nahe als möglich niedergelegt, so daß er mein Gesicht sehen konnte, wenn ich im Chore stand und sang. Seine Mutter war bei ihm und jedermann erwies dem Jüngling Ehrfurcht, als

Dahiel der Konvertit

wäre er einer der Märtyrer des jüdischen Volkes. — Denn es haben auch diese Heiden ihre Heiligen.

Als das Öl in den Lampen beinahe aufgezehrt war und der graue Morgen dämmerte, wurden die Juden stille und schickten sich an, nach der Stätte ihrer Schmach aufzubrechen. Ich trat zu Mose, um ihn nach seinem Hause zurückzutragen, aber er weigerte sich dessen und es half kein Bitten und Flehen weder von mir noch von seiner Mutter: er wolle erleiden, was alle erlitten. Also setzten wir ihn auf einen Stuhl, hüllten seinen armen Leib in Decken und riefen zwei Jünglinge, die ihn den weiten Weg tragen sollten. Ich aber, weil ich vor dem Papste zu singen hatte, mußte still neben ihm hergehen.

Nun muß ich berichten, was mir noch heute das Herz beschwert — obgleich den Juden damit gewißlich recht geschehen ist — nämlich, daß der Befehl ergangen war, es sollten die Juden vor dem Papst erscheinen in den alten Abzeichen ihrer Knechtschaft, die sie ehemals in Rom getragen und die sie von allen Menschen unterschieden hatten, seit alter Zeit bis fast auf den heutigen Tag. Es waren diese Schandmale für die Männer hohe gelbe Mützen und lange gelbe Schleier waren es für die Frauen; auch die unschuldigen Kindlein gingen also gekennzeichnet. Auf dem Platz vor der Synagoge versammelten sich alle, die ausziehen mußten, und legten die schändlichen Abzeichen an, wobei päpstliche Soldaten Wache hielten, daß es nicht unter Schelten über die Christen geschehe. Als ich mir die gelbe Mütze aufsetzte, war ich ganz ruhig; doch da ich meinen Freund, meinen Vater und meine Mutter ebenso tun sah, schrie ich in meiner Seele wider Jehova, der solches an seinem erwählten Volke geschehen ließ — also war ich zu jener Zeit mit Blindheit geschlagen. Und ich ging und küßte meinen Eltern die geschändeten Stirnen. Mose hatte eine feierliche Miene und blickte so strahlend vor sich hin, daß ich vor ihm zurückschröckte.

An diesem Tage war das Haupttor des Judenzwingers schon frühe geöffnet worden und war die Sonne noch nicht aufgegangen, als alle auszogen: Männer, Frauen und Kinder. Es blieben in der Judenstadt nur die Greise, die Säuglinge und solche zurück, die mit schweren Gebrechen behaftet waren. In guter Ordnung

.....
 ging es dahin, alle schwer beladen mit den Leppichen und Stickerereien. Da der Zug von den päpstlichen Soldaten umgeben war, gleich er dem Auszug eines Volkes: aus Knechtschaft in Knechtschaft!

Vor dem Tore harrte der Juden eine große Menge von Christen, welche bei unserm Anblick heftig zu lachen und zu schreien begannen, uns verspotteten und beschimpften. Es wurden auch etliche von uns mit Kot beworfen, ohne daß die päpstlichen Soldaten dagegen geredet; nein, diese Barnabasse hatten ihre Freude daran.

Von einem großen Schwarm gefolgt, zogen wir durch das Belabrum dem Feld zu, welches man den Campo vaccino heißt, also benannt von den vielen Rindern der Landleute, die mit Gefährten und Herden von weither in die große Stadt gezogen kommen und ihre ermüdeten Tiere auf dem großen und öden Platze rasten lassen. An diesem selben Platze aber hatte einstmals die Pracht und Herrlichkeit des Römerreichs in schimmernden Marmortempeln, Portiken und Basiliken zum Himmel aufgeleuchtet. Es war hier auch die Stätte des alten Forum, welcher Name Platze des Rates besagen will. Denn dahin kamen die Römer: Könige, Feldherren, Senatoren, und berieten das Heil des gewaltigen Reiches, zwischen den Tempeln und den Marmorbildern ihrer Götter und Helden sitzend. Nunmehr ist die ganze Pracht und Macht verschwunden und den Ort füllt eine Wildnis von Schutt und Trümmern unter Strauchwerk und Bäumen. An diesem verfluchten Morgen indessen war die Stätte im sanften Licht des Frühlingstages gar lieblich anzuschauen. Es leuchteten die Büsche von weißen Blüten und rankenden Rosen, es leuchteten die Grasplätze von Tazetten und Veilchen, und die braunen Trümmer waren mit schönen gelben Blumen so dicht bedeckt, daß es aus der Ferne anzusehen war, als seien die gestürzten Säulen und zerbrochenen Mauern mit Gold überzogen. Es sangen in der heiligen Frühe viele der lieblichen Vögel, Nachtigallen genannt, und hinter dem slavischen Theater, welches wie ein zertrümmerter Berg da stand, erhoben sich im lichten Morgendunst die hohen Berge, die Gipfel strahlend im Schnee und im Glanz der aufsteigenden Sonne. Wie bist du schön, Welt, göttliche Tochter des Himmels, gebenedeites Kind des Herrn, o Erde, du, die Gott lieb hat!

Da wir nun unter fortwährendem Geschrei der Christen dem

Dahiel der Konvertit

flavischen Amphitheater zuzogen, winkte mir Mose, daß ich mich zu ihm niederneigen sollte, und sprach: „Siehe, Dahiel — die Tempel der Römer, die unsere Väter aus dem heiligen Lande in die Knechtschaft führten, sind in Stücke zerschlagen und vom Boden der Erde beinahe hinweggetilgt, und hinweggetilgt die Tempel und Götter, die in diesen Tempeln wohnten; hinweggetilgt ist auch das Volk, das zu jenen Göttern gebetet. Wir aber sind noch! Und es ist und wird sein ewig unser Gott Jehova. Und wisse, mein Dahiel: es wird kommen die Zeit, wo unser Volk mächtig ist, wie auf Erden kein anderes Volk, wo unser Gott gewaltig sein wird wie keiner von allen Göttern. Alsdann wird für uns die Zeit der Vergeltung anbrechen.“

So redete Mose gleich der Seher einem aus der heiligen Schrift; ich aber schwieg, denn ich entsetzte mich vor seinem Geiste, der solche ferne Dinge sah.

Nun gelangten wir zu dem Bogen des Kaisers Titus. Dieser Portikus ist ganz aus Marmor gebaut und außen und innen mit Bildwerken geschmückt, welche die Unterwerfung der Juden unter den heidnischen Kaiser darstellen. Niemals, solange Rom auf dem Erdboden bleibt, wird ein frommer Jude freiwillig in dieses Tor ewiger Schande eingehen; an jenem Tage aber trieben die päpstlichen Soldaten uns Ebräer hindurch zum Spott der Christen.

Vor dem Bogen wurde alles niedergelegt, was die Juden trugen; alsdann schickte man sich an, den Bogen innen und außen mit Teppichen und Stickereien zu bekleiden, auch lange Gewinde von Blumen und Laub um das Bauwerk zu legen. Aber die Bildwerke, die unsere Schande darstellten, durften nicht verhüllt werden.

Im Innern des Bogens, unterhalb der Abbilder der Tempelgeräte, hing mein Vater mit den Ältesten die Teppiche auf. Außer dem Myrrhenbaum und dem Pelikan erinnerte ich mich einer Palme mit den Sprüchen: „Recht wie die Palme wirst du blühen,“ und: „Dein Einzug wird gesegnet sein.“ Desgleichen war da ein Meer mit singenden Sirenen, mit dem Himmel darüber, zu welchen Vögel aufflogen, und darunter stand der Spruch aus dem Jesaias geschrieben: „Zusammen singen sie.“ Nämlich die Juden, lobsingend dem Papst! Um meines Gesanges vor diesem Heiligen willen mußte ich müßig zuschauen. Ich stand neben dem Stuhl

.....
 meines Mose, den man hart am Wege unter einem hohen Lorbeerbaum niedergesezt hatte. Da gewahrte ich vom Coelius her, woselbst der Bogen eines anderen Kaisers, des Constantinus, sich erhebt, eine Volksmenge die Straße daherziehen, hörte alsbald auch gellendes Geschrei; und viele von den Christen, die uns begleitet hatten, liefen hin, wohl weil sie hofften, ein neues schändliches Schauspiel aufführen zu sehen. Ich fragte: „Wer kommt dort und warum schreien sie so?“

Aber während ich noch sprach, merkte ich an der gelben leuchtenden Farbe, daß auch jene Juden seien, welche von päpstlichen Soldaten vorwärts getrieben wurden. Mose rief: „Das sind die Ebräer aus dem Thal der Egeria vor dem capenischen Thor, die Verfemten und Schächer unseres Stammes mit ihren Weibern, welche in den Sternen lesen, Zaubertränke brauen und sonstige wilde Künste verrichten. An diesem Tage sind wir alle ein Stamm und ein Volk, an diesem Tage sind auch jene unsere Brüder und Schwestern.“

Trotz dieser Rede fürchtete ich mich vor denen, die da anlangten; denn ich hatte gar Dunkles und Schreckliches von den Juden vernommen, die in den Sümpfen und Wildnissen vor dem capenischen Tore hausten. Als sie näherkamen, erkannte ich, daß ihrer nicht viele waren und mehr Weiber als Männer. Sie sahen gar jammervoll aus, gingen schlecht gekleidet und hatten Gesichter, gelb von Fieber, welches daselbst die Menschen hincrafft wie die Pest. Item, es war ein wildes, unseliges Völklein, darunter jedoch einige Weiber von erstaunlicher Schönheit.

Da war besonders eine, die schritt in ihren bunten Lumpen einher wie eine echte Tochter Zions. Sie war von großer Gestalt und schlank gleich einer Feder, mit roten Lippen und brennenden Augen. Ihr Haupt trug sie so stolz, als sei sie eine Königin über Juda; und sie war so schön und herrlich, daß ich erschrak und meinen Blick von ihr abwandte, zu Mose hin. Der mußte das Weib auch gesehen haben, denn er starrte unverwandt hinüber. Ich bat ihn: „Sieh hinweg! Das Weib hat gewißlich den bösen Blick.“

Er aber wandte kein Auge von ihr ab, also daß ich rief: „Laß das schlimme Weib; es bringt Unheil, sie anzuschauen.“

Er erwiderte: „Von welchem schlimmen Weibe sprichst du? Sie ist ja noch ein halbes Kind.“

Jetzt folgte ich dem Blick seiner Augen — — Herr, Herr, wie war das Kind holdselig und lieblich von Gestalt und Angesicht, wahrlich eine verkörperte Versuchung des Teufels — als was es sich denn auch erwiesen hat.“

Das Kind schritt neben dem schönen Weibe und trug auf dem kleinen, feinen Kopf eine schwere Last von Blumen und Gewinden, wohl für die Ausschmückung der Bogenhalle bestimmt. Die bunten Blüten hingen ihr vom Haupte lang herab bis auf den zierlichen Hals, rankten sich um die Stirn und über die Brust; also daß ihr süßes Gesichtchen aus den Blumen hervorleuchtete, rein und bleich, als wäre es aus Elfenbein geschnitten, und schien kein Tropfen Blutes darin zu sein. Sie schaute zu Boden und hielt die Arme verschränkt über dem Leib, der bis zu den Füßen herab in einem engen roten Röcklein steckte. So aber hatte die holde Sünde mich umstrickt und mir das Herz zerfressen, daß ich sie immer noch vor mir wandeln sehe, ob ich mich gleich kasteie und geißle bis aufs Blut.

Es ging dieses Kind des Satans — also nenne ich's, obgleich es ein Judenkind war — hart an uns vorbei. Aber Mose feußte tief auf, daß sie erschrocken in die Höhe sah, mit Augen, daraus die leibhaftige Sünde hervorleuchtete.

Sie blieb vor uns stehen, schaute zuerst mich an, alsdann Mose und wiederum mich. Damit nicht genug, griff die Hege in die Blumen auf ihrem Kopf, zerte gelben Krokus und weiße Laxetten hervor und warf sie mir vor die Füße. Dabei machte sie ein Gesichtchen, so teuflisch holdselig, daß es mir durch Mark und Bein fuhr, just als schössen aus ihren funkelnden Augen Flammen in meine Adern; ein jäher Schwindel ergriff mich und ich mußte mich an meines Freundes Stuhl festhalten. Da ich meine Augen wieder öffnete, stand sie bereits unter dem strahlenden Marmorbogen des Imperators und warf gerade ihre Gewinde auf die Erde, daß ich sie mit einem goldigen Haupte unter den Blumen auftauchen sah. Denn sie hatte Haar, licht und leuchtend wie Sonnenschein. Wirr hing es ihr um das blasse Gesicht und hatten sich darin einige Blüten verfangen, daß es ausah, als wäre ein

Dahiel der Konvertit

.....
Schwarm bunter Schmetterlinge in die Flammen ihres schönen Hauptes geflogen.

Da ich mich bückte und die Blumen aufhob, die sie mir gespendet, griff Mose darnach, als wäre er ein Verschmächter und ich böte ihm einen Trunk.

Ich schreibe dieses wundersame und absonderliche Begebnis darum so ausführlich nieder, um daran zu zeigen und solchen, die zweifeln, zu beweisen, wie das Böse in Huldgestalt leibhaftig auf der Erde wandelt; zugleich auch, um wider mich selber zu zeugen, indem meine Sünde: nämlich meine Liebe zu dem jungen Weibe, noch heutigentages also groß ist, daß sie aufschreit um Sübne zum Himmel.

Von dem Augenblick an, da ich das liebliche Kind sah, dachte ich nicht mehr daran, daß ich vor dem Papst lobsingen sollte; sondern nur noch, daß das Kind meinen Gesang anhören würde, bei welchem Gedanken mir ein Schauer über den Leib lief. Und es kam mir sündhaftem Menschen in den Sinn: ich könne ja hingehen zu dem schönen Geschöpf, während Mose dasitzen müsse und kein Glied zu rühren vermöchte. Ich tat auch wirklich einige Schritte vom Stuhl meines Freundes fort, nach dem Portikus hin, schämte mich indessen sogleich und kehrte in Hast zu ihm zurück. Aber es war, als lese Mose in meiner Seele, denn er sagte mit freundlichem Zureden: „Geh zu ihr, mein Dahiel, begrüße sie und frage sie nach ihrem gebenedeiten Namen. Obwohl sie zu dem verworfenen Stamm der Juden vom Tal der Egeria gehört und jenes in üppiger Schönheit prangende Weib gewißlich ihre Mutter ist, erscheint sie mir dennoch gleich einem seligen Engel, welcher vom Himmel herniedergestiegen.“

Und da ich zauderte, mahnte er mich von neuem: „Scheue dich nicht um meinewillen, Lieber, weil ich mich nicht regen kann; sondern gehe hin zu dem Mägdlein und grüße sie auch von mir.“

Also mußte ich wohl oder übel gehen.

Das liebliche Wesen schien mich zu erwarten; denn es stand noch immer unter der Bogenhalle, gerade unter dem Abbild des siebenarmigen Leuchters, und blickte unverwandt mir entgegen. Mir klopfte das Herz bis zum Hals hinauf und ich mußte Atem schöpfen wie ein Fisch, der auf den Sand geworfen worden.

Dahiel der Konvertit

Freilich war ich eben erst achtzehn Jahre alt und hatte bis dahin noch niemals ein Weib daraufhin angeschaut, ob es schön oder häßlich sei.

Ich trete also zu dem Mägdelein heran — nicht allzu rasch, wie man mir glauben kann — die Augen am Boden und gewißlich mit einer heißen Blut im Gesicht. Ich will sprechen, vermag es nicht, beginne zu stammeln und zu stottern, worüber die kleine Teufelin, nachdem sie eine Weile ernsthaft zugehört, hell auflacht; und ist's ein Lachen, das mir in die Glieder fährt, nicht anders, als werde der böse Bann über mich ausgesprochen.

Endlich sagte das Herlein mit einer Stimme wie ein Singvögelchen: „Ei, was willst du? Gewißlich schickst dich der, welcher auf dem Stuhl hocht. Also sage, was du mir ausrichten sollst.“

Ich fasse mir ein Herz und erwidere: „Du hast meinem Freunde, Mose Halarki, von deinen Blumen gegeben. Dafür soll ich dir von meinem Freunde Dank sagen. Denn er ist gelähmt an allen Gliedern, der Arme, und kann nicht selbst zu dir kommen.“

Sie darauf: „Nicht deinem Freunde habe ich von meinen Blumen gegeben, sondern dir. Denn du bist schön, er aber ist häßlich und krank. Sieh nur, wie er dasitzt. Ich mag ihn nicht.“

Das war nun so teuflisch geredet, daß ich, wäre ich ein Christ gewesen, mich sogleich hätte bekreuzigen müssen, was mich gewißlich gerettet haben würde. Da ich indessen ein Jude war, so besaß ich nichts, mich gegen die Sünde zu schützen, die sich mir denn auch alsbald in das Herz einschlich. Statt sie wegen ihrer Rede zu schelten, sprach ich in voller Verwirrung: „Ich bitte dich um deinen ebenedeiten Namen.“

Sie lachte wiederum, wobei sie zu Mose hinübersah, und nannte mir alsdann ihren Namen: „Myrrha. Denn es hat meine Mutter mich geboren in der Wildnis unter einem blühenden Myrrhenbaum.“

Sie wandte sich und rief nach ihrer Mutter, welche in Wahrheit jenes wunderherrliche, stolze Weib war. Dieses kam und machte mir Augen, daß es mir heiß und kalt den Rücken hinabließ.

„Wer ist das?“ fragte sie ihr Töchterlein.

„Ich weiß nicht; aber ich habe ihm Blumen gegeben; nun

Dahiel der Konvertit

begehrte er meinen Namen zu wissen. Er gefällt mir; denn er ist ein wunderschöner Jüngling und soll uns besuchen draußen im Tal. Alsdann will ich ihn an den Platz führen, wo der silbergraue Reiter sein Nest hat, und er soll mir junge Turteltauben fangen.“

Da ward mir doch zumute, als sank der blaue, leuchtende Frühlingshimmel in meine Seele. Aber das schöne Weib blickte mich aus ihren dunklen Augen an und zog den roten Mund zu einem bösen Lachen. Darauf forschte sie mit tiefer und rauher Stimme: „Wer bist du und wer sind deine Eltern, du Schmucker?“

Da begab sich etwas, was mich mit Schmerz und Schrecken erfüllte. Plötzlich kam meine Mutter auf mich zugeeilt, mit einem Gesicht, als sei ich in einen tosenden Strom gestürzt. Voller Todesangst riß sie mich von Myrrha hinweg; also daß auch das Mägdlein sich entsetzte und zu seiner Mutter wich. Dieses arge Weib betrachtete meine Mutter voller Hohn und sagte: „Das also ist dein Sohn, o Hanna, du frommes Weib des weisen und frommen Rabbi Simeon! Das also ist der Knabe, den ich dir geweissagt habe und den ich dir auf dein heißes Flehen mit meinen Tränken vom Tod errettet, damit er dich, seinen Vater und viele andere seines Stammes verderbe und forttilge von der Erde? Du bist es, Dahiel Sarfadi, der du von mir verflucht wardst, da du doch im Mutterleibe lagst, um des grausamen Unrechtes willen, welches diese da an mir begangen.“ Und auf ihre Tochter blickend: „Und wenn ich unsere Wolfshunde auf dich hegte, du würdest dennoch zu uns Verfeimten und Verbannten in die Wildnis geschlichen kommen. Also wird mein Fluch schon jetzt an dir erfüllt.“

Sie ergriff Myrrha beim Arm und ging mit ihr davon. Ich aber vermochte keinen Laut zu tun, ließ mich geduldig von meiner Mutter an sich ziehen und mein Gesicht mit Tränen und Küssen bedecken.

Mose hatte alles mit angesehen. Als ich nun zu ihm zurückkehrte, saß er weit vorgebeugt und machte, wohl weil ich so langsam angegangen kam, den Versuch, sich in seinem Stuhle aufzuheben. Da lief ich voller Schrecken zu ihm und erzählte ihm den Vorgang, dessen Ursache ich nicht begriff und worüber

ich gänzlich verstört war. Aber Mose schien zu begreifen, denn ich hörte ihn murmeln: „Wann, o Herr, wirst du ausrotten aus den Seelen der Menschen den Aberglauben, diese Wurzel allen Irrwahns und Ursache unsäglichen Jammers auf Erden?“

Darauf fragte er: „Wie heißt sie?“

„Sie heißt Myrrha.“

„Wahrlich, ein heiliger Name!“ rief Mose begeistert. „Wie ein Myrrhenbaum blühe sie, damit jeder, der sie anschaut, von Freude ergriffen werde und dem Herrn danke, daß er so Schönes erschaffen. — Was sprach sie sonst noch zu dir und wie ist ihre Stimme?“

Das letzte berichtete ich ihm; von dem aber, was sie mir sonst gesagt, schwieg ich.

Aber ich dachte immerfort daran und es überkam mich eine Freude, die mir auf dem Gesicht geschrieben stehen mußte; zum mindesten las Mose es mir von ab, denn er sagte: „Sie ist dir hold gesinnt und hat es dir gesagt. O du Gebenedeiter unter den Menschen!“

Er sprach traurig, wie ich ihn niemals hatte reden hören, weshalb ich hastig die Lüge sagte: „Aber dir hat sie von ihren Blumen gespendet!“

„Aus Mitleid!“ erwiderte Mose und sagte es noch einmal: „Aus Mitleid!“ Dabei sah er die Blumen an, die er in seinen welken Händen auf dem Schoße hielt. Er schwieg und auch ich wußte nichts zu sagen. Plötzlich meinte er mit einem Lächeln, das sein armes Antlitz schier sonnig und lieblich machte: „Aber sie ist gut.“ Und wiederum nach einer Weile: „Wenn ich gehen könnte, ich wüßte, wohin ich ginge, und sollte ich von den wilden Wolfshunden, mit denen ihre Mutter dich bedroht hat, zerrissen werden.“

* 9 *

Gegen Mittag war die Ausschmückung des Bogens beendet, desgleichen der ganze Weg vom Portikus bis zum flaminischen Theater mit kostbaren Stoffen belegt, darüber die Jungfrauen Blumen streuten: Myrrhen und dunklen Lorbeer, auch Krokus,

* 67 *

Dahiel der Konvertit

Beilichen und Narzissen. Zu beiden Seiten der Straße standen die Juden aufgestellt, lebendige Mauern, bestimmt, niederzusinken in den Staub, sobald der göttliche Priester ihnen nahte. Unter dem Bogen selbst warteten die Ältesten der Gemeinde, die Rabbiner und die Chorsänger. Mein Vater hielt das Buch, welches die Synagoge dem Papst darbrachte, und ich stand, köstlich gekleidet, allen Sängern voraus, weil ich allein vortreten sollte. Und wir harrten unter Zittern und Zagen.

Um die Mittagsstunde begannen alle Glocken zu läuten. Es war ein Lönen und Dröhnen, als wären die Lüfte Schall und Klang geworden; ein Brausen war's wie von einem Sturm. Mir Ungläubigem und für das Heil Verstocktem erbebte dabei das Herz in der Brust. Ach, die christlichen Glocken waren ja die Posaunen, bei deren Schmettern die Mauern der Juden fielen gleich reifen Ähren vor der Sichel des Schnitters.

Ich schaute mich um und gewahrte, daß die Gesichter der Juden blaß waren, als stünden sie wehrlos einem schrecklichen Feind gegenüber. Nur die Ebräer aus dem Thal der Egeria, welche sich von uns anderen, Frommen und Gerechten, abseits hielten, zeigten gelassene Mienen; und die Mutter Myrthas trug wiederum ein Lächeln wie von Spott und Hohn um die Lippen. Die Tochter anzublicken fehlte mir das Herz; doch ich mußte wohl, wo sie stand, und fühlte auch, daß sie zu mir herüberäugelte, die schimmernde Schlange!

Aber alsbald schlug meinen Geist die Macht und Herrlichkeit der christlichen Kirche, daß mir dabei schier die Sinne vergingen. Es war, als käme ein Gott dahergezogen. Die Luft funkelte vom Glanz des Goldes und vom Leuchten der Edelsteine; und die Stimmen, die dem Erkorenen zujauchzten, übertönten die brausenden Wogen des Glockenschalls. Hoch über allem schwebend, gewahrte ich ein gewaltiges Kreuz, daran der blasse Leib desjenigen hing, den die Juden geschlachtet. Ach, und mir schien, als rinne aus der Speerwunde an der Seite des Göttlichen ein Strom Blutes, welcher sich wie ein rotes Meer auf uns zuwälzte und über unseren verdammten Häuptern zusammenschlug. Wie niedergeschmettert von dem Zeichen des Christentums stürzten die Juden zu Boden und lagen mit ihren Stirnen im Staube.

Darauf begann der Lobgesang der Ebräer. Ich aber schloß die Augen, denn ich sollte nun, nachdem der Chorus verflungen, mein Karmen absingen.

Es ward ganz still. Ich stand und vermeinte keinen Ton aus der Kehle bringen zu können. Weit öffnete ich die Augen und starrte vor mich hin und sah vor mir einen goldigen Glanz und in diesem Schein ein menschliches Angesicht, starr und regungslos wie ein ehernes Bildnis. — Solchermaßen erschien mir zu jener Stunde das Anliß, welches ich jetzt anbetungswürdig und göttlich finde — — Aber der Geist des Herrn kam über mich, daß ich trotz meiner Seelenangst ruit schier himmlischer Stimme zu singen anhub. Also muß ich meinen Gesang vor dem Papst für den Anfang des Wunders nehmen, welches sich späterhin an mir erfüllen sollte.

»Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem!« Also begann mein Gesang.

Als ich geendet, ging es wie ein leises Summen durch die ungeheure Menge. Dann trat mein Vater vor, warf sich nieder und hielt dem Papst das Buch mit den Sprüchen und Maxlereien entgegen. Nieder warfen sich auch die Ältesten, und der Patriarch überreichte dem Papst die Rolle des Gesetzes, also dabei sprechend: „Heiligster Vater! Wir ebräischen Männer stehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge an, daß Ihr geruht, uns das Gesetz, welches der allmächtige Gott unserm Priester Moses auf dem Berge Sinai übergab, zu bestätigen und zu billigen, wie auch andere Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben.“

Darauf sprach der Papst die göttlichen Worte: »Confirmamus, sed non consentimus.«

Und ließ das heilige Gesetz der Juden auf die Erde fallen, daß der ganze Zug der Christen darüber hinwegschritt.

Die Menge der Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Äbte, Priester und Mönche war eine so gewaltige, daß von der Gesetzesrolle, über die sie hinweggeschritten, nur noch Fetzen übrig blieben — —

Es währte viele Stunden, bis die Menschenwoge vorübergebraust; und man erzählte sich: der Papst habe bereits im

Petersdom vor dem Altar gekniet, als die letzten des Volkes den Platz vor dem lateranischen Palast verlassen. Bis die letzten des Zuges durch den Bogen gegangen, mußten die Juden ihre Demütigung erleiden und viele unserer Weiber sind darüber für tot niedergefallen.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, da wir den Bogen seiner Umhüllungen entkleideten, die zerrissenen Decken und beschmutzten Teppiche vom Boden aufnahmen und uns anschlachten, in unsere Stadt zurückzukehren. Ich hatte seit dem Mittag kein Wort mit Mose geredet. Da ich nun zu ihm trat, wunderte ich mich über sein Wesen, welches von einer absonderlichen, seligen Heiterkeit war, nicht anders, als habe er sich die ganze Zeit über mit seinem Gott beredet und von diesem eine Verheißung erhalten.

Denselben Weg, den wir gekommen, schlichen wir wieder zurück; und im Ghetto angelangt, wurden, wie alle Tage, hinter uns die Tore geschlossen. Kaum war das geschehen, als das Wehgeschrei losbrach. Alle Weiber rauften sich das Haar und zerschlugen sich die Brüste; andere zündeten auf dem Platze vor der Synagoge ein Feuer an, welches sie von den köstlichen Teppichen und Stoffen nährten, die zu dem Triumph der Christen gedient hatten. Die ganze Nacht hindurch reinigte sich alles Volk im Tempel durch Gebet von dem Schimpf des Tages. Ich mußte wiederum singen, dachte aber nicht an Jehova, den Herrn, sondern an Myrrha, die Tochter des Weibes Judäa.

* 10 *

Es kam für den Ghetto eine Zeit schwerer Trübsal und harter Prüfung; denn der neue Papst trug in seinem Herzen einen großen Haß gegen Israel. Selbst unter dem gestrengen Paul II., welcher der erste war, der die Juden zum Karneval rennen ließ, bis zu dem vierten Paul, dem Caraffa, der die Ebräer in den Ghetto einsperrte, waren keine so grausamen Zeiten für Juda gewesen, wie sie jetzt kamen. Es erneuerte der Papst die Edikte von Clemens XI. und von Innocenz XIII., welche Stell-

* 70 *

vertreter Christi den Juden kein anderes Geschäft als den Handel mit Lumpen und altem Eisen gewährt hatten. Auch wurde ihnen von neuem eine schwere Last von Steuern auferlegt; und gerne hätte man dem geknechteten Volke, um es noch ärger zu drücken, das Jus Gozzaga genommen, welches weise und milde Befehl den großen Judenfamilien ewige Erbpacht der von ihnen bewohnten und den Christen abgemieteten Häuser zusprach. Denn von den Häusern im Ghetto gehörten nur etliche schlechte Hütten und abscheuliche Höhlen den Ebräern, die ganze Judenstadt selbst war Besitz der Christen und befanden sich Fürsten und Herzoge als Mietsherren darunter. Aber nach dem Jus Gozzaga durfte kein christlicher Hausbesitzer den Zins erhöhen oder seine Mieter wegjagen — was mir jetzt, wenn ich es recht bedenke, als eine große christliche Milde und Barmherzigkeit erscheint.

Was indessen die Ebräer am härtesten schlug und sie mitten ins Herz traf, das war die Erneuerung und Verschärfung des Gebots: dem christlichen Gottesdienst beizuwohnen, und zwar an dem ersten Sabbat eines jeden Monats in den beiden christlichen Kirchen San Benedetto alla Regola und Sant' Angelo in Pescaria. Das erste Edikt über diesen Kirchenbesuch der Ebräer ist von dem dreizehnten Gregor erlassen worden, welcher heilige Papst einen bekehrten Juden, Andreas gekauft, diese Predigten zu halten bestimmt hatte. — Einst habe auch ich dem Namen jenes Andreas geflucht, wie jetzt von den Juden mein Name verwünscht wird — — Am dem ersten Sabbat eines jeden Monats drangen also zur Abendzeit Häfcher und päpstliche Soldaten in den Ghetto und jagten die Juden, wo es nottat, mit Peitschenhieben in die Kirchen. Es mußten jedesmal zweihundert Männer und hundert Weiber den Gottesdienst besuchen, nebst einer großen Anzahl von Kindern. Am Eingang zählten die Häfcher die Juden und waren ihrer weniger, als die gebotene Zahl, so wurden die Fehlenden gewaltsam herbeigetrieben. Da standen sie nun in ihren Feiertagskleidern mit entblößten Häuptern, die Weiber mit gebeugten Knien; und wer nicht achtsam zuhörte, der wurde von den Wächtern hart angefahren, mit langen Stöcken gestoßen, auch wohl geschlagen. In beiden Kirchen war das Allerheiligste vom Altar genommen,

.....
 alle Heiligenbilder und der Gekreuzigte aber waren dicht verschleiert, auf daß die Gegenwart der Ungläubigen die höchsten Heiligtümer nicht verunreinige. Ein Dominikanermönch hielt die Predigt und zwar über den nämlichen Text aus dem Alten Testamente, der den Juden am gleichen Tage in ihrer Synagoge ausgelegt worden war. Ach, wie wurde da die jüdische Auslegung verdammt und schimpft und den scheußlichen Heiden die einzig göttlich christliche Wahrheit verkündet, damit sie in sich gehen, erkennen und sich bekehren sollten.

Herr, ich bekenne dir, daß ich zu jener Zeit meinem lieben Freund Mose sein schweres Siechtum bitter beneidet habe; denn man konnte den Jüngling seiner kranken Glieder willen nicht mit Peitschenhieben in den christlichen Tempel treiben, wie mich. Und ich bekenne weiter, daß mir zu jener Zeit der Tempel der Christen ein Greuel war und ich unaufhörlich aufschrie in meiner Seele ob der Gewalt, welche Israel angetan ward, und daß man die Juden zwang, ihren Feiertag zu entheiligen. Aber es war dennoch ein heimliches Frohlocken unter den Juden, indem niemand sich wollte bekehren lassen, sondern es umfaßte ein jeder nur um so fester den Glauben seiner Väter. Es wurde Brauch, daß der Rabbi jenen Konvertiten, den getauften Andreas, jeden Sabbat von neuem in der Synagoge vor allem Volke verfluchte, wobei ich eifrig mittat.

In der einen der beiden christlichen Kirchen, der Kirche des heiligen Engels, welcher Tempel in die Trümmer der Halle der Octavia eingebaut ist, also an der nämlichen Stätte steht, von wo aus die Kaiser Titus und Vespasianus mit dem Juden Josephus dem Triumphzug über die Juden zuschauten — in dieser Kirche predigte ein junger Franziskanermönch, ein schöner und feuriger Jüngling, den Ebräern das Christentum. Er hatte eine gar gewaltige Beredsamkeit, als spräche er mit Engelszungen, und es tat mir in der Seele weh, daß gerade von diesem solches uns angetan ward.

Alles, was ich dort sah und hörte — sehen und hören mußte — alles, was der Franziskaner redete, berichtete ich getreulich meinem armen Mose. Dieser gebärdete sich wie ein gefesselter Simson und klagte laut Gott an, daß er nicht aufstehen und die Säulen

Daniel der Konvertit

des Christentempels einreißen könnte. Am heftigsten eiferte er wider den Jüngling in der braunen, armseligen Kutte und wider dessen Lehre. Aber diese war gar nicht so voller Donner, Fluch und Verdammnis wie die Predigten der anderen christlichen Priester; sondern sie war bei allem Feuer seiner Rede milde und voll heißer Trauer über die im Heidentum und Irsglauben befangenen Juden, welche der gute Jüngling gar zu gern für den wahren Glauben gerettet hätte.

Wie ich berichtet habe, wohnten dem jüdischen Gottesdienste häufig Christen bei. Man sagte mir, daß sie hauptsächlich kämen, um meinen Gesang zu hören, von dem in ganz Rom geredet würde. Meine Mutter trug darüber eine Freude und einen Stolz zur Schau, wie wenn ich ein Wunder von Anmut und Geschicklichkeit wäre, in welchem unverständigen Wesen ihr sowohl unsere treue Magd als unsere sämtlichen lieben Nachbarn eifrig nachtaten; ja, der ganze Ghetto nahm teil daran, selbst mein weiser Vater hörte gern seines Sohnes Ruhm. Zu welchem Hochmut ich in meinem Herzen durch dieses viele Preisen gebracht wurde, habe ich bereits gemeldet.

Als ich eines Tages während des Gesanges, anstatt mit ganzem Gemüt bei den erhabenen und frommen Worten zu sein, nach meiner schändlichen Gewohnheit hinunterschaute auf die, welche meiner Stimme lauschten, gewahrte ich unter anderen christlichen Priestern auch den jungen Franziskanermönch, dessen Predigten ich anhören mußte. Nur zu sehr bemerkte ich, daß seinen Begleitern mein Gesang überaus wohl gefiel. Sie horchten mit aller Aufmerksamkeit, ja mit wahrer Andacht, besprachen sich auch leise darüber. Allein der junge Priester machte eine Miene, als hörte er lieber Hunde bellen, als mich singen. Das verdroß mich nun über die Maßen, denn dieses Menschen Wesen hatte es mir, obgleich er ein Christ war, dermaßen angefan, daß ich ihm von ganzem Herzen geneigt war, wie denn auch seine mächtigen Reden mir stark ins Gemüt gingen. Ich bemühte mich daher außerordentlich, gut und rein zu singen, nur damit diesem einen mein Gesang zu Herzen dringen sollte.

Später sagte man mir, ich hätte gesungen, wie noch niemals, selbst nicht, da ich vor dem Papst gestanden. Damals war ich

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

.....
voller Freude darüber; heute weiß ich, daß ich mich an jenem
Tag ins Verderben gesungen, nicht nur mich, sondern auch die,
welche mich liebten.

Wollte ich auch alle Versuchungen, denen ich in meiner Schwach-
heit erlegen, alle meine sündigen Zweifel und sonstigen schweren
Schulden der Wahrheit gemäß mit zerknirschter Seele bekennen,
so vermag ich doch nicht auszusagen, wie es geschah, daß ich
mich eines Tages vor dem capenischen Thor und auf der appi-
schen Straße befand. Ich muß eben gänzlich vom bösen Feind
beseffen und auch sonst jeglicher Vernunft los und ledig gewesen
sein, wobei mir meine jungen achtzehn Jahre gewißlich nicht zur
Entschuldigung gereichen sollen. Ach, ich wußte nicht, was ich tat,
sondern war voll Sehnsucht und sträflichen Verlangens.

Ich gelangte an ein Kapellchen, welches zu einem christlichen
Gedenken dorthin gesetzt worden: als nämlich der Apostel Petrus
aus dem mamertinischen Gefängnis und aus Rom entwichen war,
begegnete er vor dem capenischen Thor auf der appischen Straße
dem gekreuzigten Gottessohn, den er anrief: »Domine, quo vadis?«
— „Herr, wohin gehst du?“ Ihm erwiderte der Herr: „Nach
Rom, mich für Christus kreuzigen zu lassen.“ Da kehrte der Apostel
zurück und erduldet den Märtyrertod.

Ach, daß auch ich also angerufen worden wäre! Vielleicht, daß
auch ich umgekehrt sein würde von dem Weg des Verderbens.

Aber ich ging weiter; an dem Kapellchen vorüber und in die
Wildnis des römischen Landes hinein. Diese war voller Schrecken
für mich; auch sah ich sie zu erstemal und hatte lediglich Furchter-
liches davon gehört.

Das Gras und die Blumen wuchsen so dicht und hoch, daß
ich mich mühsam durchzwängen mußte. Ich geriet in Sumpf und
Dickichte, so dunkel, als würden sie von bösen Geistern bewohnt.
Die Macht der Sonne konnte nicht durch das Gewirr des Ge-
zweiges bis auf den schwarzen Boden dringen, woselbst es von
Schlangen und anderem giftigen Getier wimmelte. Allerorten traf
ich auf altes Trümmerwerk, versunken und verschüttet, auf Gänge
und Grotten, deren schwarzer Schlund aus dornigem Gestrüpp
hervorbrach, und häufig stolperte ich über zerbrochene Marmor-

leiber und Säulenstümpfe. Gewißlich hausten hier Dämonen und Wölfe; hatten daselbst doch auch die ausfägigen Juden ihre Hütten.

Wie aber sollte ich Myrrha finden? Überall sah ich zwischen dem schwarzen Lorbeer und Lagus die wilden Myrthenbäume, die dem Mädchen seinen lieblichen Namen gegeben, doch nirgends sie selber. Auf einmal vernahm ich wütendes Gekläff von Hunden, welche das jüdische Lager bewachten, und welche, von Myrthas Mutter auf mich geheßt, mich zerreißten würden.

Hätte ich nun den Geist meines Mose gehabt, so wäre ich gewißlich um des lieblichen Kindes willen den wütenden Tieren gerade in den Rachen gelaufen; indessen ob schon auch ich von einem Geist besessen war, schlich ich mich dennoch furchtsam durch die Büsche um das Lager herum, welches nach meiner Mutmaßung zwischen den Sümpfen in der Niederung liegen mußte. Ich erklimm einen Hügel und gelangte auf eine schöne Wiese, die zu einem Wäldlein von Steineichen führte, darinnen ich mich vor der mörderischen Sonnenglut verbergen wollte.

Unter den Wipfeln der Bäume herrschte denn auch eine Dunkelheit wie in einem Gewölbe und wuchs kein Gräslein auf dem braunen Boden. Ich legte mich nieder und fühlte mich zum Sterben ermattet. Auf dem ganzen weiten Weg von der Stadt hieher hatte mir nämlich das Herz gleich einem Hammer gegen die Brust geschlagen und ich war gelaufen, als wären die Häfcher des Papstes hinter mir her.

Als ich nun so dalag, das Haupt auf der kühlen Erde gebettet, über mir die schwarzen Stämme mit ihren krausen grauen Wipfeln, mußte ich der alten Zeiten und des Königs Numa Pompilius gedenken: wie dieser fromme Heide in dem nämlichen Wäldlein mit der schönen Teufelin, der Egeria, heimlichen, holden Umgang gepflogen; ach, und ich war schon so gänzlich dem Bösen verfallen, daß ich gar zu gerne der Heide Numa gewesen — hätte nämlich meine Egeria Myrrha geheißt! — und jenen unchristlichen Mann um seine liebreizende Buhlin von Herzen beneidete. Darüber schlief ich ein und ward im Traum durch allerlei heidnischen und höllischen Spuß in arge Versuchung geführt, mußte es auch geduldig geschehen lassen, daß mich ein junges Herglein umgaukelte, welches

Dahiel der Konvertit

.....
nicht einmal ein Hemdlein über ihren weißen Gliedern hatte, sondern nur in ihr langes goldiges Haar eingewickelt war. Das nahm sie mit beiden Händen, knotete es zusammen und schlug mich damit, wohin sie gerade traf, und das gar kräftig! Aber es war doch schön, daß ich mich mit Freuden eine halbe Ewigkeit hätte auspeitschen lassen, wenn ich dabei auf ihr Lachen hätte hören dürfen; denn das Herglein wollte sich ausschütten vor Lachen, wobei ihr fortwährend kleine nackte Knäblein aus dem Munde sprangen — wohl lauter arge Teufelchen, obwohl sie Flügel hatten und sich überaus holdselig gebärdeten.

Alsdann wachte ich auf, hörte indessen immer noch das liebliche Schalkslachen, also daß ich anfangs glaubte; ich sei immer noch im Traum, was mir denn auch gar wohl gefiel.

Als ich aber endlich die Augen aufreißte, gewahre ich zu meinem Schrecken, daß ich mich nicht mehr auf der Erde befinde, sondern wahrscheinlich unter der Erde in einem Sarge liege, welcher, wie mir's erscheint, aus frischen Zweigen und Blumen gebildet ist, sowohl die Wände wie der Deckel. Ich tastete ängstlich um mich und riß mich dabei an spitzen Dornen, welche teuflischen Gewächse mich — denn ich hatte mich nach meiner Gewohnheit im Schlafe halb umgedreht und lag halb auf dem Bauche — gar übel zurichteten. Daran merke ich, daß ich noch am Leben bin, fange mörderisch an zu schreien und fahre mit dem Kopf aufwärts, daß ich den Blumendeckel durchstoße und bis an den Hals in rotem Mohn und bunten Winden sitze. Es waren aber auch Disteln darunter.

Wer aber steht vor mir?

Niemand anders als das Teufelsmädchen, die Myrrha! Und sie lacht und schüttelt sich vor Lachen, daß die ganze Pracht ihrer goldigen Haare ihr wie Sonnenstrahlen um das reizende Gesichtchen flattert. Daraus läßt sich erkennen, in welcher Weise der Böse seine Fallen stellt. Wie aber soll man solcher Versuchung widerstehen?

Während ich ruhig sitzen bleibe, vor mich hinstarre und kein Wörtlein zu sagen weiß, auch keinen anderen Gedanken habe, als daß ich ewiglich so dastehen möchte, mitten unter Blüten und Dornen — währenddessen hüpfet und tänzelt die Liebliche gleich

Dahiel der Konvertit

einer Nymphe um mich her, wobei die Urge gar zu singen anhebt: sie sei von den Grotten zum Hain hinaufgestiegen, den Hirten ein Zicklein zu stehlen, da habe unter den Eichen ein junger Widder gelegen, um den sie schnell ein Gehege gezogen; nun sei er gefangen und gehöre ihr an. Alsdann ruft und lockt sie mich und reicht mir ihre Blumen hin, als wolle sie mir zu freßen geben. Ich stehe auch alsogleich auf, wickle meine Füße aus dem Gerank, schüttle mein blühendes Gehege von mir und laufe ihr, die mit ihren Blumen von mir fortweicht, eiligst nach, kurzum gebärde mich wie eine hungernde, zutrauliche Bestie. Sie aber schwingt sich behende hinter die Stämme, huscht gleich einer Lazerte vor mir hin, und wenn ich sie zu fassen wähne, halte ich zärtlich einen groben Knorren im Arm und höre von weit her ihr silberhelles Lachen. Endlich jage ich sie aus dem Hain auf die Steppe hinaus, was mir aber auch nicht viel hilft. Denn sie schlüpft gar zierlich durch das hohe Gras, während ich ungeschlachter Gefell kaum vom Fleck komme, häufig sogar hinstürze, bis ich es aufgeben muß, sie zu verfolgen, einfach stehen bleibe, beide Arme nach ihr ausstrecke und recht traurig und inniglich: „Myrtha! Myrtha!“ rufe. Da kommt sie gleich zu mir gelaufen, stracks in meine offenen Arme hinein und — küßet mich.

Es war, als streifte meine Lippen ein Sonnenstrahl; aber in meine Seele schlug es ein wie ein Blitz.

Du lieber Gott! Da lagen wir zwei großen Kinder im hohen, blühenden Grase, dicht nebeneinander, und schauten durch die lichten Gewebe von bunten Kelchen und grünen Halmen ins blaue, leuchtende Luftmeer hinein.

Es war zum erstenmal in meinem Leben, daß ich mich in der weiten und wilden Natur befand, aber es ging an jenem Tage alles dermaßen verwunderlich zu, daß ich mich über nichts mehr wunderte. Hätte ich statt der Schmetterlinge und Käfer, die bunt und glänzend über unseren Häuptern flatterten und summten oder sich ganz nahe unseren Gesichtern an die Knospen hingen — hätte ich statt ihrer auf einmal Engelscharen erblickt und statt der weißen Wolken die Glorie des offenen Himmels geschaut, so wäre es für mich auch nichts Wunderbares gewesen. Wir sprachen nichts. Über

.....
 uns sangen die Lerchen und ein Jubel war in den Lüften wie von Zimbeln und Schalmeien. Da konnten wir armen, glückseligen Menschenkinder wohl stille sein.

* II *

Und was soll ich nun sagen? Ich ging unter in einem Meer von lieblicher Sünde; daß ich gar nicht mehr auf der Welt weilte, sondern zwischen Himmel und Erde, in einem anderen Reich, welches von seligen Geistern bewohnt ward. Im Ghetto lebte von mir nur, was körperlich an mir war. Dieses Wesen wandelte umher, mit Augen, die nichts sahen, mit einer Stimme, die leere Worte sprach. Sonst wußte ich von mir nicht viel und fuhr oftmals in jähem Schreck zusammen, rief einer mich bei Namen. Alsdann besann ich mich erst, daß ich der Berufene sei: Dahiel Sarfadi, der Sohn des Simeon und der Hanna Sarfadi. All mein Leben und Sein war zu einem einzigen Traum geworden, darin mein menschlicher Geist eine göttliche Offenbarung empfing: Selig, die da lieben; denn ihrer ist das Himmelreich.

Weil mir alle irdischen Dinge so gänzlich entrückt waren, gewahrte ich kaum, daß ich, der jüdische Jüngling, seit kurzem regelmäßig dem Gottesdienst der Christen beivohnte. Auch brauchte mich länger kein Häfcher mehr in die Kirche zu treiben. Ich hatte eben eine solche Sehnsucht in mir, für das, was Großes an mir geschehen, auf irgend eine Weise ein Opfer darzubringen, daß ich mich zu jedem christlichen Gottesdienst in dem, einem wahren Erbräer so tief verhaßten Hause des heiligen Engels einfand. Dort stellte ich mich hin, ganz nahe der Kanzel, von der herab der junge Franziskanermönch durch die Macht seiner Rede in die verstockten Herzen der Ungläubigen zu dringen suchte, und lauschte auf den Klang seiner Stimme, welche eitel Wohlklang war. Aber von seinen Worten verstand ich nicht viel, indem ich ohne Unterlaß an die holde Myrte dachte, die vor dem capenischen Thor in der Wildnis blühte. Nun geschah es eines Tages, daß ich blaß und bebend vor dem jungen Priester stand und endlich sogar in heiße Tränen ausbrach. Es predigte nämlich der Christ das

Dahiel der Konvertit

Evangelium der göttlichen Liebe, davon ich bis dahin nichts gewußt, und das sich durch die Liebe zu dem jungen Weibe doch bereits an mir erfüllt hatte. Ich ward im Innersten meiner Seele bewegt und hing mit meinen Augen und meinem Herzen an den beredten Lippen des Mönchs, der mir plöglich in neuer Gestalt erschien: als ein Apostel und heiliger Prophet.

Es sah der Priester mich weinen und heftete seine Blicke auf mich; also, daß mir war, als spräche er zu mir allein, als wären nur wir beide in der Kirche und diese kein christlicher Tempel, sondern das Heiligtum eines unbekanntes Gottes, und es erwachte in mir ein brennendes Verlangen, den Gott, der seine Apostel ausandte, den Menschen die Liebe zu verkündigen, kennen zu lernen und zu ihm zu beten. Denn es war für mich Jehova lediglich der gestrenge und furchtbare Gott Zebaoth, von dem ich nur wußte, daß er voll gewaltigen Zürnens, voller Grimm und Rache wäre, und dessen Bildnis ich in mir trug als des Gottes, der seinem Priester Mose im feurigen Dornbusch erschienen.

Da der Gottesdienst beendet war und die Juden hinausdrängten, stellte ich mich hinter eine Säule, woselbst ich mich verbarg. Als der junge Mönch gewahrte, daß er allein sei, warf er sich vor dem Altar nieder und begann inbrünstig zu beten, wobei er laut stöhnte und heftig Gott anrief.

Endlich erhob er sich, wandte sich — siehe, da stand ich vor ihm. Er fuhr mich hart an: „Was willst du, Jude?“

Das konnte ich ihm nun nicht sagen, denn ich wußte es zu jener Zeit selbst nicht. Also stammelte ich in großer Verwirrung etwas von dem Gott der Liebe, von dem er gepredigt, und wie ich nur von einem Gott des Zornes wisse und gerne zu jenem liebenden Gott hingelangen möchte. Da zeigte sich auf dem Gesicht des jungen Priesters etwas, das beinahe wie Schrecken war; er entfärbte sich und entgegnete mir mit strenger Stimme: „Der Mensch soll nicht zweien Göttern dienen! Du hast deinen Gott, welcher der nämliche ist, der seinen lieben Sohn auf die Welt gesandt, damit er die Menschheit von ihren Leiden und ihren Sünden erlöse. Bete du zu deinem Gott, daß er dir ein Gott der Liebe und der Barmherzigkeit sei, bete mit aller Inbrunst, und er wird dich erhören.“

Dahiel der Konvertit

.....

Damit wandte er sich hastig ab von mir und ließ mich stehen, der ich in großer Betroffenheit langsam davonging. Ich war bereits auf der Gasse und ein ganzes Stück die Via Nuova hinaufgegangen, als ich einen eiligen Schritt mir nachkommen und plötzlich jemand rufen hörte: „Jude!“

Ich blieb stehen. Der junge Mönch trat an meine Seite mit einem gänzlich veränderten Antlitz, darauf eine große Trauer, aber auch eine große Strenge lag. Er fragte mich: „Bist du nicht der junge Tempelsänger mit der lieblichen Stimme?“

Ich, in meinem eiteln Herzen, fühlte darob eine solche Freude, daß die heiße Blut mir ins Gesicht stieg.

Dadurch erkennend, daß ich der Sänger sei, ging der Christ ohne Gruß seines Weges weiter.

Am nächsten Tage aber kam er in meiner Eltern Haus und ward von meinem Vater mit aller Ehrerbietung, aber doch mit einem leisen Lächeln empfangen: als gäbe es im Hause des Rabbi Simeon Sarfadi zu bekehren und Profelyten zu machen!

Er kam von diesem Tage an häufig zu uns, trat plötzlich in die Kammer, darinnen ich mit meinen Eltern weilte, tat indessen so fremd zu mir, als hätte ich niemals hinter ihm gestanden, da er im Gebet mit seinem Gott gerungen, wie er mich denn auch niemals grüßte oder ein Wort zu mir sprach. Dagegen redete er vielfach zu meinem Vater, als wollte er diesen seinem Glauben abwendig machen und zu einem anderen Gott hinleiten. Auch ließ mein weiser Vater den Christen ruhig gewähren, recht in dem Gefühl, unlöslich mit seinem Gott vereinigt zu sein. Bei den feurigen und leidenschaftlichen Reden des jungen Mönches war ich gewöhnlich anwesend, und war dies einmal nicht der Fall, geschah es häufig, daß mein Vater mich rufen ließ; denn er wollte seinen Sohn wissen lassen, wie sein Glaube auf Felsen gegründet.

Ich hörte mit aller Aufmerksamkeit zu; und mehr und mehr wollte mich's bedünken, als redete der Mönch eigentlich nur zu mir, indem er alles, was er sagte, auf mein heftiges, ihm bekanntes Verlangen zu beziehen wußte, einen Gott kennen zu lernen, der die Liebe, die Barmherzigkeit und die Gnade sei. Von Jesus Christus, dem gekreuzigten Gottessohn, verkündigte er uns nichts; aber zu meinem Vater gewendet, erzählte er mir

von seinem Heiligen, der ein schöner und vornehmer Jüngling gewesen, mit Namen Franziskus, aus der umbrischen Stadt Assisi. Dieser Franziskus war ein überaus herrliches Menschenbild, lauter wie das Licht der Sonne und voll hehrer Tugenden. Am hehrsten erschien mir des heiligen Mannes Selbstverleugnung, Menschenliebe und Mitleid mit den Schmerzen der Armen und Bedrückten; darin folgte er dem Nazarener dermaßen nach, daß er kurz vor seinem Tode mit den Wundenmalen seines am Kreuz gestorbenen Meisters gezeichnet wurde und Wunder vollbrachte, wie jener getan. Ferner berichtete der von seinem lieben Heiligen begeisterte Mönch über den gottseligen Mann: als diesem die Erkenntnis gekommen, habe der reiche Jüngling Vater und Mutter verlassen, die Armut zu seiner Braut erkoren und war im Lande herumgezogen, aller Armen und Bedrängten Bruder, Freund und Tröster, allen das ewige Heil verkündend: in der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes.

Einmal sprach der Mönch so gewaltig von diesen hohen Dingen, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte, was mein lieber Vater vor dem christlichen Priester höchlich an mir lobte; indem er es guthieß, daß ich bei meiner Jugend durch einen solchen wundervollen Lebenswandel im Gemüt bewegt werde. An diesem Tage redete mein Vater schier vertraulich mit dem Mönch, der indessen unfreundliche Antwort gab und jäh aufbrach. Ohne sich davon verstimmen zu lassen, rühmte mein Vater nach seinem Fortgang den Glauben und die Begeisterung des jungen Christen und sagte mir gar herrliche Worte darüber: wie jede Religion ihre Verkündiger habe, die, wenn sie ihres Gottes nur voll wären, wohl verdienten, die Diener des Höchsten zu heißen, und wie Gott sich in vielerlei göttlichen Gestalten, aber nur in einem göttlichsten Wesen den Menschen offenbare.

Es hatte mich aber eine wunderliche Scheu gefaßt, von diesen häufigen Besuchen des Christen zu Mose zu sprechen, obschon ich ihm doch sonst alles sagte. Jetzt verschwieg ich meinem Freunde bereits zwei große Dinge: meine Liebe zu der wilden Myrte und mein Verlangen nach einem Gott, bei dem der

Dahiel der Konvertit

Mensch Trost, Gnade und Rettung fand, Äußerungen einer liebenden Gottheit, die dem verfolgten und geknechteten Volk der Juden von Jehova versagt blieben. Beharrte ich nun über meine Liebe und meine Sehnsucht zu Mose in solcher Stummheit, so geschah das nicht aus Feigheit oder einem bösen Gewissen; sondern ich wollte zu seinen vielen schweren Leiden nicht noch diese allererschwersten hinzutun, seine Liebe zu der holdseligen Jungfrau und seinen Haß gegen die Christen bedenkend. Beides war in seinem Innern eine gar gewaltige Flamme, so recht das Lebenslicht dieses unseligen Leibes.

Ich gewahrte aber, daß Mose mich seit kurzem voller Mißtrauen betrachtete. Dieses galt jedoch, wie ich bald erfahren sollte, nicht meiner Empfindung für die schöne Tochter des argen Weibes Judäa, sondern den häufigen Besuchen des Christen im Hause meiner Eltern, davon ihm berichtet worden, und auch daß die christlichen Häfcher mich nicht mehr in den Tempel treiben mußten, da ich jetzt von selbst hineinging und, unter der Kanzel stehend, aufmerksam zuhörte. Eines Tages brach daher mein Freund in folgende heftige Worte aus, die er mir mit bitterem Hohn ins Gesicht rief: „Wehe denen, die weichen Gemütes sind! Sie gleichen den Wellen im Meer, die jeglicher Wind bewegt, den Wolken am Himmel, die bald hierhin, bald dorthin ziehen, dem Sand der Wüste, der verrinnt, indem man darüber hinwegschreitet. Auf solche ist kein Verlaß. Sie fallen ab wie Blumenblätter vom Stengel. Aber es ist nichts in der Welt so verächtlich, als ein schwaches Herz, welches ohne Unterlaß nach einem Halt sucht und gestützt werden muß gleich einem schwankenden Bäumlein. Deswegen ist mir der Gott der Christen ein gar ungöttlicher Gott: weil er sich dazu hergibt, jedem, der ihn für seine Leiden anschreit, Versprechungen zu machen und Belohnungen zu verheißten, so recht ein Gott der Schwachen und Hilflosen! Verflucht sei, Dahiel, dein weiches Gemüt und deine ewig mitleidige Seele!“

Ohne mich antworten zu lassen, gebot er mir, ihm aufzuhelfen und ihn nach der Richtung zu führen, die er mir weisen würde: zum Ausgang des Ghettos, der Brücke Quattro Capi zu, die einstmals Pons Judaeorum geheißten.

Hier lag, dem Ghetto gerade gegenüber, eine christliche Kirche, an deren einer Außenwand die Kreuzigung des Gottessohnes abgebildet war, damit die Juden immer vor Augen hätten, was sie an den Christen begangen; also immer vor Augen sähen, weshalb sie von ihnen gehaßt wurden. Und bei dem Bilde stand geschrieben, sowohl in hebräischer als in lateinischer Sprache: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag nach einem ungehorfamem Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Diesen Vers aus dem 65. Kapitel des Jesaias mußte ich mit lauter Stimme in hebräischer Sprache meinem Mose vorlesen. Er fragte: „Von wem glaubst du, daß dieser Spruch an die Wand dieser Kirche geschrieben worden?“

Ich erwiderte: „Von einem Christen.“

„Und zu welchem Zwecke?“

„Die Juden zum Christentum zu bekehren.“

„Also war es!“

Und er reckte seinen hageren Arm zu dem Bildnisse empor: „Aber nicht ein Christ hat diesen Vers aufzeichnen lassen, sondern ein Jude. Verdammt sei er! Amen.“

„Ein Jude!“ — — Von einer großen Berwegung gefaßt, schwieg ich. Aber Mose gebot mir: „Du sollst auch Amen dazu sagen. Verdammt sei er in Ewigkeit — —“

„Amen.“

* 12 *

Schon Mose mein weiches Gemüt und mein schwächliches Mitleid an mir verachtete — und wohl mit großem Recht — hielt ich dennoch Rat in mir selbst, was mächtiger in mir sei: meine Liebe zu der holdseligen Jungfrau oder das Mitleid für meinen Freund. Indessen alle Beratung half nichts. Bald meinte ich: das Mitleid in mir sei die größere Macht und es könne gar nicht anders möglich sein; bald indessen mußte ich mir selber mißtrauen. Also beschloß ich, meine Liebe von meiner Freundschaft besiegen zu lassen und in Myrthas Herz für Mose ein gleiches Mitleid zu erwecken, wie es in mir lebte, um alsdann —

* 83 *

Über dieses „alsdann“ hinaus mußte ich nichts, fragte auch nicht darnach. Ich dachte vielleicht, daß wir drei dann miteinander leben würden, in herzlicher Freundschaft zu einander. Ich hoffte wohl: ist Mose alsdann glücklich, wird er auch aufhören zu hassen. Denn ich vermochte mir nicht vorzustellen, wie ein glücklicher Mensch hassen könnte.

Während dieser Vorgänge tat ich viele Dinge, ohne mich deren zu schämen. Ich heuchelte nämlich und log. Ich mußte doch jeden Tag Myrrha sehen, und um das zu können, jeden Tag einen neuen Vorwand ersinnen, davonzuschleichen. Ach, und der Weg war so weit! Lief ich mir auch den Atem aus der Brust, so vermochte ich nicht in kürzerer Zeit als in einer langen Stunde vom Ghetto zum Hain der Egeria zu gelangen. Dazu war es hohe Sommerszeit, wo die Glut der Sonne die Erde versengte und auf den römischen Landstraßen viele Menschen tot hinsielen. Aber die Sehnsucht, Myrrha zu sehen, brannte heißer als das liebe Himmelslicht, weshalb die Strahlen des Heidengottes Helios meinem Haupte nichts anhaben konnten. Das Schlimmste für mich war das frühzeitige Schließen der Tore im Ghetto und daß sie erst bei Sonnenaufgang wieder geöffnet wurden. Wie rüttelte mein Geist an den festen Riegeln, wie sann ich darauf, sie zu brechen, wälzte mich des Nachts schlummerlos auf meinem Lager, oder ich sprang auf und lief hinaus auf die Gasse zu dem Tor und dem Mauerring. In-dessen, was half's? In dieser Zeit ist mir begreiflich geworden, wie es einem gefangenen Geschöpfe zumute ist, und wäre dieses nur ein unvernünftiges Tier.

Jetzt freilich würde eine solche Betrachtung für mich von großem Übel sein, denn es möchte mir dabei der Gedanke kommen, als wäre auch ein Kloster gleich einem Kerker, und ein Diener des höchsten Herrn gleich einem Gefangenen.

Damit ich hinaus könne vors capenische Tor, stellte ich mich, als sei ich krank, und alle im Ghetto sprachen: „Was hat der junge Mensch, der Dahiel, für blasse Mienen und wie ist er in seinem Gebaren so verwunderlich! Da sieht man, wie das Übel, das ihn als Kind befallen, noch nicht gänzlich von ihm gewichen und wie die böse Weissagung des schlechtesten Weibes

.....
 Judäa lebendig geblieben und sich erfüllen wird, ist die Stunde gekommen.“

Solche Rede über mich ward im Ghetto auf allen Gassen, vor allen Türen geführt; und es konnte nicht fehlen, daß sie durch unsere alte Magd, die Rebecka, und durch die guten Frauen, unsere Nachbarinnen, zur Kenntnis meiner Eltern gelangte. Nun fand mein Vater, daß die Leute sehr unverständlich redeten, aber meine liebe Mutter dachte gänzlich anders und hörte nicht auf, meinem Vater mit Klagen und Bitten in den Ohren zu liegen. Und weil ich in Wahrheit bleichen Aussehens war und vor lauter Sehnsucht in beständigem Fieber, so ward zu guter Letzt mein Vater mit ergriffen von der Furcht der Weiber; also, daß er mit einem Arzte sprach, in dessen Kunst er hohes Vertrauen setzte. Der weise Mann kam, betrachtete mich, lächelte ein wenig und riet: „Nehmt den Jüngling für einen Monat oder zwei aus der Betschule; laßt ihn auch nicht im Tempel singen, schickt ihn hinaus auf die Fluren und in die Wälder. Denn er ist in schnellem Wachstum begriffen und möchte in der dumpfen Enge Schaden nehmen an Leib und an Seele.“

Ich dachte: „O du weiser und großer Arzt!“

So gelangte ich zu dem, was ich zu jener Zeit meine Glückseligkeit nannte. Jeden Morgen, bevor die Sonne aufging, war ich bereits vom Lager auf und stand harrend an der Pforte unseres Zwingers, lauschte auf den Schritt des Wärters jenseits der Mauer und beschwor das Himmelslicht, emporzusteigen, damit auch meine Lebenssonne aufgehe. Ward endlich das Tor geöffnet, so eilte ich aus der Haft gleich einem jungen Hirsch, der seinen Verfolgern entläuft. Sodann war es mir wunderbar, wie ich mich plötzlich fühlte: als hätte ich einen anderen Geist und einen anderen Körper empfangen! Nun ging es ohne Unterlaß vorwärts: durch das Velabrum, an dem großen Zirkus vorbei, die lange Straße dahin zwischen Hecken und Gräben, geradewegs auf das schöne Albanergebirge zu, welches am frühen Morgen wie ein hoher dunkler Schatten von der leuchtenden Erde sich abhob. Hätte der nächste Weg zum Tal der Egeria durch den Titusbogen geführt — ich wäre durch die schimpf-

liche Pforte gegangen, ohne einen anderen Gedanken zu haben, als daß dies der Weg zum Paradiese sei.

Es war unterdessen der Sommer gewichen und nach einer Woche unaufhörlichen Regens das wilde Land rings um die große Stadt von neuem zu einem einzigen, schier unendlichen Blumengefilde geworden; so daß ich gleichsam durch einen Garten zu der Jungfrau eilte, welche im christlichen Sinne die Schlange dieses Paradieses war.

Sobald ich das Thor in dem zweiten Mauerring, der Rom umschließt und der die aurelianische Mauer heißt, hinter mir hatte und mich auf dem appischen Felde befand, spähte ich emsig nach Myrrha aus. Vor lauter sehnsüchtigem Ausschauen und bebender Erwartung, ihr liebliches Bild jeden Augenblick aus den Büschen auftauchen zu sehen, ging ich nunmehr gar langsam, heftig erschreckend, wenn es in den Büschen oder dem hohen Grafe neben mir raschelte wie von den Bewegungen einer großen, flüchtenden Schlange, und der schlankte junge Leib plögllich vor meinen Blicken aufschloß.

Was war's für ein Glück, was war's für eine Lust! Von dem über alles holdseligen Teufelspiel — wie es das Küssen nun einmal, leider Gottes, ist — gab es freilich wenig für mich zu erlangen; aber auch so war's eitel Wonne und Glückseligkeit. Sie kam mir beinahe jeden Tag entgegen, und blieb sie einmal aus, hing gleich der blaue Himmel für mich voll schwarzen Gewölks und alle Blumen schienen mir verdorrt und vergangen. An solchen dunklen Tagen schlich ich mich zum Hain der Hege Egeria, setzte mich auf den braunen Boden und harrte in Trübseligkeit, bis es ihr gefiel, zu erscheinen. Dann trieb sie allerlei lieblichen Unfug mit mir, recht wie ein Kobold und Schalksgeist, was mich indessen nur noch mehr in Tollheit versetzte, nicht anders, als hätte ich eine ganze Legion von Zaubertränken im Leibe.

Manchmal kam sie mir entgegen, von allen Hunden des jüdischen Lagers begleitet, eben jenen Bestien, von denen Mose für Myrrha sich hätte zerreißen lassen. Ich fürchtete mich weidlich vor den weißen, zottigen Ungetümen, die ihre Gebieterin umsprangen und mit denen diese spielte, als ob es lauter Mäus-

Dahiel der Konvertit

.....

lein oder — toll verliebte Dahiels wären. Auch hätten die Unholde mich gewißlich vor ihren Augen zerfleischt, wäre ihnen von Myrrha nicht geboten worden, Frieden mit mir zu schließen, was sie gar unwillig taten. Aber es half ihnen nichts. Myrrha schwang in ihren zarten Händchen eine kräftige Rute; und fletschten sie die Zähne gegen mich, sprangen mich mörderisch an oder stießen bei meinem Anblick ein wütendes Geheul aus — allsogleich fauste die scharfe Haselnußgerte auf sie herab, bis sie demütig und winselnd ihrer Herrin zu Füßen krochen und mir falsche Demut bezeigten.

Kam Myrrha mit ihrer Meute daher, so glich sie in ihrer Schönheit einer Königin der Wildnis und es war ihre Krone das goldige Haar, welches der Wind häufig auseinanderzerrte. Lief sie dann mit flatterndem Gelock mit den Hunden über die Steppe, sich mühsam der mächtigen Tiere erwehrend, die zu ihrem holden Angesicht empor sprangen und sie liebevoll zu Boden reißen wollten, so war das ein Anblick, der einen wohl um seine Sinne bringen konnte.

Eifersüchtig auf die Gunstbezeugungen, die Myrrha ihren wilden Genossen gewährte, buhlte ich heimlich um die Freundschaft der Wolfshunde, was mir indessen lange Zeit nichts half, indem jene sehr bald begriffen hatten, wie es um mich stand, und nun nicht minder voll bestialischer Eifersucht waren, als wie ich selbst. Endlich ergaben sie sich darein, daß ich an Myrthas Seite mit ihnen über die Steppe lief, wohin das Gelüst uns trieb.

Myrrha aber und ich, wir lebten miteinander — also schien es mir zu jener Zeit — wie zwei junge Götter, denen alleit die schöne Erde angehörte, für welche allein der leuchtende Tag aufstieg. Dabei dachte ich niemals darüber nach, ob ich Myrrha liebte, fragte niemals, ob ich von ihr geliebt würde — wir waren eben beisammen, und daß wir beisammen waren, schien mir so natürlich, wie es mir natürlich erschien, daß ein Baum Blätter hat und eine Blume Blüten treibt. Zuweilen fiel mir ein: wir wären nicht immer beisammen gewesen, was ich indessen gar nicht begriff. Aber ganz sicher würden wir immer beisammen bleiben. Mußte ich sie verlassen, so begann alsbald meine Sehnsucht nach ihr, daß ich in einen Zustand geriet, ala

.....
 wäre ich abwesenden Geistes. War ich aber bei ihr, so fühlte ich mich gänzlich wunschlos wie ein seliger Geist, und nicht wie ein Mensch.

Oft grübelte ich darüber, ob auch Myrtha sehnsuchtsvoll sei, wenn sie fern von mir war? Und recht traurig machte es mich, daß ich mir eine sehnsuchtsvolle Myrtha gar nicht vorstellen konnte. Einmal fragte ich sie darnach. Sie jedoch verstand mich gar nicht. — Sehnsucht? Was Sehnsucht sei? Ich sagte es ihr, so gut ich's vermochte. Sie schaute mich mit ihren Heren-
 augen ungläubig an, schüttelte ihre Locken und lachte, daß es Klang, als ob der Wind ein silbernes Glöcklein tönen machte. Wenn sie von nun an unbändig war, rief und lockte sie mich: „Sehnsucht!“ und trieb mit dem Namen ihren lieblichsten Herens-
 spott, daß ich wohl erkennen mußte, wie sie von dem Sinn des Wortes nichts wußte.

Da ist eine Straße — eben die appische — die von Rom nach dem Gebirge und zu der Stadt Albano führt. Dieser Weg ist eine große Merkwürdigkeit, denn es haben zu seinen beiden Seiten die alten heidnischen Römer ihre Toten begraben, weshalb dieser Weg auch die Gräberstraße benannt wird. Es ist nicht zu glauben, welche Steinhäufen daselbst aufgebaut liegen; Gräber, mächtig wie Türme und Festen, etliche mit herrlichen Gebilden verziert und köstlich gemauert, als wären die Stein-
 meßen erst gestern davongegangen, und wiederum andere, von denen kein Stein auf dem anderen geblieben. Allüberall liegen Marmorleiber umher, oft schrecklich zerstückelt, als wären sie die blassen Leichname, die man aus den Särgen gerissen und den Vögeln des Himmels zum Fraße gegeben. Aber die Natur hat die armen Steinbilder unter Gebüsch und Blumen von neuem begraben, schlanke Pinien und den Todesbaum, die schwarze Hyppresse, aufgehen lassen. In diesem nisten bunte, wilde Lauben und in der Höhe jubilieren die Lerchen; also, daß ich nichts kenne auf Erden, was schöner und friedlicher wäre als diese einsame Stätte.

Weil nun das Eichenwäldlein der Egeria dem jüdischen Lager allzu nahe lag, weilten wir lieber auf der appischen Straße, woselbst uns nur Hirten und albanische Bauern begegneten.

Dahiel der Konvertit

.....
Gleich den Lazerten hufschten wir um die Grabmale und alten Römersteine, jagten einander und duckten uns zusammen unter den Büschen nieder, oder wir erklimmen Hand in Hand einen der hohen Begräbnisplätze und schauten von droben stumm ins Land hinaus. Einmal fragte ich sie: „An was denkst du jetzt? Ach, sage mir, an was du jetzt denkst.“

Darauf erwiderte sie mir: „Ich denke an nichts. Denkst du an etwas? Wie fängst du es an, wenn du an etwas denken willst?“

Ich sagte: „Ich tue nichts dabei; ich denke eben — an dich! Und ich denke, wie hold du bist. Und ich denke, daß wir beisammen sind, und daß es gar nicht anders sein kann, und daß ich nichts anderes zu denken vermag, als an dich und immer nur an dich.“

Aber sie lachte.

Jetzt redete ich eindringlich in sie hinein: „Denkst du denn niemals an was?“

„An was sollte ich wohl denken? Es muß sehr schwer sein!“

Dabei schielte sie mich an, so von unten herauf, mit einem langen, schläfrigen Blick. Dann wandte sie ihr Köpflein der Sonne zu und öffnete die Lippen, als tränke sie die Sonnenstrahlen, die über ihr Anlitz spielten, daß dieses in seiner Weise und Zartheit leuchtete wie ein Gebilde aus Licht.

Sie liebte überhaupt die Sonnenglut, als ob sie ein verhegtes Eidechselein wäre. Nie war ein Tag ihr zu heiß, wie ich auch niemals ihr Gesicht gerötet gesehen. Sie fürchtete sich vor jeder dunklen Wolke und klagte mir, daß nach dem hellen Tage die finstere Nacht käme. Wo es am heißesten war: auf einer Mauer, oder einem Stein, oder auf der staubigen Landstraße, legte sie sich nieder; und lag sie einmal, alsdann stand sie so bald nicht wieder auf. Gewöhnlich schlief sie sogleich ein und ward zornig, wenn ich sie weckte. Da saß ich nun oft viele Stunden lang lautlos bei ihr, bewachte ihren Schlaf und wandte kein Auge von ihr und schaute gar eifrig zu, wie sie atmete, wie ihr Mund sich dabei öffnete und die weißen Zähne hervorbligten. Ach und ich dachte —

Es war eben eitel Sünde und wohl noch Schlimmeres!

Wie nun die kühlen Herbsttage kamen, ward es ein rechtes Elend. Denn obschon sie das Fell einer schwarzen Ziege über ihrem Röcklein trug und ihre Füße in Sandalen steckten, froh sie häufig gar jämmerlich, daß ich mich ihrer von Herzen erbatente, eilig trockenes Reisig zusammenschleppte und irgendwo an einem geschützten Ort ein Feuer anzündete. Davor kauerte sie sich nieder, ganz nahe, und schaute gierig in die Flammen, als wollte sie diese verschlucken, und hatte eine jauchzende Lust, wenn das Feuer hoch aufschlug, die Flammen prasselten und die Funken, vom Winde davongetragen, wild durch die Lüfte stoben.

Alles dieses bezeugt nur allzu sehr, wessen Stammes und Ursprungs das Holdseligste ist, was die Erde trägt.

Wir hatten aber einen Ort ausfindig gemacht, dermaßen heimlich und verborgen, daß daselbst niemand uns hätte aufspüren können. Besagtes Versteck war nichts Oeringeres, als die Totenkammer eines gewaltigen Römergrabes, zu welcher Myrrha den Zugang gefunden. Dieses Grab gleicht einem prächtigen Turm, wie es denn auch am Dache einen hohen Mauerrand hat. Man stößt auf das Denkmal, wenn man vom egerischen Hain nach der Richtung der appischen Straße ein Stücklein Wegs über die Flur geht. Auch ist das Grab leicht an einem gar merkwürdigen Steingebilde zu erkennen, welches rings unter dem Dache hinläuft; darauf sind die Schädel von Stieren dargestellt, zwischen deren Hörnern, von einem Kopfe zum anderen geschlungen, Blumenwinde niederhängen.

Dieses Grab war vor vielen hundert Jahren die Totenstätte eines römischen Weibes gewesen, dessen Name auf dem Stein in mächtigen Lettern noch heutigtages zu lesen steht: Cäcilia Metella. Es ist dies wohl der Name einer Fürstin der alten Römer, denn fürstlich fürwahr ist das Denkmal, welches errichtet wurde über dem Leichnam dieses Weibes.

Eines Tages nun, da es heftig zu regnen begann, liefen wir aus dem Hain über die Wiese zu dem Gräberturm hin. Hier raffte Myrrha ihr Röcklein zusammen und erkletterte auf der Seite der Straße eine Mauer, die an das Grab stößt und so hoch ist, daß ich vor Schrecken laut aufschrie. Sie aber stand droben gleich einem bunten Sigürchen, gegen den grauen Himmel sich abhebend,

Dahiel der Konvertit

.....
schüttelte ihr leuchtendes Haupt, lachte unbändig, winkte mir zu und lockte mich, ihr zu folgen. Das ging nun nicht so geschwinde, indem ich doch von Natur ein sündiges Menschenkind war und kein teuflischer Luft- oder Feuergeist. Indessen meine Verliebtheit und meine Furcht, daß sie vor meinen Augen herabstürzen und zerschmettern möchte, halfen mir, die Steile zu erklimmen. Als ich sie aber droben umfassen und halten wollte, entwand sie sich meinem Arm und lief vor mir her, den vom Regen schlüpfrigen, schmalen Mauerrand entlang, dem Grabgebäude zu, woselbst sie sich in eine enge, dunkle Öffnung schwang, daraus sie mit vergnüglich zunichte.

Ich troch ihr nach, und wir gelangten in einen schmalen Gang, darinnen es so finster war, als befänden wir uns im Schoße der Erde. Um mich tastend, stieß ich an Gestein und Mauerwerk. Zum Glück erwischte ich Myrthas kleine, kühle Hand, sonst hätte mich wohl Bangen angewandelt. Aber ihre Hand in der meinen, war mir, als führte mich ein Cherubim durch die Dunkelheit dem ewigen Lichte entgegen.

Nicht lange, so standen wir in einer Kammer, die ein blasser Glanz einhüllte, welcher unirdische Schein von dem weißen Marmor herrührte, damit das ganze Gewölbe ausgemauert war, und hatte dieses verwunderliche Gemach einen langen Spalt, durch welchen das Tageslicht schwach hereindrang. Nun gewahrte ich auch auf zwei hohen Marmorkufen zwei lichte Menschengestalten liegen: einen Mann und ein wunderschönes Weib, als hätten sich beide, in Lächer und Linnen gehüllt, zur Ruhe gebettet, wären erwacht, hätten sich mit dem halben Leibe aufgerichtet und wollten sich jetzt erheben. Zuerst entsetzte ich mich über diesen Anblick, bis ich sah, daß es die steinernen Abbilder der Gestorbenen waren, wohl diejenigen der Cäcilia und ihres Gemahls oder Liebsten.

Auf solche Weise gelangte ich mit Myrtha in das Innere des Römergrabes, welches auch mir großem Rinde dermaßen wohl gefiel, daß wir aus dem Grabe eine Wohnstätte machten, dahinein wir uns bei Regen und Kälte oder wenn uns sonst die Luft dazu anwandelte, verkrochen. Dann saßen wir in dem dämmerigen Raum, schauten durch den Mauerspalt auf das Stückerlein Himmel, zu dem wir wie aus der Tiefe eines Brunnens emporblickten und

.....
 welches an hellen Tagen gleich einem hellen blauen Seidenband zu uns niederleuchtete, beim Regen aber gleich einem dichten grauen Schleier vor der Öffnung herabhing. Oder wir schauten zu, wie die vom Winde gejagten Wolken vorüberzogen, darin wir lauter Gebilde erkannten: Schlangen und Ungetüme, Riesen und Götterbilder. Und jeden Nachmittag, zu einer bestimmten Stunde, funkelten bei hellem Himmel die Sonnenstrahlen wie eine Menge kleiner, leuchtender Schlänglein zu uns herein, glitten die Wände hinab, schnellten von dort zu den Marmorgestalten hinüber und sanken zuletzt wie matt und müde in unseren Schoß, woselbst sie eine Weile still liegen blieben, bis sie auf einmal verschwunden waren.

Alsdann verzehrten wir mitsammen die guten Dinge, die ich jeden Tag aus dem Ghetto für Myrtha mitbrachte; denn diese liebte überaus alles Süße und Leckere, obgleich sie nicht mehr davon aß wie ein Singvögelchen. Jeden Abend kaufte ich im Ghetto für sie ein: geröstete Haselnüsse, gequollenen Mais, getrocknete Kürbiskerne oder ein Stück Pizzatuchen, Ciambelliringel oder mit braunem Honig bestrichene Maratozzi. Diese süßen Dinge schüttete ich ihr jeden Morgen in den Schoß; und was wir nicht aßen, das streuten wir aufs Feld für die Vögel aus, damit diese auch satt und glücklich würden.

Am schönsten jedoch war es — wie es mich zu jener unheiligen, aber seligen Zeit bedünkte — wenn Myrtha Geschichten erzählte: mit leiser Stimme, geheimnisvoll raunend, als spräche sie zur Luft oder sonst einem unirdischen Wesen, daß mich oft jähe Furcht anwandelte und ich doch wiederum voller Entzücken auf das lauschte, was sie mir von allen Dingen der Natur zu sagen wußte; denn von den Dingen des Lebens und der Menschen wußte sie nichts — Da gab es Blumen, die keine Blumen waren, sondern Geschöpfe, die so und so hießen, so und so ausfahen, dieses oder jenes taten, oder untereinander besprachen und abhandelten: die allerseitsamsten, allerheimlichsten Dinge, ganz wie Menschen, nur viel zarter, feiner und geheimnisvoller! Und wie die Blumen, ebenso die Bäume, die Quellen, die Steine; alle hatten Gestalt und Wesen und alle führten ein Leben, das niemals aufhörte. Keines von allen litt, keines wußte von sich, keines fühlte etwas

anderes als — was Myrrha auch fühlte; und diese hätte ich oftmals voller Todesangst, mit aufgehobenen Händen fragen mögen: „Wo ist deine Seele?“

Sie war eine Jüdin, aber vom Judentum wußte sie nichts, nichts von Jehova und den heiligen Erzpätern, nichts von den Geboten und dem Tempel zu Jerusalem. Sie wollte auch nichts davon wissen, schüttelte zu allem, was ich ihr von dem heiligen Glauben ihres Volkes sagte, den Kopf. Oder sie sprang auf, warf die Arme in die Luft, den Kopf in den Nacken und tanzte zu meinen frommen Worten, als wären diese wilde Melodien, um mich herum hüpfend, bis es ihr den Atem ver setzte und sie sich, wo sie gerade stand, auf den Boden niederwarf.

Wollte ich nun mit Mahnen und Lehren gar nicht aufhören, so geschah es wohl, daß sie mich umsing und heftig auf den Mund küßte. Da mußte ich wohl stille sein.

Ebenso wenig wie von Juden, wußte sie von Christen. Juden und Christen waren für sie eins: beides waren Menschen — obgleich gerade ihr Stamm weder von den einen noch von den anderen als Menschen behandelt wurde. Aber auch die Menschen waren für sie Gegenstände, an denen sie vorbeiging wie an Steinen. Daß die Christen die Juden verachteten, bedrückten und mißhandelten und daß für diesen Auswurf der Menschheit wiederum ihr eigener Stamm Auswurf war — um alle diese schrecklichen Dinge kümmerte sie sich so wenig wie ein Vogel; und als ich einigemal von meinen Eltern zu ihr sprach, sie alsdann nach ihrer Mutter fragte und nach ihrer Liebe zu dieser, sah sie mich aus großen Augen staunend an und wußte mir nichts zu erwidern.

Durch solche Zeichen mußte ich denn bald, ob ich wollte oder nicht, zu der Erkenntnis gelangen, daß dieses Kind, welches doch kein Kind mehr war, von der Liebe nichts wußte, ja die Liebe gar nicht begriff, auch nicht meine Liebe zu ihr, und daß die Gotttheit ihre Seele noch gar nicht berührt hatte; also, daß diese sich wohl in dem holdseligen Leib befand, aber gleichsam in tiefen Schummer versunken. So währte ich zu jener Zeit, obgleich ich es schon damals hätte besser wissen können, indem sie mir eines Tages selber bezugte, daß sie ein Kind der Hölle sei — von welcher ich freilich dazumal nichts wußte. Dieses geschah, als ich sie einst-

.....
mals inbrünstig, voller Verzweiflung und mit Tränen anflehte, mir zu sagen, was auf Erden sie liebe. Sie schaute lange vor sich hin, als besänne sie sich, bis plötzlich ihre Augen leuchteten, ein wunderbarer Glanz über ihr Gesicht ging und sie mir zur Antwort gab: „Das, was schön ist.“

Ich fragte: „Was ist schön?“

Sie erwiderte mir und sah dabei aus wie eine junge Sibylle: „D du Lor, weißt du das nicht? Schön sind die Blumen, schön sind die Sterne und das Licht; schön sind Himmel und Erde, schön bist du.“

Ich aber, anstatt zu bedenken, daß nur die schöne Sünde selber also reden könne, bedachte nichts, als daß ich für Myrtha schön sei und deswegen von ihr geküßt wurde.

Sie war eben eine rechte Heidin, wie weiland die Nymphe Egeria gewesen.

* 13 *

Nun wußte ich, daß sie Mose niemals liebhaben würde; den Armen Judenjüngling mit den gelähmten Gliedern und dem hageren gelben Antlitz. Und nun litt ich wiederum um ihn wahre Qualen des Mitleids, das die reizende Teufelin, Gott weiß, durch welche Höllenkünste, mir eine Zeitlang gleichsam aus der Seele gefogen hatte — wohl während sie ihre Lippen auf die meinen drückte. Aber diesmal hatte sie keine Macht über mich. Und konnte sie nicht lieben, so sollte sie wenigstens Mitleid empfinden! Ach, ich wußte zu jener Zeit noch nicht, daß die Natur, von der sie ein Teil war, auch gänzlich mitleidslos ist.

Während sie ihre Kränze flocht, deren sie immer etliche haben mußte und die sie entweder auf ihr Haupt oder auf meines setzte, oder an einem Zweige aufhing, oder über einen alten Römerstein legte — unterdessen sie Blumen und Blätter ineinanderschlang, fand ich kein Ende, ihr von meinem Freunde zu erzählen; und je mehr ich von ihm sprach, um so herrlicher erschien er mir selbst, um so höhere Worte suchte ich für ihn, bis ich einem Jünger glich, der ausgezogen war, ungläubigen Völkern von seinem Herrn und Meister zu verkünden.

* 94 *

Dahiel der Konvertit

.....
Aber wenn ich meinte, sie müsse ganz Bewunderung und Verehrung sein und in Mitleid zerschmelzen, blieb sie gelassen, als hätte ich zu einem Steinbild und nicht zu einem atmenden Geschöpf gesprochen. Redete ich alsdann heftig auf sie ein, ihr mit Tränen in den Augen ihre Fühllosigkeit vorwerfend, schaute sie mich erschrocken an, saß hilflos da und verstand weder, was ich an Mose so herrlich fand, noch weshalb ich also um ihn klagte; wie sie denn auch nicht begriff, warum ich mit ihr zürnte und was für Empfindungen ich von ihr verlangte.

Bald merkte ich, daß sie sich vor Mose zu fürchten begann und leise erschauerte, sobald ich seinen Namen nannte. Da schwieg ich, ich schwieg voll blutigen Mitleids mit ihm.

Aber auch Myrrha dauerte mich, ach, ganz unsäglich!

Wenn ich jetzt des Abends nach der Stadt zurückkehrte, pflückte ich häufig Blumen, oder ich ließ mir von Myrrha welche pflücken. Noch lieber nahm ich einen ihrer Kränze mit mir nach Haus und zwar einen, den sie auf ihrem schönen Haupte getragen. Diese Blumen trug ich abends spät oder des Nachts in die Via Fiumara, woselbst ich sie auf der Schwelle des armseligen Hauses niederlegte, in dem Mose mit seiner Mutter wohnte: hatte ich ihn doch schon einmal mit Blüten belogen und dadurch glücklich gemacht. Ach nein, Myrrha ließ ihn nicht grüßen, nicht einmal aus Mitleid.

Eines Tages harrte ich wiederum im Eichenwäldchen, aber Myrrha blieb aus. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und auf der ganzen Steppe war nichts von einer feinen, kleinen Gestalt im roten Röcklein zu erblicken, und ich ward immer heftiger von einer unsäglichem Sehnsucht ergriffen. Zugleich befiel mich eine große Bangigkeit, als wäre die ganze Welt ausgestorben und ich darauf der einzige Mensch. Ganz zitternd lief ich aus dem Hain und den Hügel hinab.

Hier befand sich zwischen Sumpf und Dickicht das Lager der schändlichen Ebräer. Sie hatten sich aus Röhrich und Strauchwerk Hütten verfertigt, wie solche die wandernden Hirten zu bewohnen pflegen, welche armseligen Unterschlupfe Capaunen genannt werden. Andere Mitglieder des Stammes hatten sich in den vielen Höhlen und Grotten angesiedelt, davon die braunen Luffelsen ringsum voll

Dahiel der Konvertit

.....
sind. Oder sie benützten als Wohnungen die Römerruinen, deren in jener Gegend eine Legion ist, daß darin ein ganzes Volk geräumigen Platz finden könnte.

Mir bebt das Herz, als ich mich dem Lager näherte. Aber die weißen, wilden Hunde, die es hüteten, erkannten mich; und anstatt sich auf mich zu stürzen, kamen sie in großen Sprüngen herbei, wedelten mit ihren buschigen Schweifen und bezeugten fast Freundschaft für mich, durch welches vertrauliche Gebaren der sonst so wütenden Bestien Myrthas Mutter vertaten ward, daß ich oft und heimlich mit ihrem Töchterlein zusammen war.

Denn das Weib Judäa stand vor dem Eingang einer Grotte, darinnen über einem hellen Feuer ein Lämmlein briet. Ein feiner blauer Rauch stieg aus der dunklen Liefe in den sonnigen Tag hinauf und umwölkte die arge Frau, die, wie ich bereits gemeldet habe, von einer schier gewaltigen Schönheit und Wohlgestalt war. Sie schaute mir gelassen entgegen, und ich ward von ihrem bösen Blick sogleich gebannt; also, daß ich mich nicht zu regen vermochte. Ich stand still und hartte, was mit mir geschehen würde, und dachte an Myrtha, von welcher auch hier unten nichts zu sehen war. Nur einige Weiber kamen herbeigelaufen und verwunderten sich unter großem Geschrei, daß die Hunde mir nichts zuleide getan, worauf sie mich nach meinem Begehrt befragten. Denn weil ich gut gekleidet ging, hielten sie mich für einen, der nach ihren teuflischen Diensten begehrte. Und es fragte mich die eine: Ob sie mir wahr sagen sollte? Sie wollte es tun. Die andere: Ob mich nach einem Liebchen verlangte? Sie wollte es mir verschaffen. Die dritte bot mir Geld, die vierte einen Liebestrunck — Welt, wie bist du voller Unzucht und Sünden!

Nachdem alle eine Zeitlang mit heftigen Gebärden auf mich eingeredet und ich kein Wort zu erwidern gefunden, indem ich unverwandt auf Myrthas Mutter schaute, erhob diese plötzlich ihre machtvolle Stimme und sprach: „Laßt alle von ihm ab! Dieser schmutze Knabe begehrt nichts von euch, sondern er ist zu mir gekommen. Darum seid stille mit eurem Geschrei. Du aber, Dahiel, Sohn des Simeon und der Hanna Garfadi, geh mit mir.“

Und sie wendete sich von mir ab, der Grotte zu. Als bald, da sie mich nicht länger ansah, konnte ich mich regen und ich tat, wie

Dahiel der Konvertit

mir geboten worden und folgte dem schlimmen Weibe in die finstere Höhle, wohl gewahrend, daß von den anderen eine jede mich gern für sich behalten hätte; aber sie hatten Furcht vor dem gewaltigen Weibe, das über ihren Stamm zu herrschen schien wie eine biblische Königin über ihr Volk. Ganz stille begaben sich die schändlichen Kupplerinnen und Schächerinnen davon, eine jede in ihre Höhle oder in ihre Capanna an ihr Geschäft, das übel genug sein mochte.

Als ich nun mit Judäa allein in der Grotte stand, redete die Mutter Myrrhas mit herber Stimme mich an: „Sprich, was willst du?“

Was sollte ich darauf wohl erwidern? Also schwieg ich. Das Weib sprach weiter, vielmehr es gebot mir von neuem: „So frage mich doch nach meiner Tochter! Denn um ihretwillen bist du ja doch nur gekommen. Und um ihretwillen wirst du wiederkommen, morgen und jeden Tag, wenn ich dir heute keine Antwort gebe oder meiner Tochter verbiete, sich zu dir zu schleichen, morgen und jeden Tag.“

Sie schwieg und ich fragte gehorsam: „Wo ist Myrrha?“

Ihre Mutter erwiderte: „Was willst du von meinem Kinde, das kein Kind mehr ist, sowie du kein Knabe mehr bist? Was also willst du von ihr?“

Was sollte ich von Myrrha wollen? Daß sie bei mir sei und daß sie bei mir blieb, jetzt und immerdar.

Das sagte ich ihrer Mutter, welche mir still zuhörte, mit einem bösen Lächeln um ihren Mund.

Als ich ausgeredet, sprach sie nichts, sondern stand und sah in das Feuer zu ihren Füßen, aus welchem die roten Flammen zu ihr aufschlugen, als ob sie ihren schönen Leib voll heißer Blut umfassen wollten. Alsdann raunte sie in die Lohe hinein: „Also hat es sich erfüllt und es ist gekommen, wie es kommen sollte und mußte, und bleibt keine Schuld auf Erden ungesühnt. Und wird gerächt jede Schuld — nicht durch Jehova, sondern vom Menschen am Menschen.“ Und ihre bligenden Augen erhebend: „Du aber, junger Dahiel, gehe zu deinen Eltern und sage denen, die dich gezeugt haben, daß sie kommen sollten und bei mir meine Tochter für ihren Sohn zum Weibe be-

Dahiel der Konvertit

gehren. Ich sage dir: eher vermählte dein frommer und weiser Vater Simeon dich mit einer Lotschlägerin, als mit Myrrha, der Ebräerin aus dem Tale der Egeria, von der dein Herz nimmer lassen kann. Also wird es sich erfüllen und wird Jammer und Elend kommen über die, die dich lieben, wie es ihnen von mir verkündigt worden. Und wird sich noch weiter meine Weissagung erfüllen: durch dich an deinem Stamm, den ich hasse wie nichts sonst unter der Sonne.“

Ich fühlte, wie bei dieser Rede Judäas ein gewaltiges Herzeleid über mich kam, ein Strom von Kummer und Traurigkeit meine Seele durchflutete; weil ich ausersehen sein sollte, Jammer und Kummer über die zu bringen, die mich liebten.

Ich stand noch und wußte nicht ein noch aus, als ich aus der Ferne die Stimme Myrrhas vernahm, die den Hunden zurief, stille zu sein. Denn diese Bestien hatten ein grimmes Geheul erhoben, als ob sie das Judenlager vor einem angreifenden Feinde verteidigen wollten. Ach, wie lauschte ich auf die liebe Stimme, die mit ihrem süßen Wohlklang wie durch Zaubergewalt alles Leid von mir nahm, das Myrrhas Mutter mit ihren fürchterlichen Worten mir angetan. Allsogleich wollte ich fort und meinem sonnigen Leben entgegen; aber Judäa vertat mir den Weg, bligte mich mit ihren feurigen Augen zornig an und rief: „Nicht eher sollst du zu ihr, als bis dein Vater und deine Mutter diese Höhle betreten und mich für dich um meine Tochter gebeten haben.“

Damit wies sie mich fort, mit so gebietender Gebärde, daß ich ihr wiederum schweigend Gehorsam leistete und langsam davonging in der entgegengesetzten Richtung, von der noch immer Myrrhas Stimme erklang und noch immer das Geheul der Hunde erscholl. Aber ich wich nicht weiter, als bis zu dem nächsten Dickicht, wo ich mich verbarg, um Myrrha kommen zu sehen.

Sie kam indessen nicht allein, und zwar war es der junge Franziskanermönch, den sie vor den Hunden schützen mußte. Doch schien sich der Priester um die heulenden Bestien so wenig zu kümmern wie um die Felsen, neben denen er hinschritt. Alls bald kamen wiederum viele Weiber gelaufen, auch einige Männer. Aber sie zeigten keine große Neugierde, zu vernehmen,

Daßiel der Konvertit

.....
was der junge Mönch in der Wildnis bei den Juden wollte. Vielleicht wußten sie es. Sie standen umher und schienen zu warten, daß der Christ zu ihnen rede. Auch Judäa trat aus der Grotte und fuhr zornig auf ihr Töchterlein ein: wo sie die Kutte aufgesehen und warum sie den Mann ins Lager gebracht? Ehe Myrrha antworten konnte, rief der Mönch: „Scheltet das Mädchen nicht. Ich bin ihr auf der appischen Straße begegnet und verlangte von ihr, daß sie mich zu Euch führe.“

„Und was wollt Ihr bei uns?“

„Zuerst nur sehen, wo und wie ihr hauset.“

„Dann seht es!“ rief die Jüdin höhrend. „Und wenn es Euch bei uns gefällt, kommt wieder. Es ist schon mancher von euch zu uns gekommen und hat von uns gemeint, wir lebten wie die Tiere der Wildnis, ist gegangen und ist wiedergekehrt, uns das Heil zu bringen, wie er es nannte. Aber wir wollen nicht das Heil, denn wir kennen es. Wir kennen euch! Ihr meint, weil wir Juden sind, von den Juden ausgestoßen, könntet ihr uns mit eurem Golde um so leichter betrügen. Aber ich sage euch: euer Gold ist falsch und falsch seid ihr! Und wenn wir die hassen, die unseres Glaubens sind und die von euch verachtet werden, so kümmert das euch nicht, die ihr anderen Glaubens seid, aber darum nichts Besseres; denn, Mönch — wir kennen euch! Du weißt recht wohl, wie gut wir euch kennen — besonders die Männer eures Glaubens und die, welche euer Kleid tragen, sie, die Priester und heilig sind. Nun mögt Ihr uns predigen und versuchen, uns zu bekehren. Bekehrt uns nur!“

Damit drehte das Weib dem Mönch den Rücken, rief Myrrha zu sich und trat mit ihr in die Höhle. Nun wollten sich auch die übrigen entfernen. Aber der junge Mönch begann zu reden und einige blieben stehen und hörten ihm zu. Da begann Judäa in der Höhle einen Psalm Davids zu singen, mit solcher kräftigen Stimme, daß es die Worte des Mönches übertönte; und es währte nicht lange, so sangen alle Ebräer den Psalm mit. Da wich der junge Priester. Ich vernahm seinen starken Ruf, daß er wiederkommen würde.

Der Gesang der Ebräer schallte hinter ihm drein.

Dahiel der Konvertit

.....

Eine Weile harrte ich noch in meinem Versteck; doch Judäa behielt ihre Tochter bei sich in der Grotte. Denn ich vernahm, wie sie ihr gebot, sich ans Feuer zu kauern und den Speiß mit dem Braten zu wenden; und da es während dieser Begebenheiten hoher Nachmittag geworden, konnte ich nicht länger warten. Also kroch ich aus dem Dickicht hervor und es war mir zumute, als hätte ich in der Grotte der heidnischen Göttin Egeria meine Jugend zu Grabe getragen.

Ich schritt still meines einsamen Weges, wobei ich wie sonst auf alles achtete. — Aus dem Sumpf fliegt ein silbergrauer Reiher auf, um eine Tempelruine kreisen braune Falken, eine große schöne Schlange liegt mitten im Weg, bleibt auch ruhig liegen, ihren breiten Kopf mir entgegen gerichtet. Es ist eine Kreuzotter und ich weiche ihr aus. Jetzt rauscht es in den Ölbaumbüschen, das ist ein Wildschwein oder ein Büffel. Ich bleibe stehen und höre, wie das Tier durch die Dickichte bricht, dem Bächlein Almo zu. Nun wird es still. Nein, nun schlägt ein Wachtelkönig! Auf den Schlag dieses Vogels zu merken, hat Myrrha mich gelehrt; auch den Namen habe ich von ihr, wie alles, was ich von der Natur kenne.

„Ach, Myrrha! Myrrha!“

Ich bleibe stehen und sehe aufmerksam den Himmel an, von dem sich eine gewaltige graue Wolkenwand zur Erde nieder senkt, hinter welcher ich wie durch dichte Schleier Rom und das etruskische Gebirge sehe. Auf der Stadt liegt der Glanz des Abends, rot wie Flammenschein. Nun zieht der Vorhang sich auseinander und ich schaue in die untergehende Sonne.

Es ist so feierlich!

Und auf einmal beginne ich bitterlich zu weinen, setze mich am Wege nieder, schlage die Hände vors Gesicht, weine und weine — — „Dahiel!“

Als ich in die Höhe fahre — obgleich gar nicht erschrocken; denn noch niemals, so dächte mir, war mein Name so weich und liebeich gerufen worden, selbst nicht von meiner Mutter — da ich aufschaue, steht der junge christliche Priester neben mir, legt seine Hand auf mein Haupt und blickt zu mir nieder, mit

Dahiel der Konvertit

Augen so sanft und zärtlich wie seine Stimme gewesen. Und er fragte mich: „Dahiel, lieber Jüngling, warum weinst du?“

Nun war er, der mich also fragte, ein Christ, und ich hätte vor ihm mein Herz verschließen sollen mit ehernen Banden und hätte denken müssen, daß er und ich nichts miteinander gemein hatten, daß jedes vertrauliche Wort, von mir zu ihm gesprochen, ein Verrat war, von mir an meinem Volke begangen und an dem Gott meines Volkes. Ich hätte aufstehen und von ihm weichen sollen, wie das Wild vor seinem Verfolger, wie ein unreiner vor dem Reinen — wie ein Jude vor dem Christen! Aber wie ich schon einmal vor ihm gestanden und dem christlichen Priester von meiner Sehnsucht gestammelt hatte, so blieb ich auch diesmal: hilflos, nicht aus noch ein wissend in der kindischen Unerfahrenheit meines gewaltigen Leides um meine unsägliche Liebe. Ich wich also nicht, aber ich schwieg.

Da setzte er sich an meine Seite, umfaßte mich wie ein Bruder den andern, drückte mein Haupt sanft gegen seine Schulter, auf daß ich ihm nicht ins Gesicht zu schauen brauchte und ihm meine Tränen verbergen konnte; und er flüsterte: „Sage mir, warum du weinst.“

Ich sagte ihm alles, vom ersten Anblick Myrthas bis zum letzten, so gut ich kindischer Knabe eine solche wunderfame Sache eben sagen konnte. Er hörte mir still zu und einmal vernahm ich, wie er seufzte, laut und unendlich schmerzlich. Da schaute ich auf und sah ihn da sitzen, das blasse Antlitz tief auf die Brust niederhängend und große Tränen über seine Wangen rinnend; also daß ich schnell meinen Blick von ihm wendete, damit er, der Christ und Priester, sich nicht vor mir, dem jungen Juden, schämen mußte. Nun saßen wir beide schweigend, bis die Dämmerung anbrach und mich jäh aufschreckte; indem mir einfiel, daß bald die Tore des Ghettos geschlossen würden.

Auch der Priester stand auf und sagte in tiefer Bewegung: „O Dahiel, da ich dich hier am Wege sitzen und weinen sah, glaubte ich, du seiest unglücklich und verlassen; und nun vernahm ich, daß du glücklich bist, an Gnaden reich. Denn dein ist die göttliche Liebe, nach welcher du dich sehnst und welche du im Himmel suchst.“

Dahiel der Konvertit

Er wollte noch mehr sagen, aber er stockte, schwieg eine Weile, schaute vor sich nieder und redete dann weiter, und ich merkte an seinem Ton, wie schwer es ihm wurde: „O Jude, der du die göttliche Liebe im Weibe gefunden hast, du solltest billig auch streben, dir die Liebe in Gott zu eigen zu machen; in jenem Gott, der da ist der ewig wahre, der einzig göttliche Gott in der Kirche meines Herrn und Heilands Jesus Christus. Zu ihm will ich beten, er möge dich erleuchten und zu sich führen — obschon ich fürchte, daß du den Weg zu ihm nicht finden wirst; denn diesen schreiten nur solche, die da sind mühselig und beladen. Und nun ziehe hin in Frieden. Aber morgen tritt vor deinen Vater und bitte ihn, dir die Jungfrau, die dir lieb ist, zum Weibe zu geben. Es ist ein holdseliges Geschöpf und du wirst mit ihr gesegnet sein, mehr, als würde ich zum Segen meine Hände auf dich legen.“

Damit winkte er mir zu, ihm nicht zu folgen, und schritt davon, obschon wir einen und denselben Weg hatten und es bereits zu dunkeln begonnen, zu welcher unheimlichen Stunde doch jeder auf der Landstraße gern einen Genossen hat.

Ich harrte, bis er meinen Augen entschwunden und trat dann auch in Hast meinen Rückweg an. Nun hatte ich einem Christen und Feind meines Volkes meine heimliche Liebe und meinen verborgenen Gram verraten, hätte also voller Gewissensangst sein müssen, mich sogar heftig schmähen und verachten sollen. Trotzdem war mir die Seele leichter, viel leichter geworden! Denn wie hatte der Christ gesagt?

Mein war die göttliche Liebe!

* 14 *

Einige Tage schlich ich umher, alsdann war es um mich geschehen. Und weil nun doch einmal über mich beschlossen und bestimmt war, daß ich der Schmerzenssohn meiner Eltern sein sollte, wehrte ich mich nicht länger dagegen, trat vor sie und bat: „Gebt mir Myrtha, die Tochter der Judäa, zum Weibe; denn ich kann nicht leben ohne sie.“

Da schrie meine Mutter auf, als hätte ich ihr ein Schwert

* 102 *

.....
 ins Herz gestoßen, und begann zu weinen und zu wehklagen. Mein Vater sprach eine lange Weile nichts und stand in tiefen Gedanken, bis er mich mit Milde anredete und mir sagte: ich möchte ihm und meiner Mutter alles berichten, was ich denn auch that, von der Stunde an, da ich beim Bogen des Titus Myrtha zuerst gesehen, bis zu der letzten wilden Rede ihrer Mutter in der Grotte der Egeria.

Während mein Vater mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, rang meine Mutter ohne Unterlaß die Hände und rief einmal über das andere mit gellender Stimme: „Judäa, Judäa, das hast du über uns gebracht!“ Zuletzt fuhr mein Vater sie hart an, daß sie schweigen sollte.

Es war das erstemal, daß ich meinen Vater heftig gegen meine Mutter werden sah, und worüber diese auch dermaßen erschraf, daß sie sogleich stille wurde. Und mein Vater sagte in tiefer Bewegung: „Das Weib ist unschuldig daran. Die Liebe, die unser Sohn zu der Jungfrau empfindet, kommt von Gott und nicht von einer argen Frau. Das solltest du, Hanna, wissen, da auch du deine Liebe zu dem Vater deines Knaben empfangen hast vom Himmel, von dem alles kommt, was gut und heilig ist auf Erden. Dennoch ist dieses eine schwere Prüfung, sowohl für uns, wie für unseren Sohn, und wir mögen alle drei bitten, daß wir die Prüfung bestehen.“

Damit nahm er mich bei der Hand und führte mich aus der Kammer, darin wir meine Mutter mit der heulenden Magd allein ließen. Mein Vater ging mit mir in sein Gemach, woselbst er begonnen hatte, mir unseren heiligen Glauben auszu-legen, auf dem seine Seele gründete wie ein Haus, das auf Felsen gebaut war. An diese ehrwürdige Stätte brachte er mich in dieser schweren Stunde, betete zuerst lange mit mir, hieß mich dann niedersitzen und sprach: „Ach, mein lieber Sohn, ich kann dir die Jungfrau, die du von mir zum Weibe verlangst, nicht geben; und da du von dieser Stunde an kein Jüngling mehr bist, will ich zu dir reden, wie es sich vom Mann zum Mann geziemt. — — Du weißt, daß die Ebräer vom Tal der Egeria gelten als ein Stamm von Verworfenen und Ausgestoßenen; und zwischen jenen und unserem Volk ist nichts,

Dahiel der Konvertit

.....
was gemeinsam wäre. Ja, es wird besleckt der reine Jude durch die Berührung eines unreinen. Nun hat diese Schar von Parias mich häufig im Herzen gejammert. Ich habe Leid um sie getragen und hätte voller Freuden ihnen und uns von dieser Feindschaft geholfen. Aber es soll nicht sein. Denn weil wir römischen Juden im Ghetto gleich allen, die unseres Glaubens sind, leben als ein verachtetes Völklein, in tiefer Erniedrigung und Schmach, so dürfen wir in unsere kleine Gemeinde nichts aufnehmen, was in Wahrheit verächtlich ist, wert jeglicher Erniedrigung und Schmach. Nun erkenne ich wohl, daß die Jungfrau, für die der Herr dein Herz so gewaltig bewegt hat, holdselig ist und rein; und es rüttelt mein Geist schon lange Zeit an den Worten Jehovas, daß die Sünden der Eltern sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; also, daß ich ohne Besinnen gehen würde, um die reine und sündenlose Tochter des Weibes Judäa von der sündenvollen und argen Mutter zu holen und die Tochter in dieses Haus zu führen, dazu sprechend: „Der Herr segne deinen Eingang!“ In dessen es kann nicht sein. Denn es darf in den Kindern, die meinem Sohne von seinem Weibe geboren werden, wohl ebräisches Blut der Juden aus dem Tal der Egeria fließen, aber kein Tropfen Christenblutes.“

Mein Vater schwieg und als er auf meinem Anliß mein Erschrecken und meine Todesangst wahrte, neigte er sich zu mir und flüsterte mir etwas zu, auf das hin ich mich zu Boden warf, aufstöhnte und mich in unsäglichen Qualen der Seele wälzte, gänzlich wie von Sinnen war und fortwährend den Namen des Weibes schrie, von dem ich auf ewig getrennt war.

Mein Vater kauerte sich zu mir nieder, nahm mein Haupt, legte es in seinen Schoß und streichelte mir leise die Hände.

Es begann ein neues Leben für mich, darin ich als ein neuer Mensch stand und wobei ich mir selber so fremd vorkam, als wäre ich nicht mehr Dahiel Sarfadi, sondern müßte auf einen anderen Namen hören. Ich verließ die jüdische Stadt nicht eine Stunde, sang fleißig in der Synagoge und ließ mir von meinem Vater die göttlichen Dinge deuten, über die ich anfang nachzu-

denken. Aber der Ghetto schien mir ein Gefängnis, mein Gesang nichts als Schall, der Gott meines Volkes eine Gottheit unversöhnlichen Zornes, grimmigen Hasses und ewiger Vergeltung. Ich befand mich mit solchen Gedanken in einer Nacht, finster wie das Dunkel, das über Aegypten gelegen, und fühlte mich verzehrt von Sehnsucht nach dem Tage.

Ich konnte nun Mose keinen Abend mehr Blumen- und Kränze auf die Schwelle legen, brauchte aber dafür mit ihm nicht mehr Mitleid zu haben, als mit mir selber; denn auch mich hatte der Herr geschlagen und mir das junge Leben gelähmt — auch mir war Myrrha genommen.

Ich wußte, daß Mose jeden Tag in aller Frühe aufstand und sich, ohne seine Mutter zu rufen, durch die Kammer und vor das Haus schleppte, daß er jeden Tag vergeblich nach dem suchte, womit, wie er glaubte, Myrrha aus Mitleid ihn hatte grüßen lassen: durch einen, der glücklich war! Ich wußte auch, daß Mose jeden Tag unglücklicher wurde, ging indessen nicht zu ihm, ihn aufzuklären und mich von ihm trösten zu lassen. Da er mir keinen Boten sandte, stolz, wie er war — aber die Kränze hatte er doch genommen und mag wohl gegen die Liebe kein Stolz helfen — so hörten wir diese ganze Zeit nichts von einander.

Es war wieder Frühjahr geworden, wovon man freilich im Ghetto wenig verspüren konnte; ich saß eines Abends vor unserm Hause, müde und ruhebedürftig wie ein Mensch, der den ganzen langen Tag eine schwere Arbeit getan — keine andere als zu leben! — Und ich mußte denken, wie ich noch vor kurzem um diese Zeit jeden Abend zu Mose gegangen war, welcher wohl wußte, wo ich den Tag über gewesen und von wem ich zu ihm kam. Trotzdem war er stets überaus liebevoll gegen mich gewesen, gar nicht mehr der Mose, aus dessen Munde ich das Evangelium vernommen: Hasset eure Feinde, fluchet denen, so euch fluchen, tut Übles denen, die euch Übles getan! Je scheuer ich zu ihm getreten, je bedrückter ich bei ihm verharrte, um so sanfter, milder und gütiger hatte er sich gegen mich gezeigt. Ich mußte mich zu ihm setzen, er faßte meine Hand, hielt sie in der seinen und fragte mit leiser Stimme: „Ist es

Dahiel der Konvertit

schön draußen? Tut es dir gut, auf den Wiesen zu weilen? Blühen daselbst viele Blumen und scheint die Sonne recht warm?“ Und er ermahnte mich: „Sei glücklich! Denn es hat Gott dich erschaffen zum Glück; sowohl um die Menschen zu beglücken, als auch, um selber glücklich zu werden. Siehe, wie herrlich der Tag dem Glücklichen leuchtet!“ Er sprach niemals von ihr, nannte niemals ihren Namen, dachte indessen immer an sie und hatte von dem immerwährenden Denken an das sonnige Kind in seinem armen Antlitz ein solches Leuchten, daß ich es häufig nicht ertragen konnte und vor seinem strahlenden Blick meine Augen senkte . . .

An Mose dachte ich an jenem Frühlingsabend vor dem Hause meiner Eltern, und plötzlich stand ich auf und begab mich eilig, fast laufend nach der Via Numara. Auf diesem Wege geschah es, daß das Bildnis meines siechen Freundes vor meine Augen trat, in einer solchen Verkörperung, daß ich auf einmal die gewaltige Schönheit dieses Menschenbildes erkannte, eine Schönheit, gegen welche meine Wohlgestalt wahrlich einer Grimasse des Schönen glich. Ich kam zu dem elenden Hause, welches er zusammen mit Ratten und Skorpionen bewohnte, und fand ihn, wie gewöhnlich um diese Zeit, vor der Tür des Hauses am Boden liegend und nach dem Sternenhimmel schauend, davon ein winziger Streifen zu ihm herabschimmerte. Er erkannte meinen Schritt, grüßte mich, ohne den Kopf zu wenden, als wäre ich keinen Tag fern geblieben, und hieß mich auf der Schwelle nieder sitzen. Sodann sagte er und senkte seine Stimme, als befände er sich im Tempel: „Siehe, mein Dahiel, dieses Stücklein Himmel, welches ich schaue und welches so klein ist, daß ich es mit meiner Hand zudecken kann — es ist mehr als groß genug, dem Menschen die ganze Herrlichkeit Gottes zu offenbaren. Wahrlich, und wenn ich von Gottes Welt niemals etwas anderes erblicken würde, als dieses Häuflein Himmelslichter, es wäre wert, zu leben und Gott anzustaunen in seinen Werken. Und da sollte ich mich über meine gelähmten Glieder beklagen, wo doch diese Sterne niederglänzen zu mir und ich noch viel mehr des Schönen und Wunderbaren besitze: Sara, meine Mutter, dich, meinen Freund, Jehova, meinen Gott,

Dahiel der Konvertit

.....
und meine Seele, welche alles dieses empfinden kann, währenddem mein Leib siech und elend ist. Wie es auch ein schier unfassliches Glück ist, daß ich als Jude geboren und nicht als Christ, und daß ich eines Frühlingstages Myrrha gesehen, die mich noch ein viel größeres Wunder dünkt, als droben jener leuchtende Stern. Ach, mein Dahiel, fürwahr, auch ich bin ein glücklicher Mensch!“

Er schwieg und sah unverwandt das Häuflein Sterne an. Es war aber zum erstenmal geschehen, daß er Myrrias Namen genannt.

Eine Weile saßen wir stumm; alsdann hob er wiederum zu reden an, mit derselben leisen, feierlichen Stimme: „Warst du in der Zeit, da ich dich nicht gesehen, jeden Tag vor dem capenischen Thor? Und wie blüht draußen in der Wildnis die holdselige Myrte?“

Ich konnte nichts erwidern, denn ich fühlte, daß Tränen meine Stimme erstickt haben würden. Auch fuhr er sogleich fort: „Erzähle mir von ihr. Sie muß dich sehr lieb haben; denn du bist schön wie der junge Tag, und sie muß lieben, was schön ist. Erzähle mir von euch, auf daß ich euer Glück mit euch teilen kann. Und gebt ihr mir von eurer reichen Tafel auch nur die Brotsamen, wird es mich dennoch satt machen. Also erzähle.“

Er wandte sein Gesicht mir zu. Da ich aber stumm dasaß, wurde sein Blick angstvoll und immer angstvoller: „Was ist dir und deiner Myrrha geschehen? Denn du und sie, ihr beide gehört zusammen.“

„Ich werde Myrrha nicht wiedersehen.“

„Ist sie tot?“ schrie er auf.

„Sie lebt,“ erwiderte ich rasch, indem mich bei dem Gedanken, sie könnte tot sein, ein Schauer überlief, als stünde ich an ihrer Leiche. Doch sie lebte! Und plötzlich wurde mir unendlich friedlich ums Herz, als gäbe es gar kein Leid der Trennung und Entfagung, wenn sie nur im Licht der Sonne weilte.

Aber Mose sagte, und aus seiner Stimme klang es beinahe wie Jorn: „Wenn sie lebt, wie kannst du sie alsdann nicht mehr wiedersehen? So gehe doch zu ihr, so bleibe doch bei ihr! Wer hindert dich?“

„Ich darf nicht. Myrrha ist mir genommen.“

„Wer hat sie dir genommen? Warum hast du sie dir nehmen lassen?“
Also fragte er zornig, mit einem schier feindseligen Blick.

„Ihre Mutter hat mich davongejagt.“

„Ihre Mutter — —“

„Ich sollte meinen Eltern sagen, daß sie kommen sollten, bei ihr für mich um ihre Tochter zu werben.“

„Und deine Eltern?“

„Sie gehen nicht zu dem Weibe.“

„So gehe du zu Judäa und sage du der Mutter Myrrhas: deine Eltern kämen nicht, aber du kämst und du wolltest bleiben; und Judäa wird dich nicht zum zweitenmal davonjagen.“

Ich stammelte: „Also sollte ich meine Eltern verlassen — —“

Mose rief: „Es stehet geschrieben: ‚Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein ein Fleisch.‘ Aber es stehet nicht geschrieben, daß der Mann das Weib seiner Liebe verlassen solle und anhängen Vater und Mutter. Denn es lebt auch der Mann im Weibe wie dieses im Manne; und es soll der Mann sein Leben erhalten, welches von Gott ist und nicht von dem Vater, der ihn gezeugt und nicht von der Mutter, die ihn gebar. Und wenn deine Eltern sich und ihren Sohn hoch halten, weil sie Juden sind aus dem römischen Ghetto, und das Weib Judäa und deren Tochter verachten, weil diese Ebräer sind aus dem Thal der Egeria, so sollen deine Eltern bedenken, daß sie und jene angehören einem Volk, daß sie und jene beten zu einem Gott, schmachten in einer Gefangenschaft, unsterblich und flüchtig sind auf Erden durch einen Fluch. Und bedenken sollen sie, daß beide einen Todfeind haben: das Christentum! Einen Haß: wider die Christen! Ein Gebet um Rache und eine Hoffnung auf Vergeltung. — — Aber du, was wirst du beginnen?“

„Ich habe meinem Vater in die Hand gelobt —“

„Von Myrrha zu lassen? Freilich, du bist ein gehorsamer Sohn.“

Er sagte das mit einem Hohn, daß es mich traf, als hätte ich von ihm einen Schlag empfangen. Raum wissend, was ich sprach, fragte ich ihn: „Was soll ich tun?“

Die Nacht war dunkel geworden; aber wenn ich ihn auch nicht sah, so fühlte ich doch den Glanz seiner Augen auf mir brennen.

„Was du tun sollst, weiß ich nicht zu sagen, da ich nur weiß, was ich täte, hieße ich Dahiel Sarfadi und würde von Myrrha geküßt.“

„Was tätest du?“

„Nicht lassen würde ich von meiner Liebe, welche mehr als mein Leben ist; sühnen würde ich meines Volkes Schuld, welche von Juden an Juden verübt ward; verlassen würde ich Vater und Mutter, weigerten sich diese, mir eine reine und unbescholtene Jungfrau zum Weibe zu geben. Leben doch Ebräer genug in der Wildnis, warum soll nicht auch eines Rabbi Sohn ausziehen aus seiner Eltern Haus in die Wälder und Steppen, das ausgestoßene Volk zurückzuführen zu seinem Volke und Frieden zu stiften in Israel?! Ich freilich könnte nur kriechen wie ein Lier und müßte mich füttern lassen von einem Weibe und liege hier in Zorn und Gram, in Schwachheit und Ohnmacht.“

Mit solchen Reden fuhr er fort; und er sprach mit einer solchen Macht und Leidenschaft, daß ich jeden Augenblick wähnte, er würde aufstehen mit seinen lahmen Gliedern und von dannen gehen in die Wildnis, zu dem verfehmten Volk und zu Myrrha. Seine Mutter kam aus dem Hause gelaufen, laufchte voller Schrecken auf ihres Sohnes Rede und begann zu weinen, aber mit ersticktem Schluchzen und leise, damit ihr Sohn es nicht vernähme.

Nach einer Weile ließ sich Mose von der armen Mutter aufhelfen und ins Haus führen, ohne mich zu grüßen oder sonst ein Wort an mich zu richten. Ich wagte nicht, hinzuzuspringen und ihm beizustehen, als er auf der Schwelle strauchelte und beinahe hingefallen wäre; denn ich fühlte, daß ich von ihm verachtet wurde. Ich aber liebte ihn unsäglich und er dauerte mich unsäglich; und das einzige, was ich ihm zuliebe tun konnte, war, daß ich ihm nicht verriet, wessen Abstammung der Vater seiner Myrrha war; denn er liebte sie größer und heiliger als ich.

* 15 *

Mose wollte nichts mehr mit mir gemein haben, kam nicht mehr auf die Gasse und hatte seiner Mutter, diesem ärmsten Weibe, das nur ein Geschöpf ihres Sohnes war, geboten, mich nicht zu ihm in die Kammer zu lassen. Damit er nicht den

* 109 *

.....
 ganzen Tag in dem feuchten, stinkenden Loche sitzen sollte, versprach ich seiner Mutter, daß ich nicht eher wieder vor sein Haus kommen wollte, bis er mich rufen ließe, und bat sie, ihren Sohn tausend- und abertausendmal von mir zu grüßen. Darauf schied ich von der Frau.

Ich wußte, daß ich recht getan. Denn hätte ich Mose durch seine Mutter sagen lassen: Sie ist die Tochter eines Christen, deshalb habe ich meinem Vater geloben müssen, von ihr zu lassen — so hätte ich nicht nur die Flammen seines Christenhasses mit Öl genährt, sondern auch sein Herz von Myrtha losgerissen, also sein Leben vernichtet. Ich aber war nun auch von Mose getrennt!

In meiner Eltern Haus weilte ich wie ein Fremder, so gern ich darin ein Sohn gewesen, vielmehr wieder geworden wäre. Dabei bezeugten sich meine Eltern — besonders mein Vater — voller Sorge und Zärtlichkeit für mich, dabei war ich für Vater und Mutter voll inbrünstiger Liebe und Dankbarkeit. Aber in meinem Herzen war eine große Öde und Leere und lebte nur noch die Sehnsucht darin.

Der junge Christ — er hieß Bruder Eustachius — hatte unser Haus nicht wieder betreten.

Er kam indessen häufig in den Ghetto, sah er mich aber auf der Gasse, so wich er mit aus.

Da nun er nicht zu uns kam, ging ich zu ihm.

Nach wie vor sollten die Juden bekehrt werden, es wollte sich jedoch keiner bekehren lassen; also wurde jetzt jeden Sabbat in beiden Kirchen für die Erbräer christlicher Gottesdienst abgehalten und nach wie vor die Juden dazu gewaltsam in den Tempel getrieben. Ich ging jetzt einen jeden Sabbat hinein, freiwillig und heimlich.

Wie einstmals vor Aufgang der Sonne am Ghettothor, harrete ich jetzt beim Bogen der Oktavia an der Pforte des christlichen Tempels, dicht an die Mauer gedrückt, damit kein Jude mich sähe. Ward aufgetan, schlüpfte ich hinein und sogleich in einen dämmerigen Winkel hinter eine Säule. Von hier aus sah ich zu, wie die Juden hereinkamen, die meisten gewaltsam getrieben. Und ich dachte: „Warum kommen sie gar so unwillig?“

.....
Sie vernehmen hier große, heilige Worte; denn sie vernehmen hier Verheißungen der Versöhnung, des Friedens und der Gnade; sie vernehmen hier von einem Gott der Liebe, der Güte und der Barmherzigkeit. Wo solche göttlichen Dinge verkündigt werden, da ist ein geweihter Ort, ohne Unterschied, ob es ein christlicher oder ein jüdischer Tempel sei, wie es auch keinen Unterschied macht, ob darin von einem Christen gepredigt wird oder von einem Juden: ist es doch ein Evangelium, das der ganzen Menschheit gegeben worden!“

Und wiederum, wenn der junge Priester sprach, hingen meine Blicke an seinem begeisterten Munde, und wiederum schien er nur dazustehen, um allein für mich zu reden: für meine Liebe, für meine Sehnsucht, für mein Leiden. Und ich gedachte jener Worte: daß der christliche Glaube keine Religion für die Glücklichen sei, wohl aber für die, welche in Elend und Jammer leben. Und als eines Tages der Priester mit mächtiger Stimme ausrief: „Alle, die ihr mühselig und beladen seid, kommt her zu mir, ich will euch erquicken“ — siehe, da kam ich zu ihm. Wiederum waren nur er und ich im Gotteshaus, als ich zu ihm trat und ihm sagte: „Ich bin mühselig und beladen — erquicke mich.“

Er erwiderte: „Jüngling, Jüngling, also kommst du doch zu mir?!“

Ich wiederholte: „Da bin ich in meinem Unglück — tröste mich!“

Er meinte: „Das kann nur Gott. Aber da du gekommen bist, darf ich dich nicht zurückweisen.“

Ich wollte ihm danken und zu ihm reden; doch er wies mich hastig ab: „Nicht hier! Komm hinaus mit mir.“

Wir verließen zusammen die Kirche, wendeten uns der römischen Stadt zu, gingen über die Piazza Montanara und durch einen Lorbogen den Weg von Monte Caprino hinauf, welcher auf den kapitolinischen Hügel führt. Droben nun, zu unserer Rechten, an der südlichen Seite der Höhe, darauf sich einstmals der Tempel des höchsten Gottes der alten Römer erhob, liegt auf dem wilden Abhang ein Gärtlein voll lieblich blühender Gebüsch, zur Frühlingszeit der Boden bedeckt mit Weilchen.

Dahiel der Konvertit

Der Platz ringsum ist einsam und verlassen, nur von Lazerten und Nachtigallen bewohnt; hier nun setzte sich der junge Christ auf einen Säulenstumpf und hieß mich, mich bei ihm niederzulassen. Ich scheute mich indessen. Denn uns zu Füßen sank der braune Felsen jäh in die Tiefe; also, daß mich ein Schwindel befiel. Aber Bruder Eustachius faßte meine Hand und zog mich zu sich hin.

Nach einer Weile, währenddessen wir auf den Gesang der Nachtigallen lauschten und über Rom hinweg in das leuchtende Land hinausfahen, sagte der Mönch: „Es gibt in der christlichen Religion eine überaus wunderfame und herrliche Sache, von welcher kein anderer Glaube wissen will und welche doch in jedem anderen Glauben sein könnte, ohne daß deswegen ein Jude weniger Jude, ein Muselman und Heide weniger Muselman und Heide sein würde. Und es ist diese Sache nichts anderes, als daß ein Mensch zum anderen Menschen kommt und diesem sein Herz eröffnet und vor diesem sein Herz ausschüttet mit allem, was darinnen ist: mit allen seinen Gedanken, allen seinen Wünschen, allen seinen Sünden — mit allem seinem Leid. Der andere hört ihn an, und weil dieser andere in der Religion Christi ein Priester ist, so darf er den Leidenden trösten, den Bedrängten aufrichten, dem Schuldigen vergeben — im Namen seines Gottes! Und so — im Namen meines Gottes: sage auch du mir alles, was dich beschwert, und ich will alsdann sehen, ob ich dich trösten darf, obgleich du ein Jude bist.“

Nun hatte dieser Priester bereits eine solche Gewalt über meine Seele erlangt — durch den Willen Gottes — daß ich wohl die Sünde fühlte, die ich, der Jude, beging, wenn ich so andächtig auf ihn, den Christen, hörte, mich auch im Herzen gegen ihn zu wehren suchte, mich ihm indessen dennoch ergab. Also erwiderte ich: „Gern öffne ich mein Herz, soweit ich kann, und gern lasse ich es mit Trost füllen, den ich für mich nirgends auf der Welt finde; denn alles in der Welt ist für mich Finsternis und Trübsal.“

Er wiederholte: „Sage mir alles. Du hast dem Mädchen, das du liebst, für alle Zeit entsagen müssen?“

Dahiel der Konvertit

„Ja — für alle Zeit.“

„Das kommt vor im Leben. Es gibt noch andere Gräber als die auf Kirchhöfen, wie es noch andere Tote gibt als die wirklich Gestorbenen. Nun hat die Welt für dich nur noch eine Hoffnung.“

„Welche ist diese?“ fragte ich flehend, als hielte der Christ die einzige Hoffnung für mich in seiner Hand und ich brauchte die meine nur darnach auszustrecken.

„Diese einzige Hoffnung für dich ist der Glaube aller Entfagenden: das Christentum.“

Weh mir, meine Hoffnung war tot. Ich stöhnte laut auf.

„Für die Zeit hast du deiner Myrrha entsagt, aber für die Ewigkeit kannst du ihrer teilhaftig werden.“

„Für die Ewigkeit?“

„Für die Ewigkeit könnt ihr beide, du und sie, im Paradiese zusammen selig sein.“

„Wie kann das geschehen?“

Wiederum seine Antwort: „Durch das Christentum.“

Wiederum als meine Antwort ein Stöhnen.

Bruder Eustachius fuhr fort: „Du weißt, daß die Juden verdammt sind.“

„Ich weiß es. Ihr sagt es uns in jeder Predigt, und ich glaube Euch. Aber es ist furchtbar.“

„Alle Juden sind verdammt.“

„Ich sehe es; ich sehe es jeden Tag, jede Stunde. Sie sind verdammt, so lange sie atmen und leben — alle sind sie verdammt.“

„Sie werden es auch nach dem Tode sein, sie werden es in Ewigkeit sein.“

„In Ewigkeit alle verdammt —“

Ein Schauer lief durch mein Gebein. Der Priester sprach weiter: „In Ewigkeit verdammt — du, dein Freund Mose, dein Vater und deine Mutter; in Ewigkeit verdammt Myrrha, in Ewigkeit verdammt alle Juden. Alle Juden verdammt zu ewiger Feuerqual, verdammt zu ewiger Verzweiflung —“

Und der Christ schilderte mir die Qualen der in Ewigkeit verdammtten Juden, bis ich einen Schrei ausstieß und ohnmächtig an seine Schulter sank.

Nachdem ich mich erholt hatte, setzten wir das Gespräch fort. Ich

Dahiel der Konvertit

.....
fragte: „Und warum werden alle Juden in alle Ewigkeit verdammt?“

„Ihres Judentums willen.“

„Kann das sein?“

„Zweifelst du?“

„Nein. Denn Ihr sagt es und Euch glaube ich.“

Und ich fühlte ein solches Mitleid mit dem Jammer der Menschen — der Juden — in mir, daß ich davon halb entgeistert ward. Und zugleich überkam mich ein solches Verlangen, zu retten, zu helfen, zu erlösen, eine solche Sehnsucht nach einem Opfer meines ganzen Selbsts, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Ewige Qualen in Höllengluten mußten die Juden leiden, eben weil sie Juden waren. Ich dachte nicht an mich, sondern an die, welche ich mehr liebte als mich: an Mose, an meine Eltern, an Myrrha. Ich dachte an alle Juden! Und ich empfand plötzlich eine Liebe zu meinem in Ewigkeit verdamnten Volke, wie ich sie vorher niemals empfunden, fast so gewaltig, als hieße ich Mose.

Aber der Herr erleuchtete mich, also daß ich zugleich begriff und erkannte, welche furchtbare ewige Sünde die Juden auf sich geladen, indem Juden das süße Gotteslamm geschlachtet hatten. Und ich dachte daran, wie sie über die ganze Erde zerstreut lebten, unsterblich und flüchtig, als Knechte der siegreichen Kirche Christi. Ich dachte daran, daß das die Vergeltung sei. Ich dachte ferner an alle die wilden Reden Moses von den Qualen, welchen die Juden anheimgefallen seit bald zwei Jahrtausenden. Aber es sollte daran nicht genug sein; denn die Qualen der Juden sollten währen in alle Ewigkeit.

Und meine Liebe, mein Mitleid, meine Sehnsucht wuchsen riesengroß.

„Sage mir,“ begann der Mönch von neuem, „sage mir: wenn deine Myrrha, von der du im Leben getrennt bist, einstmals aus dem Leben scheidet, so ist sie tot und sie bleibt tot — denn es gibt für euch Juden nichts anderes. Deine Myrrha stirbt, wird begraben, Würmer fressen ihren Leib, gänzliche Verwesung zerstört sie, sie wird Staub zu Staube. Nichts bleibt übrig von deiner Myrrha! Nichts von ihrer lieblichen Gestalt, nichts von ihrer süßen Stimme, nichts von ihrer zärtlichen Seele. — Du hörst mich?“

Dahiel der Konvertit

Ob ich ihn hörte! Jedes seiner Worte grub sich in mein Inneres. Was war mir bis dahin der Tod gewesen? Aber nun — nun! Myrrha tot, Myrrha verwerfend, Myrrha ein ekler Leichnam und dann —

Ich hörte den Christen weiter reden.

„Und du bist von Myrrha getrennt. O du Unseliger! Nichts kann dich mit Myrrha mehr vereinigen.“

„Nichts —“

„Selig wir Christen! Muß ein Christ von dem Weibe seiner Liebe in diesem Leben lassen, so findet er es in jenem Leben wieder. Und jenes Leben währt die Ewigkeit. In Ewigkeit sind die beiden vereinigt! Denn es ersteht des Christen toter Leib vom Tode. Verklärten Leibes, seligen Geistes lebt nach dem Tode der Christ mit seinen Geliebten. O ihr Armen, ihr Unseligen, ihr — ich rede in der Sprache eures Glaubens — ihr Verdammten!“

Gott, wie ward mir! Der Jude lebt und leidet und stirbt und ist verdammt — verdammt zum ewigen Tode. Der Christ lebt und leidet und stirbt und steht auf vom Tode und findet die ewige Seligkeit.

Die ewige Seligkeit mit seinen Geliebten — —

Ich könnte mit Myrrha die ewige Seligkeit gewinnen, wenn ich kein Jude wäre. Aber auch darauf wollte ich verzichten, ewig wollte ich auf Myrrha verzichten, wenn nur sie nicht auf ewig verdammt würde.

Und meine Eltern — und Mose — —

Alle Juden — —

Mit aufgehobenen Händen rief ich den Christen an, als schrie ich zu Gott empor: „Rette sie!“

Er antwortete: „Das kann ich nicht, denn ich bin kein Jude.“

„Also ein Jude kann sie retten?“

„Ein Jude kann ihnen helfen.“

„Kann ich es?“

„Du.“

„Wie, wie?“

„Werde Christ.“

„Alsdann würde ich mir selbst helfen, würde ich mich selbst retten! Alsdann würde ich allein selig werden — selig in alle

 Ewigkeit; indessen sie verdammt bleiben — verdammt in alle Ewigkeit.“

„Werde ein Mönch, werde, was ich bin — ein Priester.“

„Bleiben sie alsdann nicht in Ewigkeit verdammt, werden sie alsdann mit mir selig?“

„Du kannst sie als Priester von der Verdammnis losbitten von Gott. Als seinen Diener hört er dich. Und bist du sein getreuer, sein eifriger, sein gehorsamer Diener, so er hört er dich. Denn es ist Gott die Liebe, die Gnade und die Barmherzigkeit.“

Da war das Wunder meiner Bekehrung an mir vollbracht.

★ 16 ★

Wir hatten den Platz, woselbst ich meine Erleuchtung empfangen, verlassen, waren den kapitolinischen Berg, am Konservatorenpalast vorbei, wieder hinabgestiegen und gelangten auf das römische Forum. Hier fuhr mir's durch den Sinn: ich mußte zu meinen Eltern und ihnen berichten, was mit mir geschehen war. — Denn ich selbst hatte nichts dazu getan, sondern es war alles Fügung und der Wille des Himmels. — Aber bereits im nächsten Augenblick ward ich mir bewußt, daß ich mit dem Bruder zu gehen hätte, überall hin, wo er mich führen würde. Auch sagte er jetzt: „Ich habe einen Gang zu tun, hinaus vor das capenische Tor auf die appische Straße. Es möge deine erste Prüfung sein, daß du gelassen an meiner Seite die Stätten wiederschaust, wo du mit Myrrha, der Jüdin, deren Seele du retten willst, häufig geweilt hast. Begleite mich.“

Ich erwiderte: „Um Myrrhas Seele zu retten, würde ich noch ganz andere Wege mit dir schreiten. Führe mich.“

Ich merkte indessen, daß der Bruder mich auf einem Umweg zum Tore führen wollte. Aber alsdann besann er sich und lenkte seinen Schritt wieder zum Forum zurück.

Wir gingen nun längs der farnesischen Gärten unterhalb des palatinischen Hügels dahin und erreichten die Höhe, woselbst rechter Hand die Velia bei dem Berg mündet, der einstmals den Palast der Kaiser getragen. Plötzlich konnte ich nicht weiter, plötzlich blieb ich stehen, als wären mir die Füße an den Boden geschmiedet.

★ 116 ★

.....
Dicht vor mir erhob sich der Bogen des Titus, im Sonnenschein leuchtend, daß ich vor dem Glanz, der mir auf einmal ins Gesicht fiel, wie geblendet die Augen schließen mußte.

So verharrete ich eine Weile. Als ich die Schwäche überwunden, meine Füße vom Boden gelöst und die Augen geöffnet hatte, stand Bruder Eustachius an der anderen Seite des Bogens, meiner harrend, seinen Blick erwartungsvoll auf mich gerichtet.

Aber da ich dem Mönch nacheilten und gleichfalls den Portikus durchschreiten wollte, riß es mich wie mit unsichtbaren Händen zurück, stieß es mich fort, schleuderte es mich zur Seite und — ich ging um den Bogen herum.

Ich glaubte nicht anders, als daß Bruder Eustachius mich hart anfahren würde; indessen, er sagte mir kein Wort, tat, als wäre nichts geschehen und ich gar nicht von seiner Seite gewichen. Auch war ich ja noch eine Jude!

Es war in der Nähe des großen Zirkus, daß mehrere Mönche zu uns stießen; Priester und Diener der christlichen Kirche. Sie begrüßten sich schweigend und gaben weiter nicht acht auf mich. Nur einer fragte den Bruder: „Wer ist dieser Jüngling?“

Bruder Eustachius erwiderte: „Ein Jude, der das Himmelreich sucht.“

Da wandten sich aller Augen auf mich, daß ich die meinen niederschlagen mußte.

Nun schritten wir durch das sebastianische Thor und auf der appischen Straße dahin. Dort lag das Kirchlein »Domine, quo vadis?« Ach, auch diesmal begegnete mir niemand, der mich gefragt hätte: „Jüngling, wohin gehst du?!“ Kein Ruf erging an mich, der mich hätte umkehren heißen. — Und dort — dort führte der Weg zwischen Hecken ins Tal der Egeria, dort dunkelte der Hain; dort stieg das Grabmal der Römerin Cäcilia Metella auf; dort leuchtete ein rotes Gewand —

Da faßte mich Bruder Eustachius am Arm und bog mit mir von der Straße ab, linker Hand in eine Vigna hinein.

Wir hatten uns allmählich von den anderen gelöst und waren zurückgeblieben. Als wir in den Weinberg traten, sah ich von den vielen, die mit uns gegangen waren, keinen einzigen mehr und war's, als hätte die Erde sie verschlungen. Da gewahrte ich ganz

.....
nahe vor uns, unter einem großen, herrlich blühenden Pfirsichbaum, eine weite, dunkle Öffnung, die geradenwegs in den Schoß der Erde hinabzuführen schien. Vor diesem finsternen Eingang saß, am Stamm des Baumes lehnend, auf einem antiken Grabstein ein junger Dominikanermönch; neben ihm auf dem Stein lagen Wachskerzen und in der Hand hielt er eine brennende Kerze. Sein weißes Gewand leuchtete in der Sonne und von dem Baume rieselten unaufhörlich blaßrote Blüten auf den Mönch hernieder und hinein in den Eingang zur Tiefe.

Auf diesen Platz gingen wir zu.

Der Mönch grüßte demütig und reichte jedem von uns eine Kerze, die er vorher an seinem Lichte entzündet hatte. Nun schritt Bruder Eustachius in die Höhle hinein und bedeutete mir mit feierlicher Gebärde, ihm zu folgen.

Mir grauste. Ich wäre gern im Licht der Sonne geblieben und hätte die Blüten auch auf mich niederrieseln lassen. Doch folgte ich dem, der mich bis hieher geleitet hatte und der mich noch weiter führen sollte: hinein in einen Tag voll ewigen Glanzes, den ich grüßen sollte mit Mose, mit meinen Eltern, mit — Myrtha! Und mit vielen meines Volkes!

Aber vorerst dunkelte es mir entgegen gleich ewiger Nacht, denn alsbald ward hinter uns das Tageslicht ausgelöscht wie eine Fackel. Das Lichtlein des Mönchs zitterte vor mir durch die Finsternis, als wäre es ein irrender Funke. Nach allen Seiten hin waren enge und niedrige Schächte in die Erde gegraben; bald gingen wir gerade aus, bald bogen wir nach links oder nach rechts, oder wir stiegen gar noch weiter in die Tiefe hinab; und Bruder Eustachius eilte vorwärts, ohne sich zu besinnen, als wandle er droben im Sonnenlicht.

An beiden Seiten der schier endlosen Erdmauern, zwischen denen wir dahinschritten, waren vom Boden bis zur Decke schmale Löcher eingegraben, lang wie ein Mensch, eines dicht über dem anderen — eines dicht neben dem anderen. Und waren diese Löcher mit Steinplatten und Mauerwerk bedeckt. Häufig war ein solcher Verschluß aufgebrochen; also, daß man in einen leeren Raum hinein sah. Wo die Platten noch geschlossen waren, gewahrte ich bei dem zuckenden Schimmer der Kerzen hier und da seltsame Zeichen

 und verblaßte Malereien: einen Fische, ein Lamm oder eine Laube;
 eine Palme, ein Schiff, ein Kreuz.

Vor manchen dieser Gräber blieb der Bruder stehen, küßte den Stein, wenn er ihn erreichen konnte, oder er warf sich davor nieder, bekreuzigte sich und betete in Hast mit halbblauter Stimme, was hier in der Tiefe der Erde gar schauerlich klang. Wie aber ward mir, da ich in einer solchen Öffnung, vom Schein des Lichtes rötlich bestrahlt, morsches Gebein liegen sah.

Endlich ließen sich aus der Ferne menschliche Stimmen vernehmen: Gesang, dumpf und schauervoll, als psalmierten die Toten in den tausend und abertausenden von Grüften dieser furchtbaren Gräberstadt. Nun weitete sich der Gang und wir traten in ein erleuchtetes Gewölbe, aus dem es nach allen Seiten in die Tiefe führte.

Auch hier drängte sich Grab an Grab und war die Decke mit absonderlichen Malereien verziert, eine rechte Totengräberkunst! In der Mitte stand ein Altar, mit goldigen Teppichen behängt und sechs hohe silberne Leuchter tragend, darin brennende Kerzen steckten. Ein Bischof, im schimmernden Gewande, lag davor im Gebete.

Es war dieses Gewölbe voll von Knieenden: Priestern, Mönchen und Nonnen der verschiedensten Orden, so viele der Raum fassen konnte und mehr. In allen benachbarten Gängen drängten sie sich zusammen und alle hielten ein Licht, was einen überaus wunderbaren Anblick gewährte. Denn die vielen erleuchteten Gänge, die sich in der Grabkapelle einigten, glichen den Strahlen eines Gestirns. Von den meisten der in Anbetung hingefunkenen Christen waren nur die beleuchteten Gesichter zu sehen, die sich tief über die Kerzen neigten, davon ein feiner Rauch ausging.

Bruder Eustachius hatte mich mit sich niedergezogen und mir zuge-
 raunt: der Bischof läse in den Katakomben vor den Gräbern der Märtyrer eine Messe für die armen Seelen im Fegefeuer, von denen dadurch viele erlöst würden. Auch ich könnte dereinst durch eine solche heilige Handlung Großes vollbringen; denn auch mir würde dermal-
 einft als Priester der allein seligmachenden Kirche Großes verliehen sein.

Ich ward hiervon auf das tiefste bewegt und der Gesang der Mönche und Nonnen drang mir noch mächtiger ins Gemüt. Voller Ehrfurcht schaute ich ringsum auf die Grabsteine, welche die Gebeine derer deckten, die um ihres Glaubens willen gestorben

Dahiel der Konvertit

.....
waren, voller Ehrfurcht auf die Gestalt des Priesters, dem eine solche Macht zu eigen gegeben — eine ganz andere als den Priestern der Juden! Ich schaute voller Ehrfurcht auf alle, die bei den Gebeinen ihrer Märtyrer in ihrem Gott versammelt waren, und ich dachte: Welch ein mächtiger Glaube muß das sein, der aus dieser Grabesnacht zu solchem Glanz gedrungen ist! Welch ein gewaltiger und herrlicher Gott, dessen Liebe, Gnade und Barmherzigkeit sein Volk aus Verfolgung und Knechtschaft also zum Siege geführt! Und ich dachte ferner, daß ich mir von meinen Eltern und von meinem ganzen Volke freudig fluchen lassen wollte, konnte ich dadurch den Fluch von ihnen nehmen.

Der Gesang verstummte, der Priester erhob sich, die heilige Handlung begann. Ich verstand nichts, aber ich glaubte an alles; und alles erschien mir geheimnisvoll und herrlich, ehrwürdig und wahrhaft göttlich. Bei jedem Worte, das der Geweihte sprach, wurde — also stellte ich mir vor — die Seele eines Verdammten von ihren Qualen erlöst und stieg nun selig aus den Gründen der Erde zu den offenen Himmeln empor. Und ich dachte: wie auch ich dermaleinst also dastehen könnte und solche Wunder vollbringen, und wie alsdann auch meine Worte erlösen würden: ein jedes Wort die Seele eines in Ewigkeit verdammten Juden. Ich sah meine Eltern dahin schweben, sah Mose, sah Myrrha — eine Schar von lichten, seligen Geistern! Da schwur ich im Herzen das Judentum ab und gelobte mich dem christlichen Glauben an: um des Leidens meines Volkes willen, aus Liebe zu meinem Volke und zu denen, die meinem Herzen am nächsten standen. Da nahm auch ich armes Menschenkind in Demut das Kreuz auf mich.

* 17 *

Der Gottesdienst währte, bis die Kerzen in unseren Händen tief niedergebrannt waren. Wohl fiel mir ein, daß, wäre eine plötzliche Finsternis hereingebrochen, wir alle in der grauensvollen Totenstadt, aus der ohne Licht kein Ausgang zu finden, hätten umkommen müssen. Aber der Gedanke an einen solchen ungeheuerlichen Tod hatte in jener Stunde keine Schrecken für mich. Denn obchon

* 120 *

Dahiel der Konvertit

noch ein Jude, würde ich also sterbend einen christlichen Märtyrertod erlitten und dadurch im Himmel die Macht erlangt haben, Tausenden meines Volkes die ewige Verdammnis des Todes in ewige Seligkeit umzuwandeln — gar nicht der Geliebten zu gedenken, für die ich von Gott eine ganz besondere Seligkeit erlehrt hätte.

Also gewaltig war die Erleuchtung, die mir geworden, und also verzückt mein Geist.

Da wir die Totenstadt der ersten römischen Christen verließen und wiederum zur Oberfläche der Erde und zu den Lebendigen aufdrangen, glühte es uns durch den schwarzen Schacht wie eine riesige Fackel entgegen. Eben erst war die Nacht angebrochen, aber bereits eine solche Finsternis, als wäre Rom Jerusalem und daselbst heute von den Juden der Heiland gekreuzigt worden. Rings um den Horizont türmte sich ein schwarzes, gewaltiges Wolkengebirge empor, welches sich langsam näher und näher schob, tiefer und tiefer sich senkte als wollte es die Erde erdrücken und zermalmen. Wo aber über dem Meere die Sonne untergegangen, klaste der schwarze Himmel auf und ließ eine düstere Kofe hervorbrechen.

Dieses schauten wir in der Campagna von einem Hügel aus, welcher von der appischen Straße weit entfernt lag; denn wir hatten die Katakomben auf einem jener Richtung entgegengesetzten Wege verlassen. Mit uns waren einige Mönche gegangen, deren Kloster in der Nähe des Eingangs der Gräberstadt lag. Diese Diener des Herrn durften nicht untereinander reden, sondern mußten die größte Zeit ihres Lebens in tiefem Schweigen verharren, was mir eine gewaltige Vorbereitung auf das Himmelreich zu sein schien. Von solchen erhabenen Dingen wußten die Juden freilich nichts.

Nachdem die Mönche sich entfernt hatten, fragte ich den Bruder, wo wir uns befänden, und vernahm, daß wir unfern der Basilika des heiligen Paulus wären.

Wir konnten wegen der Schwärze der Nacht nicht die Hand vor den Augen sehen. Indessen der Bruder drängte zur Eile und war jeder Schritt beinahe ein Fall, daß ich kaum weiter konnte und der Mönch mich stützen mußte. Plötzlich war's, als bräche die Hölle los. Von allen Seiten flammten die Blitze und erleuchteten den Weg. Da stieß ich einen lauten Schrei aus; denn wir standen

Dahiel der Konvertit

am Rande eines schrecklichen Abgrunds und hätte uns ein Schritt vorwärts unfehlbar in die Tiefe gestürzt. Als ich beim Schein der Blige einen Augenblick das Antlitz des Mönches sah, entsetzte ich mich darüber; denn der Priester war fürchterlich anzuschauen: als wollte er einen Totschlag begehen.

Nun, nachdem so Vieles und so Gräßliches sich begeben, weiß ich, daß der Bruder Eustachius mich jenen Weg nicht ohne Absicht geführt, daß er den Abgrund wohl gekannt, und daß seine Hand mich nicht zurückgerissen haben würde. Er selbst wäre aber vor dem Verderben auch nicht entwichen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Das war ein Weg! Unter Blitz und Donner und Sturm. Aus dem Himmel brachen Flammen, die Erde bebte, die Wolken jagten. Es war ein Knattern und Krachen, ein Sausen und Brausen, als käme der Jüngste Tag, das Gericht und die Richter.

Ich fürchtete mich; aber der Mönch schrie mir zu: „Der Himmel feiert das Fest deiner Bekehrung. Wir wollen singen: Halleluja und Hosanna! Denn heute ward dem Himmel ein Opfer dargebracht.“

Er sagte noch mehr, doch der Donner verschlang seine Worte. Mir war's, als hörte ich ihn auflachen, grell und wie toll.

Grausig waren die Bilder, die bei den Blitzen sich zeigten: die öde, wilde Landschaft, darüber die schwarzen Wolken rasten; vom Sturm geschüttelte Zypressen, Kirchen, Klöster, Ruinen; alsdann der Aventin, der Palatin und —

Und dann waren wir da!

Durch den Titusbogen, den Einschnitt der Velia hinan, dahin zwischen Abhängen, Hecken, Mauern. An einer Mauer blieben wir stehen, vor einer Pforte.

Ich sah einen Glockenstrang niederhängen. Bruder Eustachius griff darnach, zog — ein schriller, blecherner, wimmernder Ton drang durch das Heulen des Windes.

Während wir harteten, dachte ich daran, daß nun mein Vater und meine Mutter um mich in Todesangst waren.

Da ward uns aufgetan. Und die Pforte schlug hinter uns zu. —

Wir gingen durch einen Hof, so öde, so öde! Doch schien er mir zu jener Stunde der Vorhof zur Seligkeit zu sein. Wir traten durch eine enge Tür in einen dunklen Gang, von dem ich zu jener

Dahiel der Konvertit

.....

Stunde wählte, daß er mich sogleich an das Herz Gottes brächte. Schwer und schwül war drinnen die Luft, sie versetzte mir den Atem. Ich glaubte indessen, die Schauer, die mich durchrieselten, seien Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes. Totenstille umfing mich. Ich aber empfand sie als himmlischen Frieden. Einige Brüder gingen vorüber, schweigend, teilnahmslos wie die Schatten von Abgeschiedenen. Ich aber hielt sie für selige Geister.

Am Ende des Ganges stand ein hohes Kreuz, daran hing der Gottessohn mit blutenden Wunden, die Dornenkrone auf, leidend, sterbend. Ich hätte mögen hineilen, mit beiden Armen das Kreuz umklammern, meine Tränen mit dem göttlichen Blute mischen und aufschreien: „Vergib ihnen, bitte für sie, erlöse sie!“

Ach Gott — Jesus Christus hatte ihnen vergeben, aber die Kirche vergab ihnen nicht! Jesus Christus hatte für sie um Gnade gebeten, aber die Kirche bat für sie um Verdammnis; Jesus Christus hatte sie nicht erlöst, aber —

Aber ich glaubte, daß ich sie würde erlösen können! Sie erlösen durch mein Mitleiden, durch meine Liebe, durch meinen lebendigen Tod.

Wer war ich, daß auch ich wollte gekreuzigt sein?!

Wir gingen weiter und traten in die Klosterkirche.

Dieselbst saßen die Väter und Brüder in stiller, frommer Gemeinschaft, lasen in den göttlichen Büchern und sangen die Hora. Bruder Eustachius begab sich zu seinem Platz, nachdem er mich zu einem Altar gewiesen. Dort sollte ich mich betend niederwerfen. Das tat ich.

Nach einiger Zeit war es still und dunkel. Ich gewahrte, daß ich allein war und fürchtete mich.

Aber der Bruder trat wieder zu mir und gebot mir, nachzusprechen, was er mir vorsehen würde. Das tat ich.

Und ich leistete mit lauter Stimme das Gelöbnis, Christ und Priester werden zu wollen. Oder: „Die Strafe des Himmels falle auf mein schuldiges Haupt und auf die Häupter derer, die von mir auf Erden geliebt werden, als da sind: Mutter und Vater, Bruder und Schwester, Freund und —“

Da ward ich von einer jähen Schwäche befallen. Ich sank mit dem Haupt auf die Stufen des Altars und wußte nichts mehr von mir.

Es war so schön! Ich lag wiederum im Hain der Egeria und wurde wiederum lebendig begraben: unter Blumen, die Myrtha über mich schüttete. Ich lag ganz still, in himmlischer Ruhe! Und ich dachte in diesem seligen Scheintod: Du lebst, Dahiel, du brauchst nur aufzustehen, Dahiel, und du bist im Sonnenschein und Myrtha küßt dich auf deinen Mund.

Das wollte ich nun gern an mir geschehen lassen. Ich streckte meine Hand aus, den Blütendeckel meines Sarges von mir zu werfen und seliges Auferstehen zu feiern, und stieß mit der Hand an eine kalte, feuchte Wand.

Ich fuhr in die Höhe, starrte, halb aufgerichtet, um mich, lange, lange, ohne zu begreifen.

Nun gewahrte ich, daß ich auf einem schmalen Holzschrein lag, welcher in einem schmalen Kämmerlein stand. Dieses hatte hoch in der Wand ein winziges Fenster; das war mit Eisenstäben vergittert. Darunter hing ein schwarzes Kreuz und an dem Kreuz ein Bußgürtel nebst Geißelstrang.

Gott, Herrgott, war das ein Schrecken! Ich war wohl lebendig begraben, wie ich geträumt hatte, jedoch nicht unter Blumen.

Aber alsdann fiel mir ein, welche großen und göttlichen Dinge sich mit mir begeben hatten, und daß alle, von denen ich nun für immer getrennt war, einstmals auf ewig mit mir zusammen sein würden, erlöste, lichte, selige Geister! Und wie ich das so recht dachte und mir vorstellte — Gott, Herrgott, da brach in meinem Herzen ein heißer Strom auf von Hoffnung und Zuversicht, und mich erfüllte ein Glück und eine Freudigkeit, wie ich zuvor solche niemals empfunden hatte. Ich sprang von meinem Lager auf und rief mit lauter und heller Stimme nach meinem lieben Bruder, der mich hieher geführt, wahrlich nicht in ein Grab.

Er kam, und da er meine heitere Miene sah, fiel er mir um den Hals, umarmte und küßte mich und weinte bittere Tränen an meinem Herzen.

Ich fragte ihn: „Lieber Bruder, warum weinst du?“

Er erwiderte: „Das wirst du noch einmal erfahren. Aber du scheinst ja sehr freudig zu sein?“

„Sollte ich nicht freudig sein, da ich doch zur Freude so viel Ursache habe? Du wirst eben keinen Vater und keine Mutter, keinen Bruder, Freund und auch sonst niemand besitzen, der dir

Dahiel der Konvertit

lieber ist als dein Leben, und welche Geliebten du alle aus der ewigen Verdammnis durch dein Gebet zu erlösen vermagst.“

Er schaute von mir hinweg und sagte: „Nein, ich habe niemand, den ich zu erlösen vermöchte; es müßte denn sein, ich könnte mich selber erlösen. Nun, Gott helfe dir; du bist ein seltsamer Mensch. Wie deine Augen leuchten! An was dachtest du soeben?“

„An vieles. An die Juden, an die Gnade Gottes, an die Heiligkeit dieses Ortes und an anderes, was schön und göttlich ist. Mein Geist wandelt gleichsam auf einem hohen Berge, schaut die Sonne aufgehen und blickt in diese hinein. Ach, wie ist mir so leicht und wohl! Das danke ich dir, du Lieber. Von ganzem Herzen danke ich es dir.“

Ich faßte seine Hände, die er mir heftig entzog, mit herber Stimme sagend: „Du Tor! Als ob ich dich aus freier Neigung und freiem Willen hergebracht. Meinethalben hättest du Jude bleiben können, Jude, bis in Ewigkeit.“

Diese Rede schmerzte mich unsäglich. Ich erwiderte traurig: „Warum sagst du, was du nicht denkst? Ich weiß ja doch, daß du mich lieb hast — trotzdem ich ein Jude gewesen! Und ich weiß, daß deine große Menschenliebe mich hiehergebracht, weil ich dich dauern würde, müßte ich als Jude ewig ein Heide bleiben und als solcher die Höllequalen der Verdammnis erleiden.“

Er rief: „Ja, du dauerst mich! Um deines Wahnes willen dauerst du mich. Als ob ich aus Menschenliebe zu den Juden — mögen sie verdammt sein und bleiben! — die Juden zu bekehren suchte! Liebte ich sie — eben aus großer Menschenliebe — liebte ich dich, so würde ich den Juden und dir etwas gänzlich anderes zuliebe getan haben,“

„Und was?“

Das wollte er mir nicht sagen, wie heftig ich auch in ihn drang. Aber als ich ihn nochmals fragte: „Warum suchst du die Juden zu bekehren, warum hast du mich bekehrt, wenn nicht aus Erbarmen und aus mächtiger Liebe?“

Da erwiderte er: „Aus Gehorsam! Und nun frage mich nicht weiter, denn ich antworte dir nicht mehr.“

Nach einer Weile des Schweigens sagte Bruder Eustachius: „Der letzte, der diese Zelle bewohnte, war auch ein solcher feiner, zarter Jüngling. Er hieß Bruder Bartolomeo. Dieser Barto-

.....
 lomeo hatte eine schwärmerische Seele, wie du sie hast. Es half ihm aber nicht viel. Obgleich es die Schwärmer unter uns am besten haben — können sie es doch sogar bis zum Heiligen bringen — half es ihm doch nicht viel. Er brachte es nicht so weit. Sieh zu, daß du es bis zum Heiligen bringst. Es ist nicht das Schwerste.“

Von diesen wirren Reden verstand ich nicht viel; aber ich fragte ihn eindringlich nach dem Schwärmer Bartolomeo, dem ich gleichen sollte.

„Ich habe ihn hieher gebracht, wie ich dich hergebracht habe. Auch er war seiner Eltern einziger Sohn. Er ist tot. Du kannst in seiner Zelle bleiben. — Du weißt doch, daß diese Zelle unser Haus ist, darin wir leben, bis wir es mit einem anderen vertauschen, darin es etwas dunkler ist und das uns etwas enger gebaut wird.“

„Ich will es gern bewohnen, bis man mir das Grab bereitet.“
 Er wies auf die Wand.

„Dort ist das Kreuz. Aber du hast noch anderes auf dich genommen.“

„Was?“

„Alles das, was durch dieses Kreuz in die Welt gekommen ist. Siehe zu, wie du es trägst.“

„Mir wird Gott Kraft geben.“

Er deutete zum zweitenmal auf die Wand unter dem Fenster.

„Dieses ist der Geißelstrang, dieses ist der Bußgürtel. Ich rate dir: lasse beide deine liebsten Freunde sein, denn es sind deine besten Freunde. Gib sie nur von dir, wenn du befest, Almosen erbettelst, Messe liesest oder sonst mit dem Heil deiner Seele dich beschäftigst. In ihnen wohnt die Kraft, die du dir von Gott erbitten willst. Denn Gott ist tätig in ihnen und allgegenwärtig, wie er es in der Hostie nicht mehr ist. Ich sage dir: das Blut, das von deinem geißelten Rücken herabrinnt, das aus deiner zerschlagenen Brust fließt, wird deiner Seele mehr Labfal sein, wie wenn du als Priester gläubigen Herzens den Wein statt des Blutes genießest. Sieh her!“

Damit warf er seine Kutte ab, entblößte sich bis zu den Knien, und ich sah seinen ganzen, überaus wohlgebildeten Körper grausam zermartert, voller blutig roter Striemen, zerfetzt und zerrissen. Viele dieser schrecklichen Wunden waren noch frisch und blutend, als hätte er sie sich erst vor kurzem beigebracht.

Dahiel der Konvertit

„So habe ich die ganze Nacht, da du neben mir auf den Stufen des Altars lagst und friedlich schlummertest, Gott gedient, und das allein hat mir Kraft gegeben, heute vor dir zu stehen. Wirfst du die Kraft haben, deinen Leib um deiner Schwäche willen bluten zu lassen?“

Ich mochte wohl erbeben; denn der Anblick des zerrissenen Körpers war schrecklich. Aber ich dachte an das, was mich an diese Stelle gebracht, und ich sagte: „Kann ich dadurch meinem Volke zur Erlösung verhelfen, so will ich aus meinem Leibe eine blutige Quelle machen.“

Da zuckte es um Bruder Eustachius' Lippen gleich furchtbarem Hohn, der sein ganzes Gesicht entstellte, und er rief: „Ja, alles nur um des Lohnes willen. Jude, du bist der rechte Christ! Dich hätte ich nicht erst zu bekehren brauchen. Aber harre hier. Ich will den Abt rufen, damit der seine Freude an dir habe.“

Rasch legte er seine Kutte wieder an, sie so fest gürtend, daß der Strick in sein Fleisch schneiden mußte, und ging schnell hinaus. Nicht lange, und er kam zurück mit dem Abt und vielen Brüdern, mehr, als die Zelle fassen konnte. Und alle sammelten sich um mich, während Bruder Eustachius ihnen meine wunderfame Bekehrung erzählte und sonst noch vieles über mich sprach.

Demütig stand ich vor dem Abt.

Dieser hochwürdige Mann war ein schöner Greis, mit seinem langen silberhellen Bart gleich einem Hohepriester und Apostel. Aber er hatte einen scharfen und harten Blick und trug sein grobes Gewand wie das Purpurkleid eines Herrschers. Mit seiner Stimme, die auch scharf und hart klang, fragte er mich, nachdem er alle hinausgeschickt, nach vielerlei Dingen, worauf ich willfährig demütige Antwort gab. Denn ich sah in dem vornehmen Priester einen der ersten Diener Gottes, dem das Gewaltige bereits gegeben und zu eigen war, für dessen Erlangung ich mich gern hätte in Wahrheit lebendig begraben lassen.

Als der Abt meine tiefe Bewegung, desgleichen meine Begeisterung und unerschütterliche Zuversicht gewahrte, belobte er mich höflich, verhiess mir die Gnade Gottes und segnete mich.

Ich bat nun, daß ich gehen dürfte, um von meinem lieben Vater und von meiner lieben Mutter Abschied zu nehmen; aber

der Abt erwiderte: er selber werde sich in den Ghetto zu meinen Eltern begeben und ihnen mitteilen, welch ein Wunder an ihrem Sohn geschehen sei. Herzlich bat ich den ehrwürdigen Mann, ihn begleiten zu dürfen, worauf mir voll Strenge erwidert ward: die erste Pflicht eines Christen und zukünftigen Dieners der Kirche sei der Gehorsam; Gehorsam gegen Gott, und Gehorsam gegen die Vorgesetzten, die an Stelle Gottes geböten.

Also blieb ich und der Abt ging. Ihn begleitete Bruder Eustachius. Ich aber mußte denken, wie schwer der Gehorsam sei. Das war meine erste große Sünde seit meiner Bekehrung, von mir in der ersten Stunde begangen.

Man hatte mir im Refektorium Speise und Trank vorgesetzt; auch war ich ermattet vor Hunger, aß also reichlich, wonach ich mich als ein gänzlich anderer Mensch fühlte. Nachdem ich gegessen, führten sie mich zurück in meine Zelle, woselbst sie mich allein ließen.

Ich warf mich sogleich auf das hölzerne Bett, mit dem Antlitz gegen die Bretter, und stellte mir vor, wie es sein würde, wenn der Abt in das Haus meiner Eltern trat und zu meinem Vater sagte: „Jude, dein Sohn wird Christ.“

Was würde mein Vater erwidern, was meine Mutter tun?

Ich stellte mir Ihre Gesichter vor, die der Schmerz um den Sohn veränderte, und fühlte, wie mein eigenes Gesicht sich verzerrte. Ich wälzte mich in Qualen, stöhnte laut und rief in einem fort: „Vater! Mutter! Vater! Mutter!“

Alsdann sprach ich zu ihnen: „Lieber Vater, liebste Mutter — es geschieht euch zu liebe: weil ihr Juden seid, weil Juden den süßen Heiland getötet und weil die Juden darum verdammt sind, verdammt in Ewigkeit. Denkt doch: in Ewigkeit! Und, o Vater, o Mutter, es vermag nichts euch zu retten, als die Gebete eures Christ gewordenen Sohnes. Und darum, darum —“

Also redete ich zu ihnen, die nicht da waren, mit lauter Stimme, schwieg, lauschte und harpte angstvoll auf Antwort, als hätten sie mich hören müssen, als müßte ich sie vernehmen. Doch es blieb still.

Auch zu Mose sprach ich. Dieser reckte seine Hand aus, schlug

Dahiel der Konvertit

mir mit der Faust ins Gesicht und stieß mich von sich gleich einem räudigen Hund. Als ich aber Myrthas gedenken wollte, zog ein feiner, schimmernder Nebel vor mir auf, darin ihre Gestalt versank, und ich wußte mich nicht mehr auf ihre Züge zu besinnen.

Jetzt berechnete ich, wie lange die beiden gebrachten, bis sie von der Belia in den Ghetto gelangten. Da sie langsamen und würdigen Schrittes wandelten, würden sie zum mindesten zwanzig Minuten bedürfen. Diese Zeit war längst verstrichen und meine Eltern wußten es nun bereits, es war nun bereits geschehen.

Was war geschehen?

Ich richtete mich auf und wandte keinen Blick von der Tür, denn meine Eltern würden ja kommen.

Da sie eilen würden, mußten sie jeden Augenblick kommen. Meine Mutter würde schneller laufen als mein Vater; meine Mutter würde also zuerst anlangen.

Ich wartete auf sie; mit angehaltenem Atem wartete ich auf sie. Wenn ich ein Geräusch vernahm, erbehte ich; denn das war sie.

Sie war es aber nicht, sie kam nicht. Meine Mutter kam nicht!

Auch nicht mein Vater. Aber ich war es ja, der Vater und Mutter verlassen —

Also hatte Mose es von mir gefordert — für Myrtha! Also hatte ich es getan — für alle die Meinen!

Lange, lange Zeit verging und noch immer kam niemand.

Nun ertrug ich's nicht länger. Ich stürzte zur Tür, ich wollte hinaus. Die Tür war verschlossen.

Da setzte ich mich wieder nieder und wartete von neuem; geduldig, stille. Sie mußten ja kommen.

* 18 *

Als endlich die Tür sich aufthat, waren es nicht meine Eltern, die zu ihrem Sohn kamen, sondern es war der Abt, der zu dem Konvertiten eintrat.

Der ehrwürdige Mann berichtete mir: Er war im Ghetto und im Hause meiner Eltern gewesen, hatte diese auch gesprochen; doch weder mein Vater noch meine Mutter hatten ihm geglaubt. Als ob ein Abt lügen könnte!

Dahiel der Konvertit

.....

Es ward mir ferner mitgeteilt: Die Juden hatten sich vor dem Hause meiner Eltern unter großem Geschrei zusammengetrotelt und die Christen angeklagt, einen jungen Juden gefangen zu halten und denselben mit dem Tode zu bedrohen, träte er nicht zum Christentum über. Und mein Vater hatte die beiden Priester in seinem Hause vor dem Grimm der Juden schützen müssen. Darauf waren päpstliche Soldaten in den Ghetto gedrungen, hatten mit ihren Klängen auf die Ebräer losgeschlagen, alle in die Häuser getrieben, alsdann das Haus meiner Eltern mit einer Wache umstellt.

Aber mein Vater hat den Abt und den Mönch hinausgeführt und zu ihnen gesagt, sie möchten in Frieden davongehen. Da ist meine Mutter, das arme, törichte Weib, gelaufen gekommen, hat sich vor den beiden Priestern auf der Erde gewälzt und sie jammervoll angeschrien, ihr den einzigen Sohn wiederzugeben. — Dieses erfuhr ich erst später von dem Bruder Eustachius. Und der Abt hat dem verzweifelnden Weibe erwidert: „Wir halten deinen Sohn nicht. Komm mit deinem Manne zu uns, siehe bei uns deinen Sohn und höre aus deines Sohnes eigenem Munde, welches Heil ihm widerfahren und wie Gott ihn erleuchtet hat.“

Darauf hatten meine Eltern erwidert, daß sie kommen würden. Ich fragte: „Wann kommen sie?“
„Heute noch.“

Da mußte ich voller Scham erkennen, wie jung und schwach mein ganzes Christentum noch war. Denn über der Freude, heute noch meine Eltern zu sehen, vergaß ich gänzlich aller der großen Dinge, die sich mit mir ereignet hatten und die ich selber begehen wollte, und war nichts anderes als ein armes Menschenkind, dem eine große Sehnsucht gestillt werden sollte.

Der hochwürdige Abt gewahrte die mächtige Bewegung meiner Seele und begann mich eindringlich zu ermahnen; mich dessen, wozu Gott mich ausersehen, würdig zu zeigen und meinem Volke durch mich ein leuchtendes Beispiel seiner Gnade und Barmherzigkeit zu geben.

Also redete er stark in mich hinein, mir Dinge sagend, die sich wie mit glühendem Eisen in mein Gemüt brannten; darunter vieles, was mich noch heute, wo ich doch bereits gelernt habe, er-

geben und gehorsam zu sein, mit Schrecken erfüllt, was ich indessen nicht niederschreiben, sondern nur im Beichtstuhl bekennen darf.

Wohl zwei Stunden weilte der Hochwürdige bei mir; alsdann meldete ein Bruder: vor dem Kloster stünde ein Jude mit seinem Weibe und beide begehrten Einlaß. Der Abt gebot, die beiden in den Vorhof zu führen — woselbst auch Frauen eintreten durften. Indessen da es Juden waren, sollten im Hofe zwei Weihrauchbecken aufgestellt werden. Auch wurde dem Bruder befohlen, den Juden und sein Weib nicht durch das große Thor, sondern durch ein Seitenpförtlein einzulassen.

Ferner ordnete der Hochwürdige an, daß sich die gesamte Bruderschaft, wie bei einer Prozession, hinaus in den Hof zu begeben und daselbst aufzustellen hätte.

Nun ging der Bruder, nun warf der Abt sich nieder, hob beide Hände und betete laut; der Geist des Herrn möge mit mir sein, auf daß ich die Prüfung bestünde: nicht um meiner willen, sondern um meines unseligen Volkes willen. Darauf gingen wir.

Ich hatte die Augen halb geschlossen und ließ mich von dem Abte führen, zu welchem sich der Bruder Eustachius gesellte, der auf meine andere Seite trat und leise, mit stoßender Stimme zu mir redete: „Fortan ist Gott dein einziger Vater und zugleich Erretter, der auch deinen eigenen Vater von der Verdammnis retten wird; fortan ist die Kirche deine einzige Mutter und zugleich Erlöserin, durch deren Gnade und Macht auch deine irdische und sündige Mutter erlöst wird in Ewigkeit.“

Ich erwiderte nichts und fühlte, wie meine Gedanken sich verwirrten.

Nun traten wir in den Hof.

Ich vernahm das dumpfe Beten der Brüder und roch den Weihrauch, dessen heiliger Wohlgeruch den geweihten Ort schützen sollte vor der Verunreinigung durch die Gegenwart stinkender Juden.

Ach, wie ich sie liebte, diese Verachteten, Versemten, Verdammten! Gott, Herrgott, wie ich sie liebte!

Wir standen still und still standen um uns die psalmierenden Mönche. Ich blickte auf und nun sah ich sie!

Sie standen mir gerade gegenüber, hart an der Mauer, unter

Dahiel der Konvertit

hohen Disteln und anderem Unkraut. Beide schauten mich an. Und es wollte meine Mutter die Arme nach mir ausbreiten: also, daß ich mich nur hätte hineinwerfen brauchen und ich armes, hilfloses Kind wäre geborgen und gerettet gewesen. Aber mein Vater, ohne seinen Blick von mir zu wenden, nannte ihren Namen, leise und gar nicht zornig — da ließ meine Mutter ihre Arme sinken mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Stöhnen aus ihrer Brust drang, und verharrte darauf, als wäre sie das Weib Lots, als dieses sich nach der verlorenen Stadt umgeblickt hatte.

Der Abt trat einen Schritt auf meine Eltern zu und sprach: „Hier steht der Jüngling, den ihr euren Sohn nennt. Fragt ihn.“

Es begann mein Vater mit schwerem Atem, daß ihm beinahe die Stimme versagte: „Dahiel, lieber Sohn, hier stehen wir, ich und deine Mutter. Wir beide kommen zu dir, weil uns gesagt ward, du wolltest fort aus dem Hause deiner Eltern, darin du als Kind gespielt hast, und du wolltest in ein anderes Haus einziehen, darin du ein Fremdling sein wirst. Und es ward uns ferner gemeldet: du wolltest verlassen das Volk, welches dein Volk ist, ein Volk von Unterdrückten und Knechten. Und du wolltest verleugnen den Gott, welcher dein Gott ist, der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams und Isaaks, und wolltest anhängen einem anderen Gott. Also meldete man uns von unserem Sohne, unserem Erst- und Einziggeborenen. Aber wir wollten es denen, die es uns sagten, nicht glauben, sondern sind hieher gekommen vor den Tempel der Christen und stehen nun hier in Schmerz und in Schmach, ich und deine Mutter, die arme Frau. Und wir bitten dich, mit uns zurückzukehren in das Haus, darin es über Nacht einsam geworden, zurückzukehren zu deinen Eltern, die vor dir stehen als zwei alte Leute, zurückzukehren zu deinem Volke und zu deinem Gott. Denn was soll ich, dein Vater, beginnen, wenn Gott mich fragt: ‚Simeon, wo ist dein Sohn Dahiel?‘, und ich antworten muß: ‚Herr, ich weiß es nicht.‘ — Du hast mich gehört, mein Sohn, nun wollen wir dich hören.“

Aber ich schwieg. Obgleich ich sah, daß meine Mutter wiederum ihre Arme nach mir ausstrecken wollte, schwieg ich.

Mein Vater begann von neuem zu mir zu sprechen, milde

.....
 und gütig, wie er zu mir gesprochen, da ich noch in seinem Hause weilte und sein lieber Sohn war, an dem er Wohlgefallen hatte.

„Dahiel, mein Sohn, du kannst wohl nicht vernehmen die Stimme deines Vaters in deinem Herzen. Denn es haben sich zwischen deinem Vater und dein Herz alle diese fremden christlichen Männer gestellt, also, daß der Schall meiner Stimme verweht wird, ehe er an dein Herz dringt. Dahiel, mein lieber Sohn, willst du die Fremdlinge nicht heißen fortzutreten, wenn ein Vater zu seinem Kinde reden will? Siehe, ich bitte dich darum.“

Aber ich schwieg. Obgleich meine Mutter mit Blicken auf mich schaute, die mir schier mit Gewalt die Zunge lösten und die Worte aus meiner Seele zogen, schwieg ich. Denn Bruder Eustachius, der dicht neben mir stand, flüsterte, während mein Vater redete, mir zu: ich solle stark sein, kämpfen und die Prüfung siegreich bestehen. Und er raunte mir von dem heiligen Franziskus, wie dieser reiche und fröhliche Jüngling zu Assisi von Vater und Mutter sich los sagte und, als diese ihn flehend anriefen, ermahnten und bedrohten, seine reichen Kleider von sich warf, auf daß er seinen Eltern nichts mehr zu danken hätte. Und Franziskus rief von der Schwelle des Hauses einen Bettler herbei, den er um seinen Mantel bat, damit seine Blöße zu decken, verließ Vater und Mutter, nahm die Leiden der Welt auf sich und wurde der größte Heilige der Christenheit, der nun saß zur rechten Hand seines Heilands und Gottes.

Es rief mein Vater mich an: „Dahiel, Dahiel, lieber Sohn, höre mich!“

Und meine Mutter breitete zum zweitenmal ihre Arme nach mir aus und stöhnte, da ich hinwegschaute, zum zweitenmal auf.

In dieser höchsten Not ließ Gott es geschehen, daß meine Liebe zu meinen Eltern bis zum Himmel aufwuchs; also, daß ich an nichts anderes dachte, als wie sie zu erretten und zu erlösen. Denn ihr Leben auf Erden war kurz und die Ewigkeit hat kein Ende.

Und es gab meine Liebe mir die Kraft, meinem Vater antworten zu können: „Geliebte Eltern, ich darf nicht auf euch hören und ich kann nicht mit euch zurückkehren. Denn es ist euer

Dahiel der Konvertit

Glaube nicht mehr mein Glaube und es sind eure Wege nicht mehr meine Wege. Lebe wohl, lieber Vater; lebe wohl, liebste Mutter. Ich will Gott dienen alle meine Tage und will beten mein ganzes Leben lang, auf daß der Schmerz, den ihr in dieser Stunde um meinetwillen erleidet, euch dereinst vergolten werde durch tausendfache Freude. Und wenn ihr mir fluchen müßt, soll Gott euch segnen.“

Da stöhnte meine Mutter zum drittenmale auf, aber mein Vater sagte: „Wir werden dir nicht fluchen, wenn wir dich auch nicht mehr segnen können, wie wir gehofft, als wir dich im Tempel dem Herrn darbrachten mit frohlockendem Herzen.“

Dieses hatte mein Vater mit unsäglicher Trauer und unsäglicher Milde gesprochen. Nun aber war's, als wüchse seine Gestalt höher. Er hob das Haupt, er reckte die Arme und stand da, mächtig und Ehrfurcht gebietend, wie ich niemals einen Menschen gesehen, und rief mit tönender Stimme: „Wir fluchen dir nicht, aber wir verleugnen dich, wie du uns verleugnest, und wir stoßen dich von uns, wie du uns hinweggestoßen. Und sollte es einstmals geschehen, daß du zu uns zurückkehren wolltest wie der verlorene Sohn, und kämst du zu uns mit verschmachtender Seele und sterbendem Leibe — wir würden dich nicht kennen und würden dir das Haus verschließen und dich umkommen lassen auf der Schwelle.“

„Also sei's!“

Ich sagte es und wollte mich wenden, um in das Haus des Herrn, meine neue, einzige und ewige Heimat einzugehen, als meine Mutter, die bis dahin kein Wort gesprochen, meinen Namen rief mit einem Ton, wie ich solchen von ihr nur vernommen, als ich ein ganz kleiner Knabe war, elend und siech; also, daß man an meinen Tod glaubte. Ich lag damals in wilden Fiebern und wußte von nichts, als meine Mutter meinen Namen rief. Da erwachte ich, streckte meine Arme aus und lächelte sie an.

„Dahiel!“

Ich blieb stehen, wollte zurückrufen: „Mutter!“ Doch es schnürte mir die Kehle zu, als würge mich jemand. Und meine Mutter sagte: „Dahiel, mein liebster Sohn — wir, ich und dein Vater, wollen mit dir zu Judäa gehen, wo du Myrrha sehen sollst, die liebliche Jungfrau.“

Dahiel der Konvertit

O du ewige Gottheit! Himmel und Erde kreisten um mich und ich wäre fast niedergesunken. Da vernahm ich meines Vaters Ausruf: „Hanna, Hanna, so verlässest auch du mich!“

Und hörte meine Mutter meinem Vater entgegen: „Es ist mein Sohn, den ich dir mit tausend Schmerzen geboren.“

Darauf sagte mein Vater nichts; und meine Mutter rief mich zum zweiten und dritten Male: „Dahiel! Dahiel!“

Ich weiß nicht, tat ich einen Schritt auf meine Mutter zu oder beging ich sonst etwas Schwaches und Unchristliches. Eine Stimme hinter mir rief: „Kette die Verdammten!“

Und — als habe Gott mir geboten, stille zu stehen, blieben meine Füße angewurzelt am Boden.

Da tat meine Mutter einen schrecklichen Schrei und sank nieder in die Disteln und Nesseln an der Mauer. Mein Vater richtete sie auf, neigte sich vor dem Abte und sprach: „Ich gehe und melde den Juden, die Euch anklagen, meinen Sohn verlockt zu haben, daß ich und dieses Weib keinen Sohn mehr besitzen. Und ich flehe Euch an, denen zu vergeben, die Euch beschuldigten; denn sie wissen nichts von eines Menschen Herz und eines Menschen Irrtum. Und so sei Gott uns allen gnädig.“

Damit half mein Vater meiner Mutter auf und schritt mit ihr langsam, langsam dem Pförtlein zu. Zwei Brüder räucherten eifrig hinter ihnen drein und die anderen hoben laut zu psalmieren an. Ich aber, ich hatte die Prüfung bestanden.

Hosianna!

★ 19 ★

Meines Vaters Wunsch, daß Gott uns allen gnädig sein möge, erfüllte sich zunächst an seinem Sohne. Denn Gott ließ mich gleich nach diesem Begebnis in eine schwere Krankheit verfallen, darin ich dem Tode nahe kam. Aber alsdann erhielt er mich am Leben. Und erachte ich dieses als seine allergrößte und herrlichste Gnade; indem er mir dadurch kund und zu wissen tat, daß ich ihm mein Leben weihen sollte und daß er die Opferung meines Lebens für meine Geliebten und mein Volk in Gnaden annähme.

Lange Zeit fühlte ich nichts von mir und als mein Bewußt-

★ 135 ★

.....
sein allmählich zurückkehrte, ließ der Herr eine süße Mattigkeit über mich kommen, welche mich schwach machte wie ein Kind. Nun hat der Himmel es in seiner Weisheit so eingerichtet, daß Kinder wenig von Gedanken wissen; denn wie könnten sie sonst so wundersam glücklich sein? Und mag man daher wohl Kinder selig preisen und die Kindheit als das allerschönste vom Leben, schier als etwas Geweihtes und Heiliges.

Aber glücklich wie ein Kind ist ein Diener der christlichen Kirche; denn auch er hat nichts gemein mit Gedanken. Und wie ein Kind seine lieben Eltern hat, die für das Kind denken und sorgen, also besißt ein Diener der christlichen Kirche seinen ehrwürdigen Vorgesetzten, der es von Gott übernommen hat, für seinen Untergebenen geistliche Fürsorge zu tragen und für ihn Gedanken zu haben — Gedanken, welche dem Himmel wohlgefällig sind. Nun soll ein Kind sich gänzlich dem Willen seiner Eltern anheimgeben: Lieber Vater, liebe Mutter, hier bin ich, tut mit mir, was euch gefällt; denn ihr werdet am besten wissen, was eurem Kinde frommt und zum besten ist.

Ebenso der Diener der christlichen Kirche.

Er gehorche nur!

Ihn trifft keine Verantwortung.

Nur, daß er gehorche!

So hilf mir, Gott! Hilf mir, daß ich bin wie ein Kindlein in der Wiege, welches noch nicht zu lallen vermag und für welches seine Eltern sprechen: Abba, lieber Vater im Himmel.

Der Bruder Eustachius pflegte mich in meiner Krankheit, als wäre ich ihm das Liebste auf Erden, als hinge sein Leben an dem meinen. Ich vernahm später, daß er während der ganzen langen Zeit nicht Tag noch Nacht von meinem Lager gewichen und über meine Krankheit selber gänzlich elend geworden. Sehr wundersam war mir ein Ereignis, das ich damals für einen Traum hielt und das beinahe wie eine Vision war.

Ich erwachte — so träumte ich — und zwar war es mitten in der Nacht. Ein Lichtlein brannte. Ich gewahrte deutlich meine Zelle und gewahrte deutlich in der Zelle vor dem schwarzen Kreuz an der Wand, meinem Lager gerade gegenüber, den Bruder

Dahiel der Konvertit

.....
Eustachius knien. Ich hörte ihn beten, hörte ihn mit heißer Jubrunst Gott anrufen, mich sterben zu lassen.

Es war ein recht absonderlicher Traum — —

Aber ich blieb am Leben und wurde von Bruder Eustachius getreulich gepflegt; doch nahm dieser zu meinem Schmerz von Tag zu Tag ein stummeres und scheueres Wesen gegen mich an. Als es mir wieder besser ging, besuchte mich der hochwürdige Abt, bezeugte sich gar väterlich gegen mich und kündigte mir an, daß ich durch den Bruder Eustachius auf das Christentum vorbereitet werden und darauf das Sakrament der heiligen Laufe empfangen sollte. Zugleich sollte das Jahr meines Noviziates beginnen.

Nicht genug kann ich sagen, mit welchem heiligen Eifer Bruder Eustachius es sich angelegen sein ließ, mich vollends zu bekehren und mich das Christentum zu lehren, von dem er zu mir redete wie ein Bräutigam zu seiner Braut, wahrlich in der Sprache der Bücher Salomonis! Diese erste Vorbereitung zu dem höchsten Heil, welches einem Menschen zuteil werden kann, empfing ich in dem Garten des Klosters.

Das ist ein überaus lieblicher Platz voller Blumen und starkduftender Kräuter, oberhalb der Velia aufgemauert, an der Stelle, woselbst einstens das palatinische Haus des schrecklichen Kaisers Nero herniedergeleuchtet. Zwei herrliche Palmen stehen in dem Garten, viele Drangen und Granaten, desgleichen Mispel-, Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, sämtlich den reichsten Gottesseggen tragend. Unter den Palmen breitet sich hohes Myrtengebüsch und Buschwerk von Buchs, letzteres gar künstlich gebildet und zu weiten Sesseln verschnitten, in denen es sich ruht, weicher als auf Sammet. Dort saß ich jeden sonnigen Tag mit meinem Lehrer und hatte über mir die Kronen der Palmen, durch welche der leuchtende Himmel niederstrahlte und schaute vor mir auf das flavische Amphitheater, welches dalag gleich einem ungeheuren zerschmetterten Altar, triefend von Blut: denn den ganzen gewaltigen Bau bedeckte wilder Mohn, der aus allen Spalten, Rissen und Klüften der Riesenruine aufquoll und mit seiner roten Blut die jähen Wände überschüttete.

Während Bruder Eustachius mir das Wort Gottes auslegte, gedachte ich, auf das Kolosseum niederblickend, nicht mehr der

zweölfthausend Juden, die den Römern bei dem Bau dieses Theaters Frondienste leisten mußten; sondern ich gedachte der Legionen von Christen, die darin, den Heiden zur Lust, von wilden Bestien zerrißen wurden und die nun Legionen von Märtyrern waren.

Und ich erblickte, während der Bruder mich belehrte, von meinem Plage aus, dicht unter mir, die Straße zum Titusbogen, auf welcher ich die schöne Versuchung zum erstenmal hatte wandeln sehen — zwischen dem Portikus des Kaisers Constantinus und den Ruinen des palatinischen Hügels erblickte ich das Albanergebirge, wie ich es vom Hain der Egeria geschaut. Aber es stärkte dieser Anblick meinen Geist wundersam, also, daß ich ein überaus gelehriger und eifriger Schüler war.

So verging ein Jahr, dessen größten Teil ich der Ordensregel gemäß als Novize in tiefem Schweigen verbrachte. Alsdann rückte das Fest der christlichen Ostern heran.

Um diese hochheilige Zeit war es, daß Bruder Eustachius dem Abte Mitteilung machte: ich könnte jede Stunde die Taufe empfangen; und es wurde bestimmt, ich sollte über mein junges Christentum eine Prüfung ablegen, öffentlich, vor dem Bischof, vor vielen Priestern und allem Volk.

Ich glaubte nicht anders, als daß dieses Ereignis in der Kirche des Klosters stattfinden würde. Nun vernahm ich: man wollte das Fest meiner Bekehrung an einer anderen Stätte abhalten, und zwar in der Kirche des heiligen Engels im Bogen der Oktavia; also in demselben Heiligtum, darin die Juden die christlichen Predigten anzuhören gezwungen wurden. Das sollte auch an jenem Tage geschehen, damit sie Zeugen des Wunders wären, welches Gott an einem der Ihren vollbracht hatte. Und es sollte die Zeremonie mit großem Prunk als ein Triumph des Christentums be-
gangen werden.

Bruder Eustachius war es, der mir diese Verordnungen des Bischofs über meine arme Person mittheilte — mit bleichem Gesicht und in großer Verstörung. Er mochte wohl glauben, ich würde kleinmütig werden. Aber ich dachte daran, wie dieser schwerste Weg meines Lebens zum Eingang des Ghetto, und diese Prüfung meines Christentums vor zusammengetriebenen Juden den Seelen meiner Geliebten zugute kommen würde. Es kam daher wiederum

Dahiel der Konvertit

eine große Freude über mich, ja, etwas von der Verückung eines Märtyrers, was ein glückseliger Zustand ist.

In solcher unirdischen Stimmung verhartete ich bis zu dem Tage, an dem die Kirche mit mir ihren Triumph halten wollte.

Als die Juden das liebe Passahfest zu feiern begannen, an welchem ich seit vielen Jahren jedes Jahr im Tempel gesungen hatte, und sie im Ghetto in allen Häusern das Festgemach mit Teppichen bekleideten, die Lampen und frommen Speisen vorbereiteten — da veranstalteten sie im Kloster auch für mich die Feier.

Am Karfreitag, dem allerheiligsten Gedenktage des Kreuzestodes Jesu Christi — ich hatte die ganzen letzten Tage gefastet und die ganze letzte Nacht hindurch im Gebete gelegen — kam gegen die Mittagsstunde Bruder Eustachius in meine Zelle, zog mir ein weißes Gewand an — die Farbe meiner erhellten Seele — setzte mir einen Kranz von Myrten und dunklem Buchs auf das Haupt — ein Symbol des Sieges, den mein Geist erfochten — und begab sich mit mir in die Klosterkirche, woselbst der Abt in großem Ornat Hochamt hielt. Nachdem dieses beendet, stellten sich alle Väter und Brüder zu feierlicher Prozession auf. Sie entzündeten hohe, von Myrtenzweigen umwundene Kerzen, holten die heiligen Banner und Kirchenfahnen herbei, auf welchen in herrlichen Gemälden die göttliche Jungfrau, der heilige Franziskus und Sankt Bonaventura dargestellt waren, hoben die geschmückten und bekränzten Figuren der Mutter, des Sohnes und unseres lieben Heiligen auf, entzündeten in den Weihrauchgefäßen den Balsam, intonierten einen Psalm, nahmen mich in ihre Mitte und zogen mit mir auf einem mit Blumen und Zweigen bestreuten Wege zum Kloster hinaus.

Vor der Pforte hatte sich bereits viel Volk versammelt, welches unseren Auszug schauen wollte und uns nun nachzog. Ich fühlte wie aller Augen auf mich ruhten, viele Hände auf mich wiesen: „Sehet, der dort ist es!“

Wir zogen die Belia hinab, durch den Titusbogen nach dem Forum. Als sie mit dem Juden — denn noch war ich Jude! — durch den Portikus schritten — sangen die Mönche: »Deus, te laudamus!« und das Volk jubelte laut, wie es gejubelt hatte, da durch dieses nämliche Tor der Imperator Titus mit den ge-

.....
fangenen Juden aus Jerusalem seinen Einzug gehalten. An dem Bildwerke der Bundeslade mit dem heiligen Leuchter vorüberkommend, strauchelte ich; aber der Bruder Eustachius streckte schnell seine Hand nach mir aus und stützte mich, indem er tat, als spräche er mit mir; also, daß niemand merkte, welche unchristliche Schwäche mich plötzlich angewandelt.

Die Prozession zog indessen nicht die nächste Straße zum Bogen der Oktavia, sondern machte einen weiten Umweg: durch das Velabrum, an den Tempeln der Vesta und Fortuna vorüber und, nahe beim Palast der Cenci, durch das Haupttor des Judenzwingers in den Ghetto hinein.

Gleich zu meiner Rechten lag das Haus meiner Eltern und der Tempel. Doch ich schaute nicht auf und erfuhr von dem, was vorging, nur durch das Geschrei des Volkes, das zu einer großen Menge angewachsen war; alles Christen, die dem Zuge das Geleite gaben.

Es ließ sich kein Jude auf den Gassen sehen und die ebräische Stadt lag wie ausgestorben. Alle Türen und Fenster waren geschlossen. Darüber erhob nun das Volk, als über einen den Christen angetanen Schimpf, einen großen Tumult. Es umdrängte die Prozession, so daß diese nicht weiter konnte und vor dem Plage des Weineus haltmachen mußte. Ein Teil des Volkes lief zu den Toren nach den päpstlichen Soldaten. Diese kamen, drangen in die Häuser und trieben die Juden mit Schelten und Schlägen daraus hervor. Ich stand zitternd da, schaute nichts, hörte alles und fragte Bruder Eustachius, der treulich an meiner Seite blieb: „Sage mir, Lieber, sind sie auch in meiner Eltern Haus gedrungen, und was geht daselbst vor?“

Leise und heimlich, wie ich gefragt hatte, ward mir geantwortet: „Soeben treten deine Eltern aus der Tür; doch ist ihnen nichts zuleide geschehen.“

„Blicken sie her?“

„Sie stehen auf der Gasse an der Wand des Hauses und schauen vor sich nieder.“

„Noch das sage mir: Was für ein Gewand trägt meine Mutter?“

„Sie hat einen Schleier um das Haupt.“

„Also trauert sie um mich.“

Dahiel der Konvertit

Der Zug setzte sich von neuem in Bewegung und die Mönche hoben wieder zu singen an, so laut, daß sie sich schier überschrien. Ich wußte wohl, warum sie das taten: damit man der Juden Wehklagen nicht höre und nicht die Verwünschungen gegen mich; wie ich auch zu wissen glaubte, daß die Soldaten die Ebräer vor sich hertrieben, der Kirche des heiligen Engels zu.

Diese war durch schwarze Behänge in ein einziges mächtiges Grab verwandelt, darin auf hohen schwarzen Holzsäulen viele Fackeln brannten. Die Nische des Hochaltars stellte eine dunkle Höhle dar und der Altar ein offenes Grab, darin der bleiche Leichnam des Gekreuzigten lag. Und durch die Finsternis des göttlichen Grabes flammte eine große Feuerschrift: „Dieses ist mein lieber Sohn, den die Juden gekreuzigt.“

In der Kirche war bereits der Bischof anwesend, ebenso viele hohe Geistlichkeit. Aber alle Christen, die sich als Zuschauer in die Kirche gedrängt hatten, wurden hinausgewiesen, damit allein die Juden sie füllten, und es entstand dadurch beinahe von neuem ein Tumult, währenddessen ich fortgerissen wurde, mitten hinein unter einen Haufen Juden, von denen ich viele kannte.

Ich stand unter ihnen, im weißen Gewande, bekränzten Hauptes, gewißlich recht wie ein Bräutigam und Sieger anzuschauen. So sehr es anging, drängten alle von mir zurück.

Jetzt wurde laut nach mir gerufen: „Wo ist der Konvertit?“

Als ich aber erwidern wollte: „Hier bin ich!“, da versagte mir die Stimme.

Währenddessen hatte Bruder Eustachius mich erspät. Er bahnte sich einen Weg zu mir und brachte mich hinweg zu einem erhöhten Platz, woselbst ich von allen gesehen werden konnte. Darauf begann ein Chor unsichtbarer Sängers das Miserere.

Alsdann erhob sich der Bischof und predigte. Er sprach von dem Tode des Gottessohnes und wie um dieses Lotschlages willen der Stamm der Juden ein Volk von Verdammten wäre, wie aber Gott in seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit die Sonne seiner Gnade auch über die Juden leuchten lasse, indem er von Zeit zu Zeit einem jenes Volkes sich offenbare, ihn erleuchte und aufnehme in den Schoß seiner Kirche, der einzigen, welche selig mache.

Dahiel der Konvertit

.....

Nach dieser Rede wurden die Juden verflucht.

Darauf wiederum Gesang, eine schauervolle, schreckliche Klage wie das Jammern des verdammten Volkes.

Als bald wiederum tiefe Stille.

Nun schallte laut mein Name durch das Schweigen: „Dahiel Sarfadi!“

Darauf unter den Juden Flüstern, Murmeln, Unruhe — Stille — —

Verhör und Prüfung nahmen ihren Anfang.

Ich mußte dabei von meinem Platze, der dem des Bischofs gerade gegenüber war, aufstehen. Und obgleich ich glaubte, gewißlich hinzufallen, stand ich aufrecht da. Der Bischof fragte mich und ich antwortete. Und obgleich ich meinte, aus meiner Kehle keinen Ton hervorzubringen, antwortete ich dem Bischof auf alle seine Fragen mit lauter Stimme, stockte nicht ein einziges Mal. Mein hochwürdiger Herr Abt sagte mir hernach: Es habe eben ein anderer aus mir gesprochen und für meine Berufung zum Christentum gezeugt. Und wurde auch dieses als ein Wunder erkannt und Juden und Christen verkündigt.

Ein Wunder war es nun wohl. Das Wunder meiner Liebe zu dem Volk, von welchem ich mich los sagte. Und zwar war es ein Wunder, das auch ein Gott an mir vollbrachte.

Aber das Schlimmste an diesem schlimmen Tage war die zweite Rede des Bischofs, mir zum Preis und Ruhm: ich sei so stark im Glauben befunden worden, daß ich nicht allein des Sakraments der Taufe teilhaftig werden, sondern auch sogleich die erste Weihe empfangen — das erste Gelübde ablegen könnte.

Darauf wiederum Flüstern, Murmeln, Unruhe.

Aber diesesmal rührte es von den Christen her; die Juden blieben stille, mit gesenkten Häuptern, wie in Scham.

Nun ordnete sich die Prozession von neuem, zog aus der Kirche, durch den ganzen Ghetto.

An der Brücke von den vier Häuptern, woselbst es in die Via Fiumara geht, kamen wir an der Kirche vorüber, an deren Mauer ein jüdischer Konvertit einen Vers aus dem Jesaias hatte aufschreiben lassen, jene Inschrift, die ich einmal Mose hatte vorlesen müssen. Unwillkürlich sah ich hin.

Da stand gerade unter der Inschrift Mose! Und an seiner Seite stand Judäa, stand — Myrrha, aus großen, erschrockenen Augen auf mich blickend, wie sie ehemals zu tun pflegte, wenn ich sie nach Dingen fragte, von denen sie nichts begriff. Mose aber mit seinen lahmen Gliedern hatte sich hoch aufgerichtet. Mit einer Hand zeigte er über sich auf die Inschrift an der Mauer, mit der anderen deutete er auf mich. Und er las mir die Inschrift vor: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag nach einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Und da ich an ihm vorbeischrift, spie er mir ins Gesicht.

Am heiligen Sonnabend ward ich in der Synagoge verflucht — am heiligen Sonntag ward ich in der Laterankirche getauft. Ich trug wiederum das weiße Gewand und hielt in der Hand eine brennende Kerze, die meine Erleuchtung bedeutete.

Ich schwur ab die jüdische Religion, sagte mich los von meinen Eltern und meinem Volke, nahm das Christentum an und sprach das christliche Glaubensbekenntnis — —

Meine christlichen Taufzeugen waren, einem ehrwürdigen, mittelalterlichen Brauche gemäß, zwei vornehme Römer: Fürst Scipio Borghese und der Bischof von Albano.

Die heilige Handlung wurde unter großem Zudrang von Vornehmen und Geringen an mir vollzogen.

Als sie vollbracht war, begaben wir uns aus dem Baptisterium in die Basilika, woselbst ich sogleich mit vielen anderen Christen die Weihen empfing.

Man legte mich und die anderen jeden in einen Sarg, man sang über uns die Totenklage, man erklärte uns für die Welt gestorben.

Dabei erloschen die vielen Kerzen, die um die vielen Toten brannten.

Alsdann begann eine herrliche Jubelmusik und vielstimmiger Jubelgesang und alle, die gestorben waren, erstanden vom Tode — ich als der Bruder Angelikus.

Also heiße ich fortan, nach der Kirche des heiligen Engels, darinnen meine Bekehrung begonnen — —

Auch das Haupt ward mir geschoren und mit der Tonsur verziert, diesem Symbol der Dornenkrone. Alsdann leistete ich das Gelübde.

Darauf lag ich mit den anderen lange Zeit am Boden mit dem ganzen Leibe, das Antlitz gegen die Steine gedrückt.

Nachdem auch alle die anderen Zeremonien beendet, zogen die Mönche von Sankt Bonaventura in ihr Kloster zurück. Dort angekommen begab ich mich sogleich in meine Zelle, welche die alte geblieben, dieselbe, in welcher der Bruder Bartolomeo gestorben war. Auf dem Holzbette lagen für mich eine Franziskanerkutte, der Strick, der Rosenkranz, die Sandalen.

Ich entkleidete mich, zog über meinen nackten Leib das harte Gewand, band an meine bloßen Füße die Sandalen, gürtete mich fest und fühlte mich nun erst gänzlich als ein neuer Mensch: unsäglich glaubensvoll, zuversichtlich und hoffnungreich; zugleich unsäglich freudig und doch wiederum unsäglich beruhigt, denn: nicht allein Christus und ich waren an diesem hochheiligen Tage vom Tode auferstanden, sondern auch meine Eltern, Mose, Myrrha und viele andere Juden.

Hosianna! Hosianna!

Un dieser Stelle möchte der Herausgeber dieser Aufzeichnungen **W**einiges sagen.

Er ist im ganzen der Handschrift gefolgt, sich bemühend, bei der Verdeutschung derselben die verschiedenen Eigentümlichkeiten des Textes möglichst getreu wiederzugeben. So hat er denn kaum versucht, den Dualismus in der Schreibweise, der sich so bemerkbar macht, zu verändern oder gar aufzuheben. Offen gestanden war ihm gerade das Doppelwesen seines Autors anziehend: zuerst diese Unbeholfenheit, ja Hilflosigkeit des Ausdruckes, dieses fortwährende angstvolle Suchen und Laufen nach dem Wort, dieses kindliche Stammeln eines Menschen, der noch nicht gelernt hat, mit der Feder zu sprechen.

Unmittelbar neben solchen Anfängen eine fast biblische Feierlichkeit.

Dann wiederum eine geradezu mittelalterliche Naivität klösterlicher Schreibweise, im Stil sowohl wie in der Auffassung.

Allerdings scheinen die geschilderten Zustände einer der dunkelsten Epochen des Mittelalters anzugehören, und häufig muß man sich erst besinnen, daß über Dinge berichtet wird, die dem

Dahiel der Konvertit

.....
jüngstvergangenen Jahrhundert angehört haben. Wer aber von der Geschichte des römischen Ghetto weiß, dem ist bekannt, daß jene barbarischen Verhältnisse noch bis hoch in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein dauerten, wurden doch erst in diesem Jahrhundert die Mauern niedergerissen, welche die Juden von den Christen absperreten, erst in diesem Jahrhundert jene abscheulichen Verordnungen aufgehoben, welche die Ebräer zwangen, an ihren Feiertagen dem christlichen Gottesdienst beizuwohnen.

So hat denn der Konvertit nirgends übertrieben; ja, man muß dem guten Angelikus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinen Mitteilungen, die von so unerhörten Dingen handeln, eine ruhige und würdige Haltung bewahrt hat. Er berichtet eben!

Und zwar berichtet er Erlebtes. Dabei verfährt er so schlicht und einfach, daß von einer bewußten Tendenz dieser Berichte nicht gesprochen werden kann.

Um noch einmal auf die Ausdrucksweise unseres Konvertiten zurückzukommen, so wird es sehr auffallen, wie schnell dieselbe sich ändert, sich entwickelt und wächst. Aus dem Stammeln wird allmählich ein Reden, aus dem Bericht Schilderung, aus der Mitteilung Erzählung. Oft hört man sogar gut reden, gut schildern, gut erzählen, was indessen nicht ausschließt, daß Bruder Angelikus plötzlich wieder ins Stottern und Stammeln verfällt.

Auch sonst ist der Zwiespalt groß.

Lange Zeit bleibt der neue Christ ein getaufter Jude; aber auch wenn dieser sich wandelt, wird noch immer aus ihm kein Christ.

Am besten gelingt es ihm noch, in Außerlichkeiten und Formen den Christen zu zeigen. Darin wenigstens kann er ein guter Mönch sein.

Lange Zeit ist er zufrieden, wenn er nur recht viel beten kann. Auch Fasten ist gut, noch besser ist Kasteien. Am besten freilich wäre der Märtyrertod.

Der Herausgeber hat die Aufzeichnungen in drei Abschnitte geteilt, die sich ihm durch den Inhalt des Manuskriptes von selbst ergaben. Demnach umfaßt der erste Teil die Geschichte des jüdischen Jünglings Dahiel Sarfadi bis zu seiner Bekehrung

Dahiel der Konvertit

.....
zum Christentum und seinem Übertritt; behandelt der zweite Teil die Geschichte des Bruders Angelikus von seinem Eintritt ins Kloster bis zu seiner ersten Predigt in der Kirche Sant Angelo in Pescaria und seiner Verbannung aus Rom; berichtet der dritte Teil von dem Aufenthalt des Konvertiten in der Sabina, von dem Beginn seiner Selbstbiographie an, seiner Verurteilung und dreijährigen Buße in den fürchterlichen Strafgrotten des Felsengebirges, von seiner Wandlung, seiner Erhebung zum Abt und seinen Taten als solcher bis zu seiner letzten ungeheuerlichen Tat — bis zum Ende des Dramas, welches die Konsequenz des Anfangs ist.

In logischer Folgerung der Entwicklung eines Charakters wie der des Konvertiten, könnte man diese drei Teile auch bezeichnen: Der Gläubige; der Zweifler; der Fanatiker und Selot.

Wie viele Tausende von den Tausenden und Abertausenden, die dem Gottessohn nachwandeln, passieren diese Stationen, ohne jemals zu einem Golgatha zu gelangen; denn sie verderben zu Tausenden: als Lügner und betrogene Betrüger, als Heuchler und falsche Priester, als Schwärmer, Fanatiker, Wahnsinnige.

Bereits in dem jetzt beginnenden zweiten Abschnitte mußte der Herausgeber manches ändern oder gänzlich unterdrücken. Auch weist das Manuskript einige Lücken auf. Je freier der Geist des Konvertiten sich entwickelt, je fließender und bedeutender die Ausdrucksweise wird, desto heftiger müssen des Mannes Kämpfe und Seelenqualen gewesen sein. Verschiedenes von dem Fehlenden scheint der Mönch selbst vernichtet zu haben, bevor er dieses sein „Bekentnis“ seinem gestrengen Abt Evaristus übergab. Anderes wiederum hat wohl Abt Evaristus mit eigener Hand aus dem Manuskript entfernt. Hier und da hat der Herausgeber zusammengefaßt, verbunden und ausgefüllt, was leicht zu erkennen ist. Doch er mochte schließlich nicht die Verantwortung übernehmen, an Stelle von Erlebtem Erdachtes zu setzen, und zu fabulieren, wo es sich um Wahrheiten handelt: Kann doch die Geschichte dieses einen für die Geschichte von Tausenden gelten.

Zweiter Teil

In der ersten Nacht meines Christentums hat dieses sich ereignet: Ich habe gewacht und in der Klosterkirche gebetet; darauf bin ich aufgestanden, um mich in meine Zelle zu begeben, wobei ich an dem Gemach des Abtes vorbei mußte. Nun war es nach der Hora, welche um die Mitternacht in der Klosterkirche gebetet und gesungen wird, und um die Zeit, da die Väter und Brüder eine Weile auf ihren harten Lagerstätten ruhen dürfen. Wie ich aber im Dunkeln den Gang hinaufgehe, gewahre ich einen Lichtschein, welcher durch die Thür der Zelle des Abtes in die Finsternis hineinleuchtet; zugleich vernehme ich Stimmen, die ich als die des hochwürdigen Abtes und meines lieben Bruders Eustachius erkenne. Diese beiden reden laut und beinahe zornig miteinander, wie im Streit, und als wenn der Bruder Eustachius einem Gebote des Abtes den Gehorsam verweigere.

Ich wußte es bereits, daß der Gehorsam das allervornehmste Gebot eines Dieners des Herrn und Knechtes der Kirche sei. Auch war der Bruder Eustachius mir lieb geworden und lieber; nicht allein der großen Dinge willen, die er an mir begangen, sondern weil ich eben nicht anders konnte, als ihm von Herzen zugetan zu sein.

Ich bleibe also stehen — wahrlich nur aus Schrecken und Angst um den guten Bruder — und höre nun mit an, was die beiden in der Stille der Nacht und an einem solchen heiligen Ort so laut miteinander zu reden haben.

Sie sprechen von den Juden und von den christlichen Judenpredigten in den beiden Kirchen San Benedetto alla Regola, und Sant' Angelo in Pescaria.

Sie nennen meinen Namen.

Sie reden davon, daß Bruder Eustachius auf Befehl des hochwürdigen Abtes in das Haus meiner Eltern gekommen: nicht um meine jüdische Seele zu retten, sondern weil ich mit einer so überaus wohlklingenden Stimme begabt war.

Dahiel der Konvertit

Mein Gesang sollte dem Kloster zum Ruhm gereichen.

Deswegen war ich Christ geworden, deswegen hatte ich meinen Glauben abgeschworen, deswegen die Herzen meiner Eltern zermalmt.

Aber ich konnte als Christ und christlicher Priester für meine in Ewigkeit verdammten jüdischen Eltern bitten, ich konnte meine in Ewigkeit verdammten jüdischen Eltern losbitten; nicht allein sie, sondern auch Myrtha, auch Mose und viele vom Volke der Juden.

Deswegen war ich Christ geworden.

Da vernahm ich aus den udemütigen Worten, die der Bruder Eustachius gegen den Abt führte — —

Gott, ewiger Gott, was mußte dein Knecht erfahren! Ich stand, hörte und meine armen Sinne wirbelten durcheinander, als wären sie dürre Halme, in die hinein der Wind fährt.

Ich mußte aber jedes Wort anhören; denn ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, konnte auch nicht rufen, nicht aufschreien: „Hier draußen stehe ich, der Bruder Angelitus! Schweigt! Um Gottes Barmherzigkeit willen, schweigt!“

Ich blieb also stumm und hörte; und war mir's dabei, als sähe ich eine unirdische Gestalt. Diese däuchte mich zuerst unsäglich herrlich. Ich wußte nicht, war es die Gottheit selbst, oder war es die Kirche dieser Gottheit. Indessen mit jedem Wort, welches ich hören mußte, fiel von jenem erhabenen Geiste ein Stück Majestät ab; bis ich zuletzt etwas erblickte, das scheußlich und gänzlich ungöttlich war. Und mit jedem Worte, welches ich hören mußte, fiel ab von mir ein Stück Menschheit, bis ich das Geschöpf jenes Wesens geworden, von dem ich geglaubt hatte, daß es die Gottheit selber wäre.

Ich kann es auch jetzt nicht sagen, wie dieses alles damals gewesen ist; doch vermeinte ich alles deutlich vor mir zu erblicken, während die beiden miteinander sprachen und ich draußen im Finstern stand und ihnen zuhörte. Ich fühlte mich von Grausen gepackt und meinen Leib von Schauern überlaufen, als wälzte man auf meinen lebendigen Menschen einen Leichnam.

Darauf ward es drinnen still, und ich sah die Lüre der Abtsezelle vollends aufgehen und in dem breiten Schein, der aus dem

Dahiel der Konvertit

.....
Zimmer drang, den Bruder Eustachius auf der Schwelle stehen, mir gerade gegenüber; also, daß ich ihn beinahe berührte. In-
dessen er sah mich nicht, trat heraus, schloß die Lüre hinter sich
und schritt an mir vorüber den Gang entlang seiner Zelle zu.
Ich vernahm, wie er häufig stehen blieb und vor sich hin redete,
gleich einem, der um seinen Verstand gekommen.

Ich aber hatte den meinen noch.

Nun ward alles still, nun blieb alles still.

Ich hätte jetzt gehen können, zurück zum Gebet in die Kirche, oder
in meine Zelle. Ich hätte als neuer Christ Gott von neuem loben
und preisen können, um des Wunders willen, das er an mir getan.

Ich hätte ihn ohne Unterlaß anrufen können: „Barmherziger
Gott, gnädiger Gott, allgütiger Gott!“ Ich hätte so vielerlei
fromme Dinge begehen können; als Christ sowohl, wie als Mönch,
von jener Stunde an mein ganzes Leben lang, um alsdann im
Herrn zu sterben: Selig sind die Toten, denn sie haben das Auf-
erstehen und das ewige Leben.

Denn ich, der Christ, ich würde trotz allem, was ich mit an-
gehört hatte, das ewige Leben erhalten können.

Ich allein — —

An alle diese Dinge dachte ich, auf dem dunklen Gange stehend,
dicht an die Wand gedrückt. Ach, ich stand in solcher Finsternis,
aber durch den Spalt der Lüre drang ein Lichtstrahl hervor. Auf
diesen blickte ich unverwandt, immerfort an jene christliche Lehre
denkend, und rührte mich nicht vom Fleck, als ob dadurch, daß
ich die helle Stelle anstarrte, in die tiefe Nacht meines Elends
ein Hoffnungsstrahl fallen könnte.

Der hochwürdige Abt wachte noch.

Ich hatte es gewiß nicht tun wollen; jedoch plötzlich hatte ich
die Lüre aufgestoßen, war eingetreten und an der Schwelle stehen
geblieben.

Der hochwürdige Abt saß am Tische, das Antlitz mir zugewendet.
Ich sah indessen sowohl den Abt als das ganze Gemach in einem
hellen Dunst, gleichsam durch Nebel, und hörte die Stimme des
Abtes wie aus der Ferne.

Es sagte der Hochwürdige: „Du bist es, Bruder Angelikus!
Was begehrt du noch so spät von mir?“

Dahiel der Konvertit

.....
Was sollte ich nun wohl von dem hochwürdigen Abt begehren?
Meinen christlichen Glauben.

Und die Gnade, die Barmherzigkeit, die Allgüte Gottes.

Nicht allein für mich, sondern auch für alle diejenigen, für die sie mir verheißen worden.

Ich begab mich nicht von der Lüre hinweg und erwiderte dem Hochwürdigen demütig: „Was muß ich tun, um von meinen Eltern und von denen, die mir lieb sind auf Erden, sowie von vielen des jüdischen Volkes den Fluch ewiger Verdammnis zu nehmen? Christ bin ich geworden, Mönch auch, und Priester werde ich. Aber an diesem allen soll es ja wohl nicht genug sein.“

Ich gewahrte durch den Nebel, der sich immer dichter um meine Augen legte, wie der Abt von seinem Sitz in die Höhe fuhr und starren Blickes auf mich schaute, ebenso wie ich auf ihn. Es war lange Zeit still in dem Gemach, alsdann rief der Hochwürdige zornig: „Bruder Angelitus, du hast gehorcht.“

Ich entgegnete voller Demut: „Ich habe gehört, daß meine Eltern und alle Juden verdammt sind und verdammt bleiben, trotzdem ich um ihretwillen ein Christ und Mönch geworden. Da indessen Gott barmherzig und gnädig und allgütig ist, so werdet Ihr, hochwürdiger Vater, mir gewißlich sagen können, wie ich jene durch Gottes Gnade, Barmherzigkeit und Allgüte erlösen kann von ihrer ewigen Verdammnis. Ich flehe Euch an, sagt es mir!“

Und der Hochwürdige sagte es mir: „Du kannst die Juden erlösen, wenn du die Juden zum Christentum bekehrst.“

„Durch anderes nicht?“

„Nein!“

„Wenn mein Vater und meine Mutter und sie, die ich sonst liebe, und die anderen Juden sich nicht zum Christentum bekehren, so bleiben sie verdammt in Ewigkeit? Sagt es mir!“

Und der Hochwürdige sagte mir auch dieses noch: „Nur ein Christ kann der ewigen Seligkeit teilhaftig werden.“

„Nur ein Christ!“

„Also, mein Sohn — bekehre du Juden.“

„Ich danke Euch, hochwürdiger Vater.“

„Bekehre du Juden und Gott wird an dir Wohlgefallen haben.“

Dahiel der Konvertit

„Gott ist barmherzig und gnädig, und seine Güte währet ewiglich.“

Ich sagte es, wie man mich gelehrt hatte, es zu sagen: in feierlichem und starkem Ton; alsdann wandte ich mich zum Gehen. Indessen der Abt rief mich hin zu sich.

Ich ging zu ihm.

„Empfange den Segen des Herrn.“

Und der Abt segnete mich.

Ich ließ mich segnen, ging langsam zur Türe, blieb stehen.

Der Hochwürdige fragte mich väterlich: „Was beschwert sonst noch deine Seele, lieber Sohn?“

Aber meine Seele beschwerte sonst nichts mehr. Ich hatte mich von dem Hochwürdigen segnen lassen, ich grüßte den Hochwürdigen, ich ging hinaus und in meine Zelle.

Wenn ich die Juden bekehrte, würden die Juden selig werden — —

Aber ich würde die Juden nicht bekehren. Alsdann würden die Juden verdammt bleiben.

Es würden verdammt bleiben: mein Vater, meine Mutter, Mose, Myrcha! Und ich, der Christ, der Mönch, der Priester, ich konnte ihre Verdammnis nicht teilen, denn: Für mich war Gott ein gnädiger, barmherziger, allgütiger Gott.

Für mich allein!

Als der Tag graute, stand ich auf, hielt meine Andacht, las meine Gebete, tat alles, wie es mir vorgeschrieben und befohlen war, und begab mich darauf hinaus in den Klostergarten, unter die beiden Palmen.

Das war gar feierlich! Nämlich wie an dem blassen Himmel die Sterne verlöschten, und um mich die Blumen mit ihren bunten Blüten aus dem Dämmer auftauchen. Das flavische Amphitheater lag da gleich dem Altar eines Riesengeschlechtes, wie zu einem Opfer mit Laub und Blumen überschüttet, und mochten die Nebelwolken, die das Kolosseum von allen Seiten umdampften, den Weihrauch bedeuten.

Aufmerksam schaute ich zu, wie der Tag sich lichtete, und hörte dabei auf den Vogelsang, der aus allen Büschen und Bäumen ertönte, daß es war, als jubilierten die Blätter und Blüten. Aber

Dahiel der Konvertit

da die Sonne aufging, ward es für eine kleine Weile still. Und ich stand in dem hehren Schweigen und blickte dem himmlischen Glanz entgegen.

Da vernahm ich, wie jemand den Gang vom Kloster gewandelt kam, einer der Brüder. Die Schritte des Mönches waren langsam, wie von einem Kranken oder Todmüden. Daran erkannte ich ihn. An meiner Seite blieb er stehen. Ich wandte mich nicht um nach ihm, begrüßte ihn aber: „Gott segne dich, du gehorsamer Diener des Herrn!“

Der also von mir Begrüßte seufzte tief auf, erwiderte indessen nichts. Immerfort in die aufsteigende Sonne blickend, sprach ich weiter, mit ganz ruhiger Stimme: „Eustachius, gib mir meinen Vater und meine Mutter wieder.“

Er antwortete: „Ich kann nicht.“

„Eustachius, gib mir meinen Freund und meine Geliebte wieder.“

„Ich kann nicht.“

„Eustachius, gib mir meinen Glauben und meinen Gott wieder! Eustachius, gib mir meine Jugend, meine Seele, meine Reinheit wieder; denn du hast mir alles genommen.“

„Alles! Aber zurückgeben kann ich dir nichts!“

„Nein, nichts — —“

Ich stand immer noch, und wandte kein Auge von dem Himmelslichte, welches in aller seiner Pracht aus dem Felsenhaupt des Berges Albanus hervorzustrahlen schien. Und sangen alle die Vöglein wieder. Es war wie ein Lobpreisen des göttlichen Tages, welcher doch so viel des Jammers bescheint.

Ich glaubte, der Gehorsame sei bereits wieder gegangen, als ich mich von ihm anrufen hörte: „Dahiel! Dahiel!“

Nun ließ ich meine Augen von der Sonne. Aber ich war geblendet; also, daß ich dort, wo der Mönch stand, nur einen dunklen purpurfarbenen Glanz sah. Vielleicht, daß, wenn ich ihm in jenem Augenblick ins Gesicht geschaut hätte, das Schreckliche, das geschehen sollte, ungeschehen geblieben wäre; wenigstens wäre er nicht ohne meine Vergebung ein ungehorsamer Diener seines Gottes geworden. So aber entgegnete ich ihm auf seinen schmerzlichen Ruf: „Wen ruffst du mit diesem Namen? Ich bin der Bruder Angelikus.“

Damit und ohne ihn noch ein einziges Mal anzusehen, ging ich

Dahiel der Konvertit

hinweg, schaute mich auch nicht um nach ihm, den ich zum letztenmal als atmenden Menschen erblickt haben sollte.

Langsamem Schrittes wandelte ich durch den Garten und pflückte Blumen, soviel ich deren tragen konnte; damit begab ich mich in die Klosterkirche vor das Bild der schmerzreichen Mutter, welches ich ringsum mit Blüten besteckte. Ach, ich wußte noch eine andere Mutter, die ein Schwert im Herzen trug. Es war allerdings eine Jüdin.

Wiederum wußte ich nicht aus noch ein.

Denn zu allem diesem übergroßen Leid kam mir obenein die Erkenntnis, daß ich zwar ein Christ sei, jedoch ein schlechter und falscher Christ; indem das Christentum als solches mir sehr wenig galt, sondern nur als ein Mittel, um für mich und die Meinen das Auferstehen und das ewige Leben zu erlangen. Ja, wenn ich recht in mich ging, mußte ich erkennen, daß mich weniger das Mitleid für die Juden, weniger die Liebe zu meinen Eltern, als vielmehr meine Leidenschaft für das junge Weib zum Christentum gebracht hatte, damit ich dermaleinst mit Myrrha selig würde.

Das sollte nun nicht sein.

Denn, wenn auch Myrrha die Tochter eines Christen war, so mußte ich sie doch als eine Jüdin ansehen, wohl gar als etwas noch Schlimmeres: als eine rechte Heidin! Nun wäre die Befehrerung einer Heidin in Wahrheit eine christliche Tat gewesen. Aber auch um eine Heidin befehren zu können, bedurfte es des wahren Christentums und des wahren Glaubens, was ich beides noch nicht besaß, oder hatte ich es gehabt, so war es mir bereits wieder genommen worden.

Also glauben!

Alles glauben!

Ein Christ sein; nicht um des Lohnes willen, sondern aus innerstem Herzensdrang, aus tiefster Überzeugung — aus Glauben.

Gott und der Kirche nicht aus Gehorsam Gehorsam leisten, sondern — eben aus heiligstem Glauben!

Ich mußte den Glauben haben.

Alsdann würde ich die Heidin Myrrha befehren können; alsdann vielleicht auch — —

Nur mußte ich glauben, glauben!

Da ich erst am vergangenen Tage Christ geworden, in der nämlichen Stunde bereits die ersten Weihen empfangen, so hatte ich nicht sogleich, wie es sonst Brauch ist, mit den übrigen Gemeindegliedern an der heiligen Kommunion teilgenommen, sondern ich sollte einen Tag später zum ersten Mal als junger Christ beichten, um darauf in der Klosterkirche gemeinsam mit sämtlichen Brüdern und Vätern den Leib des Heilands zu genießen. In Anbetracht dieses erhabenen Ereignisses hätte der Zustand meines Geistes, hätte meine Zerknirschung, zugleich aber auch meine Wonne über alle Maßen groß sein müssen. Als ich mich indessen im Beichtstuhl befand und dem Hochwürdigen selber meine Sünden bekannte, war ich in einer solchen Dumpfheit und Stumpfheit, daß ich ohne Tränen und Verzweiflung, gleichsam in vollem Gleichmut das Geständnis tat: „Ich bekenne, daß ich nicht glaube.“

Nun hatte ich vor kaum vierundzwanzig Stunden öffentlich das christliche Glaubensbekenntnis abgelegt, war darauf sogleich getauft, gesirmelt und geweiht worden, hatte darauf sogleich der Welt entsagt und mich dem Himmel angelobt, vermeinte also nichts anderes, als daß sich jetzt etwas Schreckliches mit mir begeben würde, ich auch nimmermehr zur Vereinigung mit dem Herrn könnte zugelassen werden. Doch es geschah nichts dergleichen. Der Hochwürdige ließ es daran genug sein, mich väterlich zu ermahnen, mir streng ins Gewissen zu reden und mir im übrigen eine gelinde Pönitenz aufzuerlegen. Alsdann absolvierte er mich. Ich hätte nun leichteren Herzens werden können, wurde jedoch jählings von einer noch tieferen Traurigkeit und Ermattung aller Sinne befallen; also, daß ich mir zu jener Stunde den Tod wünschte, auch diesen erlangt haben würde, wenn nicht immerfort etwas in mir geschrien hätte: „Du mußt glauben, glauben, glauben!“

So blieb ich denn leben.

* 2 *

Am Abend des Tages, da ich vom Klostergarten aus dem Aufgang der Sonne zugeschaut und dem Hochwürdigen gebeichtet hatte, fehlte der gehorsame Bruder Eustachius. Der

Dahiel der Konvertit

.....
Bruder Pfortner berichtete: Jener habe zur gewöhnlichen Stunde seines Ausgangs das Kloster verlassen, sei indessen nicht wie sonst kurz vor dem Abo zurückgekehrt.

Nun war es der erste Sabbat im Mai, an welchem Lage der Gehorsame in der Kirche des heiligen Engels den Juden über die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu predigen hatte; also gebot der Hochwürdige mir und noch einem Bruder: wir sollten uns in die neunte Region nach dem Bogen der Oktavia begeben und daselbst dem Gehorsamen nachforschen. Wir machten uns denn auch in Eile auf den Weg, kamen an und vernahmen von dem Küster, daß der Bruder Eustachius dagewesen und den Juden die Predigt gehalten, und zwar mit solcher Beredsamkeit und solchem heiligen Eifer, wie es bis dahin noch niemals geschehen. Darauf war der Bruder gegangen, ohne, wie sonst, sein Gebet vor dem Hochaltar verrichtet zu haben. Er hatte aber mit dem Küster gesprochen, und war so heiter und guter Dinge gewesen wie niemals zuvor.

Nach diesen Nachrichten besprach ich mich mit meinem Gefährten, welcher der Ansicht war, daß wir bei unserer Rückkehr den Bruder im Kloster finden würden. Es wäre ihm wohl etwas Ungewöhnliches begegnet, und dadurch seine Heimkehr verzögert worden. Aber in mir erwachte plötzlich eine große Angst; also, daß ich den Bruder zur schleunigen Rückkehr antrieb; hätte meine geistliche Würde es gestattet, ich wäre am liebsten nach der Velia gelaufen.

Wir schlugen wiederum den kürzesten Weg ein: über den montanarischen Platz und durch die Via della Consolazione. In der Mitte dieser Straße, dort, woselbst es nach dem kapitolinischen Hügel abgeht, war ein Zusammenlauf, Gedränge und Geschrei, wie dergleichen in Rom überaus häufig ist; bald um gar nichts: um einen toten Hund — oder Juden — bald um einen erschlagenen Menschen. Da nun einem Diener des Herrn keinerlei weltliche Neugier geziemt, unsere Gedanken auf anderes standen, wir auch in Eile waren, so wollten wir unseren Weg zum Forum fortsetzen, ohne dem Lärm nachzufragen. Aber da wir uns dem Haufen näherten, schrien etliche: „Dort kommen Franziskaner!“

Und alsbald hatten wir die ganze Menge über uns. Sie schrien auf uns ein, wobei sie unter heftigen Gebärden nach dem Berge deuteten. Mein Gefährte verstand zuerst, was sie zeternten und sagte: „Sie schreien: die Rupe Tarpeja habe sich ein Mönch herabgestürzt. Es sei ein Franziskaner.“

Ich wußte sogleich, wer das Gräßliche an sich begangen, erbebte bis in mein Innerstes und rief: „Laß uns hingehen und schauen, ob wir ihn kennen.“

Wir gingen, und alles Volk, dem das Geschehnis ein großes Gaudium war, folgte uns. Ich wußte zu jener Zeit noch nicht, daß das römische Volk jeden Mönch und Diener Gottes von Herzen verachtet, wenn es sich auch vor jeder Rutte neigt und jedem Schwarzrock in Demut die Hand küßt.

Man wies uns unter großem Geschrei den Weg: durch ein Haus am Abhang des Hügels, in einen Hof hinein, der mit mächtigen alten Römersteinen gepflastert war und an eine jähe und hohe Felsenwand stieß. Von der Höhe rankten sich blühende Rosen und Eppich fast bis auf den Boden hernieder und ward sogleich von mir erkannt, daß droben jener schöne, friedliche Platz gelegen sei, an welchem der Himmel und der Bruder Eustachius an mir das Werk der Bekehrung vollbracht hatten.

Er aber, den wir suchten, lag vor uns: tot, mit zerschmetterten Gliedern.

Sie hatten Licht herbeigeschafft, und ich leuchtete dem Toten ins Gesicht. Dieses war gar nicht entstellt; aber es lag darauf kein Friede, keine Veröhnung, sondern ein solcher Ausdruck von Haß, zugleich von Hohn und Triumph, daß ich voller Entsetzen die Leuchte abwandte, damit die Menge dieses fürchterliche Toten-antlig nicht sähe.

Nun entdeckten sie einen großen weißen Zettel, welcher an einem Strick — dem Gürtel des Mönches — um des Toten Hals hing, und auf dem etwas geschrieben stand. Ohne daß wir es hätten wehren können, riß einer das Schriftstück vom Leichnam hinweg und wollte es lesen. Es war indessen Latein, welches niemand aus der Menge verstand. Nun reichte man mir den Zettel, damit ich denselben dem Volke vorläse, was ich wohl gekonnt hätte; denn der Tote hatte mich unter anderem

auch in der lateinischen Sprache unterrichtet. Indessen nachdem ich die Schrift zuerst still für mich gelesen, erklärte ich dem Volk, daß auch ich der fremden Sprache nicht mächtig wäre, zerriß das Papier und steckte die Fesseln unter mein Gewand, in meinen Gürtel.

Da erhob sich ein wüstes Geschrei gegen mich, als ob ich den Toten gemordet. Doch würden sie mich auch gesteinigt haben, ich hätte ihnen die Schrift nicht gedeutet, weniger aus christlichem Eifer und der Kirche willen, als vielmehr um das Andenken des Toten nicht schänden zu lassen.

Nachdem sie genugsam geschrien hatten, sagte mein Gefährte, daß der Tote zu unserem Kloster gehörte, und wir baten, man möchte uns den Leichnam aufheben lassen und uns helfen, ihn in unser Heiligtum zu schaffen. Zuerst wollten sie weder das eine zugeben, noch das andere tun; letzteres wohl in der Meinung, man würde sie für die geleistete Hilfe nicht zahlen. Nun verhiess mein Gefährte ihnen reichlichen Gotteslohn, von dem sie indessen nicht viel zu halten schienen; doch als der Bruder versprach, für ihre Sünden Fürbitte einzulegen, wollten alle den Leichnam aufheben und tragen und entstand darum beinahe ein Kampf. Eine Frau brachte eiligst ein Linnentuch, in dieses wurde der Tote gelegt und dasselbe über ihm geschlossen; darauf hob man den Bruder Eustachius auf und trug ihn davon. Es war aber der Platz, an welchem der Mönch so Gräßliches an sich begangen, eine uralte Richtstätte, woselbst man auch die gefangenen Juden aus Jerusalem zu Tode gestürzt hatte.

Mein Gefährte und ich, wir gingen unserem toten Bruder zur Seite. Und wiederum folgten uns viele, weswegen wir mit anhören mußten, was das Volk über den Toten und die Ursache seines Todes untereinander redete.

Es wurden darüber viele Scherz- und Spottreden geführt, die mich wie Faustschläge trafen; denn ich vernahm damals zum ersten Mal, wie das Volk über einen Mönch und eines Mönches Leben denkt: als wäre beide nichts weniger als christlich oder gar heilig.

Ein Weib rief: „Vielleicht ist ihm sein Liebchen ungetreu geworden.“

.....
Eine andere: „Oder er hat diejenige, mit welcher er eifrig betete, und welcher er fleißig die Beichte abhörte, voller Tugend befunden.“

Und eine dritte: „Oder ein Vater hat dem Mönch sein frisches Töchterlein nicht gegönnt und deswegen bei seinem Abt Anzeige erstattet.“

Die Männer riefen: „Um solcher Dinge willen wirft sich in Rom kein Mönch den tarpejischen Felsen hinunter. Bekommt ein Mönch nicht die eine, so nimmt er die andere, oder er nimmt sie beide zugleich. Sein Abt gönnt es ihm, und er weiß auch, warum.“

Da lachten alle.

Ich hielt jedoch nicht länger an mich. Und auf dem Platz, wo der Römer Markus Antonius seinem Freunde, dem ermordeten Feldherrn Julius Cäsar, die Leichenrede gesprochen, sprach ich zum römischen Volk für den Bruder Eustachius. Und ich fragte die Römer: ob sie nicht wüßten, daß ein Mönch dem Himmel Gelübde ablege, und welche diese seien?

Ich sprach zum ersten Male in solcher Weise und redete in heftiger Bewegung. Aber sie lachten darüber wie über ein lächerliches Komödienspiel, verspotteten und verhöhnten mich, und die Männer riefen: „Ein keuscher Mönch! Wer will einen keuschen Mönch sehen? Seht den keuschen Mönch!“

Die Frauen meinten jedoch: „Ei, der ist es wohl noch!“

Darauf drängten sich etliche Weiber zu mir und forderten von mir, ihnen Glücksnummern für die Tombola zu sagen. Da ich dieses nicht wollte, rissen sie mich an meinem Gewande, beschimpften mich und schrien: Ich wäre ein Schelm, ein rechter Heuchler und Bösewicht.

Das war das Grabgeleite, welches der Bruder Eustachius bekam.

Sie trugen ihn ins Kloster, woselbst ein großer Aufruhr entstand, und Mönche und Volk durcheinander schrien.

Als die Menge endlich aus dem Heiligtum gesperrt war, wollten die Mönche den Leichnam ihres Bruders in die Klosterkirche bringen; aber der hochwürdige Abt gebot, daß man ihn, der sich selbst ums Leben gebracht, auf den Hof niederlege,

unter dem freien Himmel. Dieses wäre nun wahrlich nicht das Schlimmste gewesen, was dem Toten hätte geschehen können; indessen etwas in mir schrie dagegen. Ich trat also zu dem Hochwürdigen heran und sagte mit unterdrückter Stimme, demütigen Tones: „Hochwürdiger Vater, ich bitte Euch, laffet den Leichnam des Bruders Eustachius in der Kirche niederlegen. Denn wisset: es hat der Bruder vor seinem Ende aufgeschrieben, weswegen er solche Todsünde begehe, und er hat die Schrift um seinen Nacken gehängt, wie man es ehedem mit Missetätern machte, auf daß jedermann lesen konnte, welchen Verbrechens wegen sie gerichtet wurden. Diejenigen nun, die den Toten gefunden, begehrten von mir, ich sollte ihnen die lateinische Schrift lesen, was ich nicht getan habe; sondern ich habe die Schrift in Stücke zerrissen.“

Das lobte der Hochwürdige; aber ich sagte in aller Demut: „Ich bitte Euch, hochwürdiger Vater, befehlt, daß die Brüder den Toten in die Kirche tragen, wie es geschehen sein würde, wäre er eines christlichen Todes gestorben. Was der Bruder Eustachius wie ein Missetäter sich um den Hals gehängt, ehe er den Todesprung getan, habe ich zerrissen zu mir gesteckt und werde es Euch, hochwürdiger Vater, nach meiner Pflicht übergeben, auf daß Ihr damit tut, wie es recht und christlich ist. Zuvor aber laffet — darum bitte ich Euch herzlich — den Bruder Eustachius in die Kirche schaffen.“

Der Hochwürdige wandte sich von mir ab, und — der Leichnam wurde in die Kirche getragen und daselbst vor dem Hochaltar niedergelegt. Darauf brachten die Brüder hohe schwarze Holzkandelaber herbei, von denen jeder mit einem gemalten Totenkopf verziert war. Diese Leuchter stellten sie im Kreise um den Toten auf, steckten Kerzen an, desgleichen vielen Weihrauch und begannen alsdann im Chor die Totengebete. Ich saß dabei, bewegte meine Lippen und blickte über das Buch hinweg auf den Leichnam und konnte von meinem Plaze aus deutlich das Antlitz erkennen, mit seiner unsäglich furchtbaren Miene von Hohn und Troß, welche der rote Kerzenschein beleuchtete. Und ich mußte denken: „Da beten und singen wir nun für deine arme Seele, Bruder Eustachius. Es mag ja auch sein, daß Gott

Dahiel der Konvertit

.....
dir gnädig und barmherzig ist — eben um deines großen Gehorsams willen! Wie aber kann dir vergeben werden, wenn du einstmals mit solchem Antlitz auferstehst und vor den Richter trittst? Weißt du denn nicht, daß dein Antlitz Gott anklagt, als wäre Gott dein Verderber und Mörder gewesen; derselbe Gott, o Bruder Eustachius, dessen Kirche du solchen Gehorsam geleistet?“

Alsdann gingen alle und ich blieb und hielt die Totenwache.

Es war aber der erste Gestorbene, welchen ich in meinem Leben gesehen, und nun dieser Tote, dieser Tote mit diesem Antlitz! — Ich ging und holte eine Decke, die breitete ich über den Leichnam. Alsdann kniete ich vor ihm nieder und begann Gebete abzusprechen: alles, was ich wußte, was Bruder Eustachius mich gelehrt hatte. Dabei schaute ich immerfort auf das bedeckte Antlitz, bis es unter dem Teppich sich zu regen schien, und ich denselben abhob. Nun fuhr ich fort zu beten und blickte dabei das böse, höhnische, triumphierende Totengesicht an. Aber meine Seele war nicht bei den heiligen Worten, die meine Lippen sprachen, sondern ich mußte wiederum denken: „Da liegst du nun, Eustachius! Da warst du nun ein Christ und Priester Gottes. Und du hattest auf Erden das Leiden der Welt, und hattest auf Erden die Hoffnung auf die Gnade des Himmels und auf des Himmels Lohn, und warst ein gehorsamer Diener des Herrn. Und da liegst du nun! Wahrlich, dir wäre besser, du könntest so liegen bleiben: so liegen bleiben in alle Ewigkeit, als daß du auferständest mit solchem Angesicht für alle Ewigkeit. Ach, Bruder Eustachius, daß du nun so daliegst, das hat allein dein Gehorsam an dir vollbracht.“

Könnte auch ein jüdischer Priester durch seinen Gehorsam gegen Gott dahin kommen, so daliegen zu müssen?

Nein!

Und es ist doch der Gott der Juden ein gestrenger und furchtbarer Gott, ein Gott des Zorns und der Strafe, kein Gott der Liebe und Barmherzigkeit.

Aber kein jüdischer Diener Gottes könnte, seines Gehorsams willen, mit solchem Antlitz in die Ewigkeit eingehen, die für ihn der ewige Tod, oder, nach der Meinung der Christen, die ewige Verdammnis ist.

Dahiel der Konvertit

.....
Nun erhob ich mich, holte die Fäden des zerrissenen Schriftstücks aus meinem Gewande hervor, glättete sie und paßte die Teile aneinander. Alsdann legte ich sie wieder auf die Brust des Toten, stellte mich davor und las die fremden Worte mit lauter Stimme ab, daß es schaurig durch die Wölbungen der Kirche klang: „Nach dem Tode des Bruders Bartolomeo, den ich auf Geheiß des Abtes der Kirche zugeführt, ward mir, dem Franziskanermönch Eustachius, geboten, den jüdischen Jüngling Dahiel Sarfadi zum Christentum zu bekehren und der Kirche zuzuführen, was ich auch beides vollbracht habe. Dieser schändlichen Taten willen, und damit ich nicht zum dritten Male solchen christlichen Gehorsam leisten muß, verurteile ich mich selber zum Tode.

„Ich vollziehe dieses Urteil an mir, ohne vorher kommuniziert und gebeichtet zu haben, sterbe demnach eines unbußfertigen Todes.

„Also enden möge jeder, welcher der Kirche Christi Gehorsam leistet, wie ich getan.

„Amen!“

Diese fürchterliche Schrift las ich immerfort mit lauter Stimme ab, als ob es eines meiner Gebete wäre, hielt auch dabei die Hände gefaltet. Plötzlich vernahm ich hinter mir die Stimme des hochwürdigen Abtes: „Bruder Angelikus, welche Gotteslästerungen betest du da?“

Ich wandte mich um nach dem Hochwürdigen, grüßte ihn mit Ehrfurcht und erwiderte voller Demut: „Ich lese, was der Bruder Eustachius auf dem Herzen hat.“

Da wurde der Hochwürdige bleich, wie der Tote nicht bleicher war, trat hinzu, riß die Schrift von dem Leichnam fort, verbrannte die Stücke an einer der Kerzen, nahm die Asche und streute sie über den Gestorbenen, dabei sprechend: „Wie ich diese Asche auf deinen Leichnam werfe, also schleudere ich auf deine, in Schuld und Sünden dahingefahrene Seele den Fluch, der dich scheidet von der Gnade Gottes und dich übergibt ewiger Verdammnis.“

So ward denn dem Christen und Mönch das nämliche zuteil, was, der christlichen Kirche nach, allen Juden zuteil werden sollte. Nun mußte ich aber denken, daß der Bruder Eustachius gar nichts anderes für sich gewünscht hatte; sprach er doch

.....
in seiner Todeschrift aus, daß er sterben wolle, ohne sich mit seinem Gott versöhnt zu haben, sich gewissermaßen seines unbußfertigen Todes freudig. Da aber demnach der Bruder Eustachius für seinen Leib die Qualen ewiger Verdammnis erwartete, so erschien mir sein freiwillig unbußfertiger Tod als ein Ding, das über eines gläubigen Menschen Kräfte geht.

Als der Tag anbrach, wurde Bruder Eustachius bestattet — eingegraben! Nicht auf dem Kirchhof der Mönche, sondern im Vorhof des Klosters, an der Mauer unter Disteln und Nesseln. Es war dies aber der nämliche Platz, an welchem mein Vater und meine Mutter gestanden und zum letzten Mal zu ihrem Sohn gesprochen hatten.

Ach, gern hätte ich mich auf dem Grabe niedergeworfen, entblößten Leibes, mitten unter die Dornen und Nesselgewächse und hätte mich nackten Leibes in den Disteln und Nesseln gewälzt, hätte ich dadurch die Seele des Bruders Eustachius vor der Strafe retten können, welcher er für seinen Gehorsam verfallen.

Als ich am Begräbnistage gemeinsam mit den Vätern und Brüdern den Leib des Herrn empfing und aus dem Kelch auch für mich getrunken ward, da faßte mich Grausen, gedenkend des göttlichen Blutes, darein der Wein sich verwandelte: es war Blut, das die Juden vergossen! Es floß immer noch, und ich genoß davon, ich, der ich doch ein Jude gewesen!

* 3 *

Es bewies sich an mir, daß das Christentum ein Glaube für die Mühseligen und Beladenen ist. Weil ich nicht wußte! wohin mit mir, überließ ich mich gänzlich meinem Gott, der sicherlich für mich einen Ausweg finden würde. Und weil in meinem Gemüt ein unsäglicher Jammer und Kampf waren, so überkam mich eine gewaltige Sehnsucht nach Frieden. Um Frieden zu finden, dafür ist nun das Kloster ein guter Ort — nämlich, wenn man fleißig betet und sonst eifrig dem Heil seiner Seele lebt. Denn darüber vergeht einem Mönch das Denken, wodurch wiederum eine glückselige Dumpfheit entsteht, welche für den christlichen Geist die beste Verfassung ist, um

Dahiel der Konvertit

.....
das vornehmste Gebot eines Mönches zu erfüllen und der Kirche, ohne zu denken, in allem gehorsam zu sein.

Ich habe es seitdem oft bedacht: nämlich, daß der Bruder Eustachius nur deshalb zu solchem Ende gelangte, weil er gehorsam, aber dabei voller Gedanken war; darum soll heute und alle Tage mein vornehmstes Gebet lauten: „Schütze mich, Herr, vor Gedanken! Denn sie sind die Sünde, und das Übel, und die Versuchung.“

Und ich weiß jetzt wohl, wesswegen der Bruder Eustachius mir so dringlich geraten, Geißel und Bußgürtel zu meinen besten Freunden zu machen. Es waren auch die seinen gewesen, wie sein zerrissener, blutender Leib mir an jenem Morgen nach meinem ersten Erwachen im Kloster gezeigt hatte. Aber seine Freunde hatten ihm doch nicht helfen können, ihn vor dem allzu vielen Denken zu bewahren.

An alle diese Dinge dachte ich oft.

Wenn ich sonst irgend konnte, sah ich mir das Christentum an, wie es von Christus gemeint worden; und ich mußte einsehen, daß die Kirche Christi in vielem gänzlich anderer Meinung war, als der Herr es gewesen. Oder ich versenkte mich in das Leben des heiligen Franziskus; und ich mußte erkennen, daß wir Franziskaner gänzlich anders lebten, als unser lieber und wahrhaft heiliger Stifter gelebt und für seine Jünger und Nachfolger bestimmt hatte. Und wiederum strafte mich Gott, indem er mich in arge Versuchung führte und mir das Übel der Gedanken gab.

Ich dachte an die Religion der Juden, und wie diese geblieben, was sie gewesen; ein einiger Glaube, derselbe, der er am Anfang war, ungezählte Jahrtausende vor dem Anfang des christlichen Glaubens, und auch nachher trotz aller Not und Knechtschaft des Volkes, darin dieses beharrte bis auf den heutigen Tag.

Und ich dachte ferner: Wie es wohl sein würde, wenn einer der Propheten, Heiligen oder Märtyrer des jüdischen Volkes Jünger hätte gleich den Heiligen und Märtyrern der christlichen Kirche — ob alsdann wohl auch die jüdischen Mönche also ihren göttlichen Meistern ins Antlitz schlagen würden: Gelübde

Dahiel der Konvertit

.....

ablegend, die sie nicht hielten, in Regeln regellos lebend, heilige Sagen verkehrend; also, daß sie nur dem Namen nach, nicht aber im Geiste, ihrem Heiligen und ihrem Gott nachfolgten.

Nun will ich mich nicht unterfangen, von der christlichen Religion, die so erhaben und wahrhaft göttlich sein könnte, solches auszusagen, indem ich noch bis auf den heutigen Tag ein viel zu junger Christ bin, obenein ein herzlich schlechter! Aber von dem Leben in dem Hause unseres lieben Heiligen und wie wir dessen Gebote nicht hielten, und nach dessen Regeln nicht handelten, davon habe ich — Gott sei es geklagt! — bereits bis heute genugsam erfahren; trotzdem ich auch darin noch von großer Jugend und Kindlichkeit bin, indessen nur bitten kann, immerdar so zu verbleiben.

Wir Franziskaner sollen nach dem Willen unseres lieben Heiligen untereinander in Frieden und Eintracht leben — ach, Sanct Franziskus, wenn die Steine unseres Klosters von unserem Frieden und unserer Eintracht zu reden begännen, welch ein Getöse würden sie anheben, um laut wider uns zu zeugen. Wir sollen fernerhin in einer ganz unsäglichen Freudigkeit des Geistes nach unseren Gelöbnissen leben, unserem lieben Heiligen nachfolgend und Gott dienend — ach, Sanct Franziskus, die meisten deiner Söhne haben in ihren Seelen einen solchen Mißmut oder auch eine solche Trübsal und Unwilligkeit, die Kinder deines lichten Geistes zu sein, desgleichen einen solchen Groll gegen die hehren Pflichten ihres Gewandes, daß du der erste sein würdest, die zu verleugnen, die deinen Namen über die Erde verbreiten. Wir sollen fernerhin demütig sein, hilfreich und mitleidsvoll! — O lieber Sanct Franziskus, sieh, wie wir voll Hochmuts sind; sieh, wie wir uns von denen, die mühselig und beladen sind, abwenden; sieh, wie wir unsere Herzen verschließen vor dem Jammer der Welt. Wir sollen fernerhin keusch sein — Sanct Franziskus, lieber Heiliger, auch davon habe ich erfahren müssen! Wir sollen fernerhin nur Gott lieben, aber wir lieben nur uns selbst; oder lieben wir Gott, so lieben wir ihn doch nur unseretwegen: damit er uns vergelte, damit er uns gnädig sei, damit er uns das ewige Leben beschere. Wir nehmen um die Liebe Gottes dem Armen sein letztes Scherflein, aber wir selber geben nur gegen Gotteslohn.

Dahiel der Konvertit

.....
Ach, und wie sind wir gierig nach Geld und Gut! Wir, die wir nichts von Geld und Gut wissen sollen, weniger besitzend, als der Ärmste, erbettelnd das Brot, welches wir essen, nachdem wir davon die Hungernden gespeist. So ist denn von dem echten und wahren Orden des heiligen Franziskus nicht viel mehr übrig geblieben als das Kleid, welches wir tragen. Und ist selbst dieses nicht insgemein nach der Regel, da in manchen Klöstern die Mönche ihre grobe Kutte nicht auf dem nackten Leibe tragen, wie unser lieber Heiliger getan, der doch, seitdem er das Kreuz auf sich genommen, keine gesunde Stunde gehabt. Ich kenne manchen unter uns, dem seine bloßen Füße ein Ärgernis sind, der sich seinen Strick aus Seide wünscht, und dem die Wolle, welche er unter der Kutte trägt, nicht warm und weich genug sein kann. Das wären geringe Dinge, aber mit der Seele und deren Pflichten gegen Gott hält es der Mann Gottes nicht besser.

Nach außen hin lebten wir zwar in Keuschheit, Demut und Dürftigkeit. Von unserm Kloster wurden jeden Tag einige ausgesandt, um Almosen zu sammeln; indessen ward des Brotes, welches diese mitbrachten, wenig geachtet, und einzig das Geld angesehen, wenn es auch nur Kupfer war. Das erbettelte Brot schenkten wir den Armen, und für uns selbst buken wir welches vom besten Weizenmehl, wozu wir fette Ölspeisen genossen, nicht minder unverdünnten Wein. Auch besaß das Kloster Vignen und Oliveten und nach den Albanerbergen zu ein Landgut. Dieses war an einen Pächter vergeben und brachte dem Kloster hohen Zins ein. Daran ließen wir uns indessen nicht genügen, sondern wir sammelten nicht minder eifrig anderweitige irdische Schätze, wozu auch meine jüdischen Eltern ihr reiches Scherflein beitragen mußten. Denn ich war meiner Eltern einziger Sohn und Erbe. Von dieser Erbschaft nun war ein Teil von der Kirche meinem Vater abgefordert und von diesem auch der Kirche gegeben worden, und zwar — dieses alles erfuhr ich erst später — ohne daß die Kirche hätte dabei Gewalt anwenden müssen. Es mochte mein Vater denken: ihr nahmt mir anderes, köstlicheres, als Geld und Gut. Und so gab er es hin.

Und wird alles dieses von mir niedergeschrieben ohne Bedacht

Dahiel der Konvertit

und Erwägung, daß es für den hochwürdigen Abt Evaristus geschieht, der mir geboten hat, diese Bekenntnisse niederzuschreiben.

Weil ich von den Brüdern der jüngste war und aus anderen Ursachen, die ich nicht verschweigen will: nämlich meiner Jugend und Wohlgestalt willen, ward ich jeden Tag ausgeschiedt, Almosen zu sammeln. Ich führte mit mir einen Sack aus grobem Leinen und einen Korb aus Bast geflochten. In den Sack tat ich, was mir gespendet ward, und was ich in Demut mit Gotteslohn als Dank zu empfangen hatte; aus dem Korb gab ich in jenen Häusern, woselbst ich vielfach ein und aus ging, von dem Salat, der eigens zu diesem Zweck in dem Klostergarten gepflanzt wurde: kleine dunkelgrüne Blätter von einem sehr bitterm Geschmack, aber von den Römern und besonders von den Römerinnen überaus begehrt. Ich hatte für meine Bittgänge eine bestimmte Region zugeteilt erhalten, und zwar war es die neunte, die flaminische, welche zwischen dem Tore des Volks und dem Kapitol liegt und das weite Feld vom Corso bis an den Tiber bedeckt. Bevor ich mit dem Einsammeln der Almosen betraut ward, empfing ich von einem Bruder langwierige und ausführliche Weisungen über gewisse Häuser, in welche ich bitten gehen, über gewisse Familien und Personen, welche ich um Almosen ansprechen sollte. Die meisten waren dem Kloster überaus wohlbekannt und man wußte bei uns nicht allein von ihrem Charakter und allen Verhältnissen, sondern noch von ganz anderen Dingen, von denen ich nicht ahnte, daß sie auf der Welt wären oder sein könnten, Dinge die mich mit Fagen und Schrecken erfüllten. Ach, das waren schlimme Lehrstunden, in denen ich ein gar ungelehriger Schüler war.

Am meisten betrübte und ängstigte mich, daß meine demütige Bitte um Gaben christlicher Barmherzigkeit zuweilen nur ein Vorwand sein sollte, um in gewissen Häusern, von denen man im Kloster nichts wußte, aber zu wissen begehrte, mit den Bewohnern bekannt zu werden. Und beinahe immer waren es Ehefrauen, mit denen ich mich vertraut machen sollte. Dazu bedurfte es nun freilich in den meisten Fällen nur eines einzigen Gespräches, welches ich von meiner Seite gänzlich als Jünger des heiligen Franziskus zu führen hatte; also voller Demut, Frömmigkeit und geistlicher Erbauung.

Ich weiß auch nicht, wie es kam; aber die guten Weiber waren stets überaus eifrig, mir ihr Herz auszuschütten, welches gewöhnlich schwer von Leiden und mit Sünden beladen war. Sie führten mich häufig in die Kammern, setzten mir leckere Speisen vor, begannen zunächst damit, daß sie mich meiner allzugroßen Jugend wegen bald bejammerten, bald priesen. Indessen sehr schnell brachen sie in laute Klagen aus, seufzten, rangen die Hände, vergossen Tränen, beichteten und bekannten mir. Alsdann erfuhr ich wiederum Dinge, von denen ich mir nicht hatte träumen lassen. Es war viel Unglück dabei, jedoch noch mehr Unrecht. Zu meiner großen Verwunderung und Bekümmernis waren es im ganzen stets die nämlichen Dinge, die mir alle zu klagen hatten; denn beinahe alle die guten Frauen, unter denen viele jung und recht ansehnlich waren, hatten schlimme und eifersüchtige Ehemänner oder treulose Galane — die Galane galten ihnen als gar keine Schande — und alle begehrten sie deswegen des christlichen Trostes, seufzten heftig nach dem Himmel und verlangten von diesem Vergebung ihrer Sünden — oder auch Förderung derselben.

Wie aber sollte ich da trösten und helfen? Konnte ich doch mich selbst nicht trösten noch mir helfen. Denn je mehr ich von der Welt hörte und sah, um so weniger verstand ich davon. Das menschliche Leben, mit allem, was sich darin begab, dünkte mich fürchterlich. Ich begriff nicht, wie man das Dasein als etwas Göttliches preisen konnte, und wurde davon gequält wie von einem schweren Traum. So entstand allmählich in meinem Kopf und Herzen ein ungeheurer Wirrwarr, von dem ich niemand sagen konnte; denn in der Beichte wurde mir das Nachdenken über solche Dinge als große Schuld angerechnet — die ich indessen immer von neuem beging. Im übrigen ward ich in allem auf den Himmel verwiesen. Diesem überließ ich schließlich alles.

Bis ich jedoch in meinem Geist so weit kam, hatte ich einen langen Weg zurückzulegen; es war ein Weg, auf welchem eine Leidensstation neben der andern lag, ein Weg, auf den Dornen gestreut waren und Disteln darauf wuchsen.

In der ersten Zeit ward ich von den Klagen der guten Frauen, die mir ihr Herz ausschütteten, als nähme ein Priester ihnen die Beichte ab, gar innig gerührt, bemitleidete sie, tröstete sie und betete

Dahiel der Konvertit

.....
mit ihnen. Aber wie ich alsdann zu einiger Kenntniß des menschlichen Herzens gelangte — ach, lieber Herrgott, da gab es schlimme Stunden! Und ich wollte oft verzweifeln und verzagen, wurde auch nicht besser dadurch, daß ich einsehen mußte, wie viel Schlechtigkeit in der Welt war. Sehr bald geschah es, daß ich, statt trösten zu können, schelten mußte, und statt Mitleid Scham empfand, worauf es bei mancher sogleich zu Ende war, indem sie mich fortschickten und gar nicht mehr zu sich einließen.

Dieses zornmütige, aber aufrichtige Gebaren war mir viel lieber, als wenn sie nach meinen Ermahnungen und eindringlichen Reden eine übergroße Zerknirschung heuchelten, oder sich als reuige Sünderinnen benahmen, mich aber — kamen einmal unerwartet ihre Ehemänner oder Galane dazu — entweder verleugneten oder gar mich vor jenen verbergen wollten, was für einen Jünger Sankt Franziski denn doch ein rechter Schimpf gewesen wäre. Ich weigerte mich denn auch einer solchen schändlichen Heimlichkeit, trat vor die Männer und Liebhaber dieser Frauen offenkundig hin und bat bescheidenlich um Almosen, wie das mein Amt und meine Pflicht war. Häufig wurde ich von den Männern überaus schände behandelt, beschimpft und zum Hause hinausgejagt, wo ich allein der Schmach gedachte, welche dadurch der Kirche und dem Orden Sankt Franziski angetan wurde. Legte ich alsdann des Abends dem Abt Bericht ab, bekam ich gewöhnlich strenge Worte zu hören, die ich nach Gebühr ohne Widerrede in Demut hinnahm: brauchte ich nur nicht zu jenen Weibern zurückzukehren und mit ihnen heimliches Wesen zu betreiben, wie mir hin und wieder wohl geboten ward. Alsdann war auch der Bruder Angelikus ein gehorsamer Diener des Herrn. Denn diese Ordensregel des Gehorsams und gänzliche Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten war die einzige von allen, welche streng gehalten wurde.

Wer es nicht an sich erfahren hat, kann es schwerlich verstehen: nämlich wie bald ein Mensch sein Unglück gewohnt wird; besonders dann, wenn der Jammer in ihm so stark ist, daß er ihn halb umbringt — ganz tut er das niemals. Kommt nun noch dazu eine dunkle Zelle, eine Kirche, ein Kloster, viel gemeinsames und noch mehr einsames Beten, bisweilen auch Kasteien und strenges Fasten und immerdar dumpfer Gehorsam, so währt es

.....
 nicht lange und man trägt sein Leben wie sein Gewand, welches wir Mönche nicht eher ablegen sollen, als bis es gänzlich schlecht und schadhast geworden. Ganz besonders halfen mir noch der Schrecken, welchen die Welt und die Dinge der Welt mir einflößten, das Grausen, welches ich vor dem Dasein empfand, und welches in mir wuchs und wuchs, und davor ich nirgends Rettung fand; es mußte denn sein, daß ich mich an den Himmel klammerte. Dieses tat ich — so fest ich vermochte. Hätte ich nur erst aus vollem Herzen glauben können.

* 4 *

Eines Tages ließ der Hochwürdige mich zu sich rufen und trug mir auf, der Hölle eine Seele zu entreißen und dem Himmel zuzuführen.

Das war nun in Wirklichkeit ein frommer und dem Herrn wohlgefälliger Auftrag, der mich hätte mit heiligem Eifer erfüllen müssen. Es war indessen auch ein schwerer Auftrag. Die verlorene Seele, welche ich retten sollte, war nämlich die eines jungen Weibes, das nach allem, was ich von dem Hochwürdigen darüber vernahm, bereits mit Haut und Haaren dem Bösen angehörte. Deshalb machte ich mich denn überaus bekümmerten Gemütes auf, hin zu jener Teufelin, welche Donna Clelia hieß und in der neunten Region wohnte, nahe bei jenem erhabenen Heidenbau, Rotonda mit Namen.

Ehe ich das Haus der Buhlerin aufsuchte, begab ich mich in dieses hehre Heiligtum, woselbst ich mich vor dem Altar niederwarf, darauf ein Marmorbild der Himmelskönigin steht, neben dem Grab eines gewissen Rafael Sanzio da Urbino, der ein göttlicher Künstler gewesen. Hier betete ich mit heißer Inbrunst, sowohl in Vorbereitung zu dem großen und schweren Werke, das mir geboten worden, als auch um mich gegen jede Versuchung zu schützen, indem ich doch noch so jung und mein Fleisch noch gar schwach und ungeprüft war. Während ich also mit Gott rang, stellte ich mir vor: ich sollte keine junge und üppige Christin die Wege des Herrn führen, sondern ein armes, sündiges Weib aus Schmach und Schande erretten.

Noch niemals hatte mich ein Gebet so gestärkt wie dieses; denn ich tat dabei das Gelübde: wenn ich auch kein guter Christ und würdiger Diener Gottes wäre, wollte ich zum mindesten ein reiner Mensch sein, wie meine Eltern, die Juden, reine Menschen waren und ihr Leben lang bleiben würden.

Darauf erhob ich mich von den Knien und genoß plötzlich eines wundersamen Anblicks: gerade über der offenen Kuppel, durch welche man hineinschaut in das Luftmeer des Himmels — gerade in dem Kreise der Öffnung stand die Sonne, hinableuchtend in das Heiligthum gleich einem gewaltigen Strahlenauge und den Marmortempel mit Glanz und Glorie erfüllend.

Nachdem ich gestanden, bis der wundersame Schimmer, der auch mich ganz überflutete, wie eine himmlische Erscheinung gewichen war, ging ich gestärkt und getröstet davon.

In der Via Campo Marzo, Nummer dreiundsiebenzig, fand ich das Haus, welches mir als die Wohnung der Donna Clelia bezeichnet worden. Es war ein großes und ansehnliches Bauwerk, innen dunkel und übelriechend und mit einer Stiege, steil und schmal gleich einer Himmelsleiter — nur daß sie zur Hölle hinabführte. Aber vom Hofe her leuchtete es mir gar bunt entgegen; ein Gärtlein, so voller Blumen, daß man vor Blüten keine Blätter sah. Auch hörte ich das Plätschern und Rauschen eines Brunnleins.

Ich ging die Stiege hinauf, vernahm Mandolinenspiel, Gesang und Gelächter, welche Töne mir zu der Schönen den Weg wiesen, und gelangte in einen dunklen und öden Saal, darinnen niemand war, darauf in ein prächtiges Gemach, woselbst ich die Donna fand, und bei ihr mehrere von ihren Galanen.

Ich stand in der offenen Thür; da indessen die Donna und alle, die um sie herum waren, sich in einer übergroßen Lustigkeit befanden, so gewahrte mich niemand. Und das war gut, sonst hätte jedermann meinen Schrecken sehen müssen. Ach, die Zuhlerin sah jener Myrrha ähnlich, als wäre sie deren ältere Schwester; nur daß ihre Schönheit noch um vieles mehr von der Hölle war, und sie mir demnach als die leibhaftige Braut des Satans erschien. — Ihr Haar war lichter als die flammenden Locken jener Myrrha und floß wie eine schimmernde Welle von ihrem Haupte nieder; denn es war aufgelöst und wurde ihr gerade von einer

Dahiel der Konvertit

fetten und schlampigen Frauensperson ausgekämmt. Sie saß auf einem kostbaren Sessel, der mit korallenrotem Sammet ausgeschlagen war, und hingen die Strähnen ihres Haares bis auf den Boden herab, daß es auf dem dunklen Teppich gleich einem Flecklein Sonnenlichtes lag. Es war mir widerwärtig, zu sehen, wie die Hände der braunen Bettel in den Glanz hineinfuhren und darin herumwühlten nicht anders, als faßte der Teufel die Schöne beim Schopf — was er denn auch tat!

Sie war wohl noch recht jung, großen und schlanken Leibes und hatte ihr schönes Antlitz weiß und rot angemalt. Die Brauen gleichen winzigen schwarzen Schlanglein, die über den wie Edelstein leuchtenden Augen Wache hielten; die Lippen blühten gleich Rosen, und das ganze Gesicht war anzuschauen wie ein Madonnenbild, auch so sanft und himmlisch holdselig. Aber die Zuchtlosigkeit dieser über die Maßen schönen Person war daran zu erkennen, daß sie unter lauter Männern in einem weißen Röcklein saß; und hatte sie auch ein rosafarbenes Tuch über Schultern und Brust geworfen, so war dieses doch erst recht schändlich, indem der Mantel dünn wie ein Schleier war, also daß darunter nichts verborgen blieb, und ihr Leib zu sehen war, gleichsam wie durch ein vom Morgenrot bestrahltes Nebelgewölk.

An ihren Fingern funkelten herrliche Perlen und Juwelen, und in der Hand hielt sie einen aufgebrochenen Granatapfel, in dessen purpurfarbene Kerne sie kräftig hineinbiß; also, daß ihr der Saft der Frucht wie helles Blut auf den Lippen stand. In ihrer Schamlosigkeit hatte sie auch die Füße unbekleidet, und sie streckte sie häufig unter dem blütenweißen Röcklein hervor, was einen nur allzu verlockenden Anblick bot, denn der Schönen Füße waren winzig klein wie die eines Kindes.

Das alles beachtete ich deswegen so außerordentlich aufmerksam, weil die Schöne jener Myrrha ähnlich sah, und ich mir doch den Gegenstand, an dem ich meine Tugend üben sollte, genau betrachten mußte.

Da ich mich nicht regte, und alle in dem Gemach überaus eifrig waren, recht von Herzen zuchtlos zu sein, so hatte ich Muße, auch den Spießgenossen der schönen Sünde ein aufmerksames Auge zu schenken. Das waren gar keine Herrlein in gestickten

.....
 Röcken, mit seidenen Strümpfen. Sie trugen zierliche Degen, hatten das Haar gelockt und gesalbt, und war der Jüngste von ihnen schier noch ein Knabe.

Dieser lag mit dem ganzen Leib vor der Schönen am Boden, und sie fuhr ihm mit ihren nackten, rosigen Füßchen in die Haare, bis er auch seinen Kopf niederlegte, wonach sie ihre Füße darauf setzte. Rührte er sich, so trat sie ihn, und ließ der junge, feine Mensch sich überaus gern von der Buhlerin wie eine Bestie behandeln.

Ein zweiter spielte die Mandoline und sang dazu ein zuchtloses Lied; ein dritter wollte der alten Bettel helfen, die Haare der Schönen aufzustecken, zwickte dieselbe dabei und bekam für solche Ungebühr die Granatkerne ins Gesicht gespieen, was ihm ein unbändiges Vergnügen bereitete, besonders wenn er die Kerne, die die Buhlerin ausspuckte, mit seinem Munde wieder auffing. Also war es ein rechtes Sodom und Gomortha in dem schönen Gemach, das über und über von köstlichen roten Teppichen und Geweben erglänzte, und darin in der Mitte ein gewaltiges Bett stand, daran alles Holzwerk vergoldet war, mit einem hohen Himmel von gelber Seide darüber. Die Vorhänge waren geöffnet, und ich sah die seidenen Decken und Kissen durcheinandergeworfen, wie auch sonst in der köstlichen Kammer eine große Schweinerei war. Und was war's für ein Lärm! Die Buhlerin und die Lustlinge schrieten und lachten zusammen, dazu kreischte die alte Bettel, dazu bellte ein Hündlein, nicht größer als eine Ratte, mit langem, schneeweißem, seidigem Haar, das die Schöne im Schoß hielt. Wäre ich nur erst wieder draußen gewesen!

Da ward die Donna meiner ansichtig, patschte dem Hündlein, welches an ihrer Brust hinaufsprang und mit seinem langen roten Zünglein ihr Gesicht zu lecken beehrte, aufs kleine Maul, wies mit dem Finger nach mir hin und bedrohte das unverständige Vieh: „Still, Fifi! Da ist ein Bruder Franziskaner. Bist du nicht ruhig, soll er dir eine Predigt halten, darüber, daß das Küssen eine Sünde sei.“

Und sie hob das Tier mit beiden Händen auf und küßte es wohl ein dutzendmal auf die Schnauze.

Es blickten nun alle auf mich; nur der feine Knabe, der am

.....
 Boden lag und sein schönes Haupt zum Schemel einer Buhlerin machte, blieb liegen. Aber auch die anderen kümmerten sich nicht viel um mich, bis auf die alte, feiste Bettel. Diese ließ eiligst das Haar ihrer Gebieterin fahren, kam auf mich zugewatschelt und griff nach meiner Hand, die sie, ehe ich's verwehren konnte, küßte: also, daß es schmaßte. Alsdann wollte das Weib gar noch meinen Segen haben. Diesen hätte ich indessen für mich behalten, selbst wenn ich zum Segnen die Befugnis gehabt, da die Gabe Gottes, mit welcher der Herr seine Diener belehnt, nicht deshalb da ist, um in den Unrat geworfen zu werden.

Die Donna rief mit ihrer hellen Stimme: „Gib dem Mönch ein Almosen, Ninetta.“

Die Alte durchwühlte die Tasche ihres schmierigen Gewandes, kramte daraus allerlei hervor, worunter sich auch einige Bajocchi befanden, die sie mir als Almosen hinreichen wollte. Nun geschah etwas Wunderliches.

Die Schöne schaute nämlich zu mir herüber, unverwandt und wie mit großem Staunen, erhob sich, trat einige Schritte auf mich zu, blieb stehen, blickte mich wiederum seltsam staunend an. Alsdann drehte sie sich hastig hinweg, schlug der Alten das Kupfergeld aus der Hand und begann sie heftig zu schmähen: wie sie mir so geringe Gaben bieten könnte? Und sie hatte wegen der kleinen Sache einen solchen Unwillen, daß der Zorn ihre Stimme beinahe erstickte.

Die Alte schimpfte weidlich und mit recht schändlichen Worten, die Galane aber — bis auf den feinen Knaben, der sich an nichts kehrte — wollten sich ausschütten vor Lachen, spotteten und riefen: Ob etwa die Schöne für den Bettelmönch Dukaten begehre? Auf das hin zog der feine Knabe sogleich einen seidnen Beutel hervor und warf mir daraus, ohne sich zu erheben, ein Goldstück zu, welches mir gerade vor die Füße rollte und auf welches die alte Bettel so recht teuflisch gierig herabsah. Ich bückte mich, um das reiche Almosen vom Boden aufzuheben; aber die Schöne setzte ihren Fuß darauf. Zugleich löste sie eine goldene Kette vom Hals, die sie in meine Hand legte, wobei sie ihre Augen senkte und leise sagte: „Bittet für mich Sünderin.“

Darauf kehrte sie langsam zu ihrem Sitze zurück.

Nun wurde das Getöse der alten Bettel und das Gelächter der beiden Galane erst recht unmäßig. Ohne mich daran zu kehren, erwiderte ich der Donna: „Ich bin selber voller Sünden; also, daß meine Fürsprache Euch wenig fruchten würde. Aber ich will diese Kette in Eurem Namen den Armen und Notleidenden spenden lassen. Diese werden alsdann für Euch beten, was Eurer Seele mehr nützen wird, als wenn ich dafür meine Hände erhebe.“

Sie hatte wieder auf ihrem prächtigen Sessel Platz genommen und meinte gleichmütig: „Lut damit, wie Euch gut dünkt.“

Sie schwieg, sah mich an und sagte nach einer Weile: „Wie könntet Ihr wohl voller Sünden sein?“

Ich konnte darauf nichts erwidern, denn bei dem Lachen der beiden Galane hätte sie meine Worte doch nicht vernommen. Plötzlich begann die Donna selber zu lachen, von allen am lautesten und heftigsten; also, daß mir weh tat, es mit anzuhören. Sie rief: „Hat er nicht ein Gesicht wie der Engel Gabriel? Komm, ich will dir ein weißes Hemdlein anziehen und dir einen Lilienstengel in die Hand geben. O Mönchlein, du dauerst mich!“

Der feine Knabe erhob sein schönes Haupt vom Boden, starrte mich aus großen dunklen Augen grimmig an und rief mir zu, wie man einem Hunde zuruft: „Hinaus, Bettelmönch!“

Darauf gebot die Schöne: „Er bleibt hier; Ninetta soll ihm zu essen geben und wir wollen zuschauen, wie es einem Erzengel schmeckt. Was meinst du zu Makkaroni, Gabriel?“

Wiederum lachten alle und wiederum schrie der feine Knabe: „Hinaus! Hinaus!“

Die anderen Galane riefen: „Er soll Makkaroni essen und zum Dank dafür Clelia die Füße küssen.“

Da fuhr die Schöne auf: „Ich lasse mich von keinem Mönche küssen, und wenn es auch nur die Füße wären — nicht um die Vergebung aller meiner Sünden. Pfui, solche Rutte! Ninetta, bringe dem jungen Heiligen zu essen.“

Die alte Bettel schalt, daß nichts zu essen da sei, nicht einmal ein Stücklein Salaminwurf. Sie litte selber Hunger! Und

Dahiel der Konvertit

.....
nun wollte man gar solchen nichtsnußigen Bruder mit Makaroni füttern. Wie der wohl schlingen würde! Aber es sei nichts da.

„Dort steht genug,“ meinte die Schöne gleichgültig und deutete mit dem Kopf auf eine herrliche silberne Schale voll verzuckerter Früchte und anderer Süßigkeiten, wie sie auf die Tafel eines Königs kommen mochten.

Die Alte tat, als hätte sie nicht gehört, und machte sich von neuem an den Haaren der Donna zu schaffen. Doch diese jagte sie fort. Nun ging das Weib und brachte mir die Schüssel. Die Schöne gebot mir: „Setze dich dorthin und is.“

Und weil nirgends ein leerer Sessel war, so wies sie auf das Bett.

Ich blieb stehen, ließ die alte Bettel mir die Schale vorhalten, ohne mich daran zu kehren.

Da rief die schöne Sünderin: „Ich werde Euch zeigen, wie man Mönche füttert, wenn sie so jung sind und solche Augen haben wie dieser.“

Sie sprang auf, griff in die Schüssel, nahm eine verzuckerte Feige heraus, steckte die braune, süße Frucht zur Hälfte in den Mund und näherte ihr Gesicht dem meinen — näherte ihre Lippen den meinen; denn ich sollte von der Frucht aus ihrem Munde genießen.

Während die beiden Galane und die Alte ihre Freude an diesem Schauspiel bezeugten, sprang der feine Knabe auf und stand da, bleich vor Grimm, daß es sein überaus schönes Gesicht gänzlich entstellte. Ich aber war von dem zuchtlosen Weibe zurückgetreten und sagte nun: „Bemüht Euch nicht, Donna. Ich bin ein armer Mönch, der nicht wert ist, Eure Füße zu berühren, und bin keiner von diesen feinen Herren, denen Ihr die Leckereien mit Eurem jungen Leibe bezahlt.“

Das gab einen Aufstand. Die alte Bettel schrie Zeter und Mordio, das Hündchen bellte, die beiden Galane griffen nach ihren Degen und der feine Knabe brachte gar einen Dolch hervor.

Die Schöne aber sprach kein Wort. Sie stand da, öffnete den roten Mund, daß die Frucht zu Boden fiel, und schaute mich an, wiederum wie mit großem Staunen. Als aber der

Dahiel der Konvertit

.....
feine Knabe mir zu Leibe gehen wollte, begann sie heftig zu zittern und rief: „Laßt ihn! Ihr seht ja, wie gar jung er ist. Da ist er noch voll heiligen Eifers.“ Und zu mir gewendet: „Armer, reiner Tor, wie bist du zu diesem Gewande gekommen? Ich sage dir noch einmal: du dauerst mich!“

Aber die Alte fuhr fort zu zanken, das Hündchen zu bellen, die beiden Galane zu schimpfen und zu drohen. Der feine Knabe sagte nichts, hatte indessen einen Blick, als wollte er mir seinen Dolch ins Herz stoßen.

Mitten in diesem Lärm hob die Donna plötzlich zu singen an, und da sie mit einer prächtigen, glockenreinen Stimme begnadet war, so wurden alle nach und nach still; selbst das Hündlein schien von dem Gesang der Buhlerin beherzt und verkroch sich in den Kissen des Lotterbettes.

Die leichtfertige Schöne sang:

„O meine müden Hände, ihr müßt winden
Zum Lanze Kränze,
Und pflücktet gern nie mehr
Blumen im Lenz.“

O meine müden Lippen, ihr müßt singen
Von Lust und Scherzen,
Und stöhntet lieber auf
In Todeschmerzen.

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
Im frohen Spiele,
Und läget lieber still
Auf hartem Pfühle.

O meine müden Augen, ihr müßt schauen
Der Sterne Funfeln,
Und ruhtet aus so gern
Im ew'gen Dunkel.

Ach du, mein müdes Herze, du mußt pochen!
Ach, Herz, mein armes Herz,
Wärst du gebrochen — —“

Ich stand und hörte auf den Gesang des Weibes, den sie mit unsäglichem Wehmut begann und zu Ende führte. Und sie

Dahiel der Konvertit

.....
hauchte die letzten Strophen schier wie die letzten Seufzer eines brechenden Herzens. Es ward auch mir unsäglich wehmuthsvoll zumute; zugleich dünkte es mich ein Traum, von diesen Lippen solche Worte und diese mit solcher Stimme singen zu hören.

Als bald weckte mich der Beifallsjubel der Galane; ich aber besann mich, indem ich einen tiefen Seufzer that.

Nun wollte ich gehen, erkennend, daß ich den Auftrag, den ich von dem Hochwürdigen erhalten, für dieses erstmal schwerlich würde weiter ausführen können. Kaum jedoch hatte ich mich zum Gehen gewendet, als die Donna mir nachrief: „Heda, Mönch!“

Ich fragte, was sie von mir begehrte.

„Daß du noch bleibst! Ich will Belohnung für meinen Gesang. Wie ich dir vorgesungen, sollst du mir vorpredigen, und wie ich mich bei meinem Gesang nicht um jene gekümmert, so sollst auch du dich nicht um sie kümmern, sondern allein um mich — — Schnell, Ninetta! Bringe mein Kleid! Der Wagen wartet. Es ist Zeit für den Corso. Mönch, predige uns!“

„Das will ich!“

Sie schrien bravo und bravissimo und riefen mir zu; ich sollte ihnen eine Bußpredigt halten.

Währenddem hatte die alte Kupplerin ein herrliches Gewand gebracht: aus lichter, strahlender Seide, voller Stickereien und Spitzen. Ich glaubte nicht anders, als daß die Donna nun in die Kammer gehen werde. Aber dieses Weibes Zuchtlosigkeit war so groß, daß sie sich vor ihren Galanen und mir, dem Mönch, wollte anziehen lassen. Bereits hatte sie das Tuch von den Schultern geworfen, als sie plötzlich mit einem Blick auf mich in großer Hast und Verwirrung aus dem Gemache ging, ihre Dienerin mit dem Gewande rief und nach einer kleinen Weile herrlich geschmückt zurückkehrte, in leichtfertigem Tone fragend: ob die Predigt zu Ende sei oder ob sie noch zu rechter Zeit käme?

Letzteres bejahte ich mit großer Ruhe, worauf sie hell auflachte. Als dann ließ sie sich über ihrem hochaufgetürmten, leuchtenden Haar einen schwarzen Schleier befestigen und begann ein Paar gewaltig langer weißer Handschuhe über die Finger und Arme zu streifen.

Dahiel der Konvertit

.....

Ich aber redete zu ihr und zwar, wie sie mir geboten hatte, ohne mich um ihre Galane zu kümmern. Vor Gram und Scham bebte meine Seele, und wie ich fühlte, also sprach ich. Dabei blieb meine Stimme ruhig und ich schaute der zuchtlosen Schönen steif ins Gesicht. Weil dieses nun so sehr dem süßen Antlitz jener Myrrha glich und ich doch einer Buhlerin ins Gesicht schaute, so fand ich Worte, wie sie bis dahin niemals über meine Lippen gekommen. Ich sprach wenig von Gott zu der Sünderin und gar nicht von ihrer Verworfenheit und Verdammnis; sondern ich redete zu ihr, immerfort jener Myrrha gedenkend, von der Seligkeit, reinen Herzens zu sein, von der Himmelssonne einer keuschen Liebe des Weibes zum Manne und von allem Holdseligen und Heiligen, was sonst einem tugendhaften Weibe zu eigen gegeben ist.

Zuerst lachte auch die Schöne mit den anderen. Nur der feine Knabe lachte nicht, nahm die Mandoline und begleitete meine Predigt mit einem wüsten und wilden Geklimper, daß eine Saite riß und man anfänglich von meiner Rede kein Wort verstehen konnte. Plötzlich sprang die Schöne empor, riß dem feinen Jüngling das Saitenspiel aus der Hand, warf es auf die Erde und rief ihrem Liebhaber ein Schimpfwort zu, daß dieser zarte Galan in seinem Antlitz gleich einem Toten ward und wie rasend davonstürzte. Darauf wurden die anderen still. Ich aber fuhr fort zu reden, konnte indessen die Donna dabei nicht mehr anschauen, da diese sich am Fenster mit ihrem Puz zu schaffen machte. Die alte, feiste Bettel begann jämmerlich zu ächzen und zu stöhnen und wimmerte in einem fort: „O Gott, o Gott, o Gott! Ich arge Sünderin! O Gott, o Gott!“ Gerade als gälten meine Worte ihr, die doch wahrlich für jede Art von Liebe viel zu schändlich war.

Nun, ich sagte alles, was ich gegen die leichtfertige Schöne auf dem Herzen hatte, und ging alsdann ohne Gruß aus dem Zimmer. Doch noch ehe ich am Ende des Saales angelangt war, hörte ich hinter mir das Rauschen eines Seidengewandes, verspürte auch zugleich einen starken Wohlgeruch, darin die Schöne gleichsam gebadet war. Ich kehrte mich nicht um und wäre gern schneller gegangen; aber das verbot mir mein geist-

liches Gewand. Bei der dunklen Stiege war die Donna denn auch dicht an meiner Seite und mit einer Stimme, darin es wie ein ersticktes Schluchzen klang, raunte sie mir zu: „Lieber Bruder, besuche mich ja wieder und das lieber heute abend noch, als erst morgen früh; denn meine Sünde bedrückt mich schwer. Siehe, ich bin ja auch noch so jung und —“

Sie wollte noch mehr reden, aber die Stimme versagte ihr.

Auch kamen jetzt die beiden Galane mit der Alten, welche über ihr schlampiges Gewand ein buntes Tuch umgelegt, auf ihr zottiges Haupt eine mächtige Haube gesetzt hatte und einen gewaltigen Fächer schwang, wobei sie zum Gaudium der Galane jammervoll über ihre Sünden lamentierte. Ich blieb stehen, drückte mich gegen die Wand und ließ alle viere an mir vorüber, ohne der Schönen Ja oder Nein geantwortet zu haben.

Alle vier stiegen nun unter wüstem Lärmen die Treppe hinab; ich aber wartete, bis es unten stille geworden. Alsdann ging auch ich.

Es herrschte eine Finsternis auf der Stiege, als ob es Nacht wäre; also, daß ich nicht erkennen konnte, wer mich plötzlich an der Kutte festhielt und zugleich heftig beim Arm packte. Ich fragte: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“

Mir wurde erwidert: „Wer ich bin, schert Euch nicht, nichtswürdiger Pfaff! Aber was ich von Euch will, sollt Ihr hören. — Laßt Ihr Euch in Euren niederträchtigen Sinn kommen, der Donna noch ein einzigesmal Buße zu predigen, so werdet Ihr, ehe Ihr Euren Mund aufthut, einen Dolch zwischen Euren Rippen fühlen, oder noch tiefer; also, daß Ihr gar nichts mehr fühlen sollt. Dafür nehmt eines Edelmannes Wort.“

Der Mensch ließ mich fahren und lief vor mir her die Stiege hinab; da erkannte ich ihn denn.

Nun verließ ich endlich das schändliche Haus, ging die Gasse hinauf und wendete mich nach dem Platz von San Lorenzo in Lucina und von da dem Corso zu. Hier ist gegen Abend ein gewaltiges Gedränge von Spaziergängern und Karossen, darin seine Kavaliere und gepuhte Damen sitzen. Ich mußte stehen bleiben, da ich vor Menschen und Fuhrwerken nicht vorwärts konnte.

Dahiel der Konvertit

Wie ich so stand und harrte, daß Raum werde, kam eine prächtige Karosse angefahren und saß in dieser niemand anders, als die schöne Sünderin, die Elelia, mit der alten Bettel, der Ninetta, und hätte jedermann die Buhlerin für eine Prinzessin halten können. Etliche von denen, die in meiner Nähe standen und die Donna erblickten, riefen laut: „Seht, die Schöne!“

Es ereignete sich nun, daß ihr Wagen, welcher der Menge wegen nur langsam fahren konnte, ganz nahe an mir vorüber mußte. Als ich eben vor den Pferden zurückwich, erblickte mich die Donna. Sie hatte bis dahin mit einer Miene, als sei sie todmüde, in den Kissen gelehnt — jetzt, mit einem glückseligen Lächeln, fuhr sie in die Höhe, bog sich weit vor und sah nach mir hin, lächelnd und mir mit ihrem Fächer winkend, als ob ich einer ihrer Liebhaber wäre; also, daß ich vor Scham hätte in die Erde sinken mögen. Auch schauten sogleich viele nach mir, steckten die Köpfe zusammen, spotteten und lachten. Ich machte, daß ich davon kam, als hätte der Satan selbst mich zugelächelt — mit dem Anliß jener Myrrha!

Als ich kurz vor dem Aveläuten im Kloster eintraf, ward ich sogleich zum Abt befohlen. Der Hochwürdige fragte nach allem, auch sagte ich ihm alles, nur verschweigend, an wen die schöne Sünderin mich gemahnt hatte und womit ich bedroht worden war, wenn ich wiederkäme. Es geschah alsdann zum erstenmal, daß der Hochwürdige mich lobte. Darauf trug er mir auf, mich nach etlichen Tagen wiederum zu der Donna zu begeben und nicht abzulassen, bis ich ihre Seele für das Heil gewonnen hätte.

Ich hatte zu gehorchen und nicht zu denken.

★ 5 ★

Ich verbrachte die nächsten Tage in gewohnter Weise im Dienst des Herrn; nur daß ich viel mit meinem jungen Blut zu schaffen hatte, welches gar heiß in mir wallte. Denn ich schaute immerfort ein junges, schönes Anliß vor mir. Es hatte die Züge jener Myrrha, aber einen Blick und ein Lächeln, wie jene Myrrha niemals gehabt.

★ 182 ★

Dahiel der Konvertit

Als dann versuchte mich Gott, daß ich mir noch anderes von jener satanischen Gestalt vorstellen mußte; auch vorstellen mußte, wie diese in den Armen der feinen Galane ruhte, welche die Lippen, die mir zugelächelt hatten, mit Küffen bedeckten. Gott, ewiger Gott! Es vollzog sich vor meinen Augen die Wandlung und der üppige Leib jener Sünderin stand vor mir; neugeschaffen, mit den zarten Gliedern jener Myrrha, die mich einstmals auf den Mund geküßt.

Das waren nun solche Stunden, wo meine Freunde, Bußgürtel und Geißel, mir beistehen mußten, und sie haben mir auch gute Dienste geleistet. In der Mönchsprache heißt man solche Übungen: Abtötung des Fleisches. Aber auch der Geist bleibt dabei nicht lebendig.

Am dritten Tage hatte ich den Teufel, von dem ich besessen war, glücklich ausgetrieben, und zwar so kräftig, daß mein ganzer Leib mich schmerzte und ich mich kaum aufrecht halten konnte, da ich mich zum Abte begab, dem Hochwürdigen meinen Gang zur Sünderin zu melden.

Der Hochwürdige betrachtete mich aufmerksam, fragte: was ich mit mir angefangen hätte, vernahm es, vernahm auch, warum ich also getan, ermahnte mich väterlich und gebot mir, mich niederzulegen und meinen kranken Leib zu pflegen.

Als ich mich wiederum in meiner Zelle befand, kam ein Bruder und brachte mir weiche Decken, die er über mein hartes Lager breitete; alsdann salbte er meinen geschundenen Körper, half mir, mich niederzulegen, holte Wein und stärkende Speisen, davon ich auf das Geheiß des Abtes reichlich genießen mußte. Auch ließ der Hochwürdige mir für eine Woche jede Art von Pönitenz unterfagen.

Nach einer Woche fühlte ich mich wundervoll gesund und kräftig wie noch niemals, seitdem ich Christ und Mönch geworden. Ich hätte hinausgehen mögen aus dem Kloster und der Stadt in das weite, wilde Land und irgend etwas begehren — etwas, woran ich meine Kraft und Jugend hätte erproben können. Ach, mein totes Fleisch war auferstanden und auch mein Geist hatte volles, glühendes Leben. Wenn ich aber daran dachte, daß ich jetzt zu der Sünderin gesandt werden könnte, so ward

Dahiel der Konvertit

.....
mein Geist von heißen Schauern geschüttelt, alles Blut drängte zum Kopfe, es versetzte mir den Atem, ein Schwindel ergriff mich, und ich wurde einen Augenblick bei aller meiner Daseinsglut schwach wie ein Kind.

Gerade an diesem Tage, da sich so Seltsames mit mir ereignete, ließ der Abt mich zu sich entbieten. Ich ging, erhielt den Auftrag, mich zu der leichtfertigen Dame zu begeben, gestand dem Abt meine heißen Wallungen, wurde väterlich ermahnt, absolviert und mit strengen Weisungen fortgesandt.

Ich dachte: Nun sei Gott dir gnädig, du gehorsamer Diener des Herrn!

Es mochte gegen die dreiundzwanzigste Stunde sein, als ich mich zum zweitenmal auf den Weg nach dem Campo Marzo machte, und waren die Gassen bereits voller Schatten. Es hätte mir für diesen Gang wohl not gethan, Gott anzurufen und das aus tiefstem Herzensgrund; indessen ich ging an allen Kirchen vorüber, so viele deren auch an meinem Wege lagen. Vielleicht dachte ich, daß ich mich diesmal lieber auf mich selbst verlassen und mein Gelübde halten wollte, aus eigener Kraft und nicht durch Gottes Macht.

Der Abt hatte mir für den Abend Dispens erteilt, ich hätte auch schwerlich bis zum Aue zurück sein können; überdies war es die letzte Korsozeit und die Schöne saß wohl noch in ihrem schimmernden Seidengewand in der Karosse. Alsdann würde ich auf sie warten müssen.

Ich kam in die Via Campo Marzo, ging in das schändliche Haus, diese Herberge der Lüste, kletterte die Stiege hinauf, wobei ich mich in völliger Dunkelheit an den Wänden empor-tastete. Diesmal leiteten mich keine wüsten Löne, was mir ein Zeichen war, daß die Schöne, wie ich befürchtet hatte, sich nicht in ihrer Wohnung aufhielt.

Ich wußte nicht, wo ich mich befand; ob ich noch höher steigen sollte oder nicht, als eine Thür geöffnet wurde, ein Lichtschein in die Finsternis fiel und die Alte heraustrat. Sie trug eine dreiarthige Lampe, die sie auf die Stiege setzen wollte, wahrscheinlich um einem Galan, oder mehreren, zu ihrer Herrin hinaufzuleuchten. Da sie mich sah, lief sie mit der Leuchte wieder

Dahiel der Konvertit

in das Zimmer zurück, mich im Finstern stehen lassend. Ich hörte sie drinnen rufen: „Er kommt!“

Worauf die Sünderin eine Antwort gab, die beinahe wie ein Freudenschrei klang. Ich dachte: die Alte hat dich nicht erkannt und dich für den erwarteten Galan gehalten. Nun ist's der Mönch! Ob die Schöne wohl auch heute von dir verlangen wird, daß du ihr Buße predigst?

Ich stehe noch und höre, wie das Weib, die Ninetta, zurückgeschlurft kommt. Aber schneller als sie ist die Donna da, reißt der Ninetta die Leuchte aus der Hand, tritt an die offene Lüre, grüßt mich und sagt demütig und mit leiser Stimme: „Tretet ein und sei mir und Euch Euer Eintritt gesegnet. Seit bald zwei Wochen habe ich auf Euch gewartet. Nicht wahr, Ninetta?“

Die Alte ist unterdessen auch bei der Lür angelangt, schielt mich an, murmelt etwas, hascht nach meiner Hand, sie zu küssen, was ich indessen nicht dulden will. Aber ehe ich recht weiß, was geschieht, hat die Donna meine Hand gefaßt und inbrünstig ihre Lippen darauf gedrückt, sie auch lange an ihren heißen Mund gehalten, so daß ich endlich meine Hand hastig wegziehen muß, und war meine Verwirrung und meine Scham groß.

Darauf führte sie mich davon; aber nicht in das üppige Gemach mit dem zuchtlosen Bett, sondern in eine kleine Kammer, in welcher alles überaus sauber und zierlich war. Es stand darin ein Tisch, besetzt mit guten, aber bescheidenen Speisen: weißes Brot und kalter gebackener Fisch, auch die herrlichsten Früchte und ein Fiascho roten Weines; aber ich sah nur einen Teller und nur ein Glas. Was mich indessen noch mehr verwunderte, das war in der einen Ecke ein kleiner Altar, mit einem weißen gestickten Tuche bedeckt und darauf zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Über diesem Heiligtum hing ein Madonnenbild, von frischen Blumen umkränzt.

Auch die Sünderin selbst mußte ich voll Staunens betrachten und beinahe, daß ich einen freudigen Ausruf getan. Denn statt eines leichtfertigen, üppigen Weibes sah ich vor mir eine sittsame Jungfrau in schwarzem Kleide, das prächtige Haar schlicht in die Stirn gekämmt und im Nacken zusammengeknötet, auch keinerlei Malerei im Gesicht, weder Weiß noch Rot. Wie ich

jedoch immer noch vor ihr stehe und sie schweigend anstaune, wird sie bald bleich, bald wie mit Gluten übergossen.

Ich hatte bis dahin kein Wort geredet und es fiel mir auch vor lauter Verwunderung gar nichts ein, so daß ich froh war, als die Donna zu sprechen begann, immer mit derselben leisen Stimme und demselben sittsamen, demütigen Wesen: „Setzt Euch, guter Bruder, und verschmäh't nicht, an meinem Tische etwas Trank und Speise zu nehmen. Ich habe nur aufgetragen, wovon Ihr genießen dürft. Dieser Fisch ist heute früh frisch aus Anzio gekommen, und ich selber habe ihn gebraten, nicht im Fett, wie Ihr vielleicht denken mögt, sondern in Öl. Und die Pfirsiche sind aus dem Garten meiner Tante, einer guten, redlichen Frau, die am Monte Mario eine Vigna besitzt. Ihr Mann ist tot und sie hat keine Kinder. Ich habe ihr durch meinen schlimmen Lebenswandel viel Herzeleid bereitet, denn sie liebt mich von Herzen. Ich durfte aber nicht mehr zu ihr kommen. Als ich nun Euch erwartete, ging ich zu ihr, erzählte ihr von Euch und ließ mir für Euch diese Früchte geben. Segne sie Euch der Herr! Und der Wein ist aus Frascati: Rosso asciuto. Ich dachte: Ihr möchtet ihn lieber trinken als den süßen. Nun aber bitte ich Euch, setzt Euch, nehmt und eßt.“

Sie trat geschäftig zum Tische, rückte an den Speisen, an Teller und Glas — obgleich alles in zierlichster Ordnung war; schnitt Brot ab, suchte nach dem besten Stück Fisch, legte es auf den Teller, schenkte Wein ein. Dabei plauderte sie: „Ich habe es Euch wohl angemerkt: ich meine, daß die Ninetta Euch von Herzen zuwider ist. Sie ist aber ein treues Geschöpf und hat große Barmherzigkeit an mir geübt. Ihr müßt nämlich wissen, daß meine Eltern starben, als ich noch ein ganz kleines Ding war. Es ist mir häufig ein rechter Jammer gewesen, daß ich von meinen Eltern nichts weiß; besonders, daß ich meine Mutter nicht gekannt habe. Ich soll ihr gleichen. Die Ninetta ist die Gevatterin meiner Mutter, welche aus Subiaco gebürtig war. Meine Tante, die rechtliche Frau, von der ich Euch erzählt habe, brachte mich, als meine Eltern beide in einer Woche am Fieber starben, aus Rom nach Subiaco; denn sie selbst konnte mich nicht bei sich behalten. Ich habe sie erst gesehen,

Dahiel der Konvertit

als ich später mit der Ninetta nach Rom kam; immer nur in aller Heimlichkeit. Denn damals lebte ihr Mann noch, vor welchem ich verborgen bleiben sollte; ich weiß auch nicht, warum. Als ihr Mann starb, wollte sie mich zu sich nehmen an Kindesstatt. Aber da war ich bereits schlecht geworden.

Wart Ihr in Subiaco? Nein? Geht einmal hin. Dort ist es schön.

Als ich sechzehn Jahre geworden, brachte die Gevatterin mich her, fort aus Subiaco. Das war ein Jammer! Ein ganzes Jahr war ich krank; vor Sehnsucht, wißt Ihr, vor Heimweh! Auch noch lange Zeit nachher, als ich schon — — Was wollte ich doch sagen? Richtig, von der Gevatterin: Sie ist so schlecht nicht, wie Ihr denken mögt, sie ist eine gute Christin, eine viel bessere als ich. Sie geht alle Tage zweimal in die Messe, betet fleißig und spendet reichlich Almosen. Ich bete gar nicht, ich bin eine große Sünderin. Ach ja, die Ninetta! Sie soll Euch durch ihren Anblick kein Argernis bereiten, ich habe ihr verboten, in die Kammer zu kommen. Sie hält auch große Stücke auf Euch. Das darf Euch indessen nicht kränken. — Aber Ihr kommt ja nicht zum Tisch!“

Sie schaute auf, sah mich noch immer an der Lüre stehen und sagte noch leiser: „Seit länger als einer Woche habe ich jeden Tag für Euch den Tisch gedeckt und dort auf dem Altar die Kerzen angezündet. Nun seid Ihr gekommen und nun sollt Ihr mir diesen Raum durch Eure Gegenwart weihen, mehr, als es durch das Madonnenbild dort geschieht; denn hier habe ich gefessen und an Euch gedacht; mehr, als an Gott und seine Heiligen. Und ich bitte Euch herzlich —“

Aber sie stockte, sah mich starr an, wurde bleich und bleicher, begann am ganzen Leibe zu zittern und drückten sich auf ihrem schönen weißen Antlitz Angst und Schrecken aus.

Ich sagte mit tiefem Ernst und großer Traurigkeit: „Ich kann mich nicht an Eurem Tische niedersetzen und von Eurem Brote essen; denn es haftet daran von Eurer Schande und würde mir der Gedanke daran jeden Bissen vergällen.“

Da brach das sündige Weib in Tränen aus und begann zu schluchzen; nicht laut, sondern so leise, daß ich kaum einen Ton

vernahm, aber dermaßen heftig, daß es ihren Leib schüttelte wie in Fieberschauern. Sie schlug beide Hände, von denen sie allen Schmuck abgetan, vor ihr Gesicht und es war, als würde sie von ihren Tränen zu Boden gezogen. Sie glitt nieder, kauerte auf der Erde, und zwar so, daß ihr Kopf beinahe auf die Steine zu liegen kam; doch hörte ich sie auch jetzt weder schluchzen noch weinen, sondern sah es nur; was viel schrecklicher war, als wenn ich es gehört hätte.

Eine Weile ließ ich sie gewähren. Alsdann ging ich hin, wo sie so jammervoll lag, neigte mich herab und sprach leise zu ihr: was mir gerade in den Sinn kam. Als ich nichts mehr zu sagen wußte, schaute ich schweigend mit zerissenem Herzen auf sie herab. Plötzlich begannen auch meine Tränen zu fließen, unaufhaltsam und so schmerzlich, wie ich sie nicht vergossen hatte, seitdem ich ein Kind war; und obgleich ich vor Scham beinahe vergehen wollte, konnte ich doch nicht anders.

Raum hörte sie das, als sie die Hände vom Gesicht tat, so gleich stille ward und mich, der ich auf einen Stuhl gesunken war, mit einer Miene unsäglichtr Trauer anblickte. Sie erhob sich, trat zu mir, nahm mein Haupt in ihre Hände und, wie ich vorhin zu ihr gesprochen, so sprach sie nun leise zu mir: als wäre ich ein krankes Kind und sie eine Mutter. Ich aber war so durchwühlt von Weh und geheimem Leid, daß ich alles mit mir geschehen ließ. Als ich mich endlich wieder auf mich besann, fand ich mein Haupt ruhend an der Brust der Buhlerin, die neben mir kniete und immer noch zu mir raunte; leise, ganz leise, als wollte sie mich an ihrem Herzen in Schlaf singen.

Sanft löste ich mich von ihr, erhob mich, wagte kein Auge aufzuschlagen, ging schwankenden Schrittes zum Fenster, öffnete es. Wie ein silberner Schleier schlug die leuchtende Mondnacht mir entgegen.

Ich regte mich nicht, atmete den Wohlgeruch, der aus dem Gärtchen drunten aufstieg, lauschte auf das Rauschen des Brunnens und schaute zu, wie die Mondstrahlen im Wasser spielten und alsdann auf den weißen Rosen ausruhten.

Ich hörte sie sagen: „Seitdem Ihr von mir gegangen, hat kein Mann mich berührt. Wenn Ihr wolltet, Ihr könntet auch

Dahiel der Konvertit

.....
diesen sündenvollen Leib weihen, daß er rein würde wie der Leib einer Seligen.“

Dhne mich umzuwenden, fragte ich: „Wie könnte ich das?“

Sie schwieg und seufzte nur. Lange waren wir still; darauf sagte sie: „Ihr habt recht. Laßt mich in meinen Sünden verharran und beslecket Euch nicht mit mir. Mir ist wohl doch nicht mehr zu helfen.“

Nun wandte ich mich zu ihr, schaute sie an und sprach: „Helft Ihr mir in dieser Stunde, so werdet Ihr Euch selber helfen.“

Sie blickte starren Auges auf mich, in dem eine sündige Lust erwacht war, welche mehr und mehr Gewalt über mich bekam, daß es allein von ihrem Willen abhing, mich an Leib und Seele zu verderben. Denn sie stand vor mir mit dem Antlitz jener Myrtha, und beinahe auch mit dem Liebreiz derselben. Ein Blick von ihr, eine Bewegung, ein Seufzer — und die Todssünde wäre begangen worden.

Wir standen und schauten aufeinander und mochte sie alles lesen, was in meiner Seele vorging. Sie wurde noch bleicher, ein Schauer schüttelte sie. Darauf begann sie zu lächeln; zuerst etwas mühsam und wehmütig, dann aber ging es über ihr schönes Antlitz wie ein heller Strahl. Sie nickte mir freundlich zu, trat an den Tisch, nahm den Teller mit den Früchten und sagte mit heller, beinahe freudiger Stimme: „Sie sind aus der Bigna meiner Lante, die ein ehrliches Weib ist; du magst getrost davon essen.“

Und sie reichte mir einen Pfirsich.

Ich nahm die Frucht und aß sie. Ich aß aber auch von dem Brote und dem Fisch und trank von dem Wein. Sie bediente mich geschäftig und hatte dabei eine Miene stiller Glückseligkeit. Als sie mich mit allem versehen, setzte sie sich, nachdem sie den Stuhl vom Tisch abgerückt, mir gegenüber und schaute mit einer überaus lieblichen Freude zu, wie ich aß, weshalb ich mich denn bemühte, möglichst viel zu genießen. Zuweilen sprang sie auf, mir etwas zu reichen, wie sie mir auch von den Früchten die herrlichsten ausuchte. Vor allem lobte ich den Fisch, den sie selber bereitet hatte.

Wiederum plauderte sie: „Wo ich zu Hause bin, in Subiaco, dort haben nahe dabei die Benediktiner reiche Klöster. Das ist

Dahiel der Konvertit

.....
eine Herrlichkeit! Die Santa Scholastika ist groß wie eine Stadt. Aber noch schöner ist das Kloster von der heiligen Grotte, welches höher am Berge hinauf liegt. Ehemals war daselbst eine wilde Höhle; darin hat der heilige Benediktus gehaust, viele Jahre lang! Fromme Hirten haben ihm durch eine Öffnung im Felsen von hoch herab das Essen niedergelassen und zwei Raben sind in der Wildnis seine Freunde gewesen. Aber einmal kam eine Versuchung über den heiligen Mann. Da zog er sein Gewand aus und warf sich nackten Leibes in die Dornen, die vor seiner Höhle wuchsen, hoch über einem schrecklichen Abgrund. Darauf geschah es, daß aus den Dornen dornenlose Rosensträucher wurden. Die Rosen des heiligen Benediktus blühen heute noch bei Subiaco auf dem Berge. Und wer sie frommen Herzens pflückt, an dem vollbringen sie Wunder.

Man muß nur daran glauben.

Als die Gevatterin Ninetta mit mir nach Rom gehen wollte, stieg ich am letzten Tag zum Kloster der heiligen Höhle hinauf, betete von Herzen und bat einen Bruder, mich in Sankt Benediktus' Rosengärtlein einzulassen. Er ging mit mir hinein und ich durfte mir drei Rosen pflücken: eine Knospe, eine Blüte und eine halb verwelkte Blume. Die drei Rosen nähte ich in ein Säcklein, das ich an einer Schnur um den Hals trug, gerade über dem Herzen.

Getröstet zog ich mit der Gevatterin fort aus meiner Vaterstadt, nach Rom, von ganzem Herzen glaubend, daß mir nichts geschehen könnte, weder an Leib noch Seele.

Was half mir mein Glaube —“

Sie winkte mir, der ich reden wollte, zu schweigen, stand auf, ging zum Tisch und holte aus einem Kästchen ein Säcklein hervor.

„Das ist mein Glaube, verwelkt und verdorrt.“

Sie nahm ein Messer, schnitt das Säcklein auf — verwelkte Blätter fielen heraus.

Sie sagte noch einmal: „Das ist mein Glaube.“

Darauf schüttete sie den Inhalt des Säckleins auf die Hand und streute die verdorrten Rosen zum Fenster in die Mondnacht hinaus, dabei wiederum sprechend, laut und feierlich: „Das ist mein Glaube!“

Sie wandte sich zu mir.

„Der heilige Benediktus ließ meinen Glauben verwelken und vergehen — kannst du ihn wieder aufblühen lassen?“

Bevor ich auf diese absonderliche und sündhafte Rede antworten konnte, vernahmen wir im Hause laute Stimmen; ein Weib und ein Mann stritten miteinander. Das Weib zeterte und auch der Mann schien in heller Wut zu sein. Was aber die beiden so heftig zu reden hatten, verstand ich nicht.

Die Donna stand und lauschte, ihre Mienen veränderten sich gänzlich, ihr Blick wurde finster und drohend und sie atmete schwer. Sie flüsterte mir zu: „Bleibe ganz ruhig.“

Darauf schlich sie zur Tür, schob leise den Kiegel vor und drängte, um besser hören zu können, ihren Leib an das Holz. Nun wurde die Tür der nächsten Kammer aufgerissen, die beiden traten hinein, die Gevatterin schalt und lamentierte aus voller Kehle. Der Galan schien sich nicht daran zu kehren, wollte unsere Türe öffnen, fand sie verschlossen, pochte und rüttelte daran, stieß mit den Füßen dagegen und gebärdete sich wie unsinnig. Er rief: „Ich weiß, daß du drinnen bist und dir von dem Mönch Buße predigen lässest, und ich lasse darum deine Seele zusammen mit deinem pfäffischen Buhlen zur Hölle fahren.“

Ich wollte auf diese schändliche Rede erwidern, sie aber beschwor mich mit einer Gebärde inständigen Flehens, zu schweigen; darauf trat sie von der Tür zurück und sagte laut und gelassen: „Ich bin hier drinnen und höre Euch, Prinz Salviati, gleich einem Wahnsinnigen toben und rasen. Ich bin auch heute allein, werde Euch indessen auch heute nicht öffnen und auch morgen nicht, solltet Ihr morgen wiederkommen, und so keinen Tag. Denn ich hasse und verachte mich, daß ich Euch angehört habe. Tut nun, was Ihr wollt.“

Der Prinz hörte auf zu pochen und zu rütteln, fuhr aber fort zu toben und zu fluchen, worauf die Donna nichts mehr erwiderte. Nun begann der abgewiesene Liebhaber zu drohen: er würde sie aus der prächtigen Wohnung jagen, ihr die Karosse, die Juwelen und seidenen Kleider nehmen lassen, wenn sie ihm nicht sogleich öffne und ihm von neuem angehören wolle.

Auch darauf erwiderte die Donna nichts. Sie stand und

Dahiel der Konvertit

blickte auf die Türe, als sähe sie dort den Prinzen; und ihre Augen sagten ihm: „Ich habe nichts mehr mit dir gemein.“

Jetzt bat der Prinz, bettelte, flehte; er seufzte, ächzte, weinte — Ach, ich hatte bis dahin nicht gewußt, wozu Leidenschaft und Begierde einen Menschen bringen können; wahrlich bis zur Sinnlosigkeit! Auch wird der Mensch dadurch gänzlich zur Bestie.

Die Donna blieb still und stumm.

Endlich ging der Prinz, von der lamentierenden Gevatterin hinausbegleitet.

Die Donna atmete tief auf und sagte: „Dieser ist noch nicht zwanzig Jahre alt und ward für das Kloster erzogen; denn er war ein jüngerer Sohn. Aber seine beiden Brüder starben plötzlich. Nun ist er Fürst und Herr. In einigen Monaten nimmt er eine Gemahlin, die er noch gar nicht gesehen hat. Ich soll ganz nahe seinem Palaste wohnen. Aber er liebt mich nicht; es ist etwas ganz anderes, was ihn immer wieder zu mir bringt. Indessen davon weißt du nichts, davon sollst du auch niemals etwas wissen.“

Nein, davon wußte ich nichts; aber ich verstand es; plötzlich verstand ich's.

Die Donna ging zu dem kleinen Altar, nickte mir schweesterlich zu und sprach zu mir herüber: „Hier wollte ich mit dir beten, nachdem ich dich geküßt hatte. Nun ist's mit Gebet und Kuß vorbei. Aber lassen tu' ich dich doch nicht.

Sei ruhig und fürchte dich nicht, wenn ich jetzt die Kerzen lösche. Er wird auf den Hof kommen und daselbst so lange warten, bis er deinen Schatten erspäht hat; versichert er sich aber, daß du da bist, so kann es dir schlimm ergehen. Ninetta verrät dich nicht; denn sie hofft, daß du für sie beten wirst. Ach, Lieber, was ist's für eine Welt!“

Sie löschte die Kerzen und es ward die Kammer von den Mondesstrahlen durchleuchtet. In ihrem schwarzen Gewand glich sie einer Schattengestalt; aber es glänzte ihr weißes Antlitz und ihr liches Haar.

Nach einer langen Weile wollte ich gehen; doch sie sagte: „Du mußt die Nacht über hier bleiben, sonst gehst du in deinen Tod. Der Prinz lauert auf dich, und mit dir würde auch ich sterben. Jetzt tu, was du willst.“

Da blieb ich.

Dahiel der Konvertit

.....
Sie kam auf mich zu: „Nun will ich dir alle meine Sünden bekennen und du sollst sie mir alle vergeben.“

„Das kann ich nicht.“

„Warum kannst du es nicht?“

„Ich bin kein Priester.“

„Wenn es nur das ist —“

„Wie?“

Sie aber sagte noch einmal: „Du sollst mir alle meine Sünden vergeben, oder ich will verdammt sein in Ewigkeit.“

Aber ich vergab ihr —

★ 6 ★

Wie schob den Kiegel zurück und ging mit mir aus der Kammer. In dem andern Gemach brannte noch die Lampe; das Öl war beinahe aufgezehrt und dem verlöschenden Docht entstieg ein dichter Qualm. Der erste Schimmer des grauenden Tages fiel ins Zimmer und mischte seinen fahlen Schein mit dem rötlichen Lampenlicht.

Am Tische hoçte eingeschlafen die Ninetta; in beiden Händen den Agnus, im Schoße ein aufgeschlagenes Traum- und Lombolabuch. Sie schnarchte mit weit offenem Mund; und schaute das Weib dermaßen des Teufels aus, daß ich beim Vorübergehen das Kreuz schlug: nicht zu meinem Schuß, sondern zum Schuß für die, welche ich bei der Kupplerin zurückließ.

Die Donna sah es, blieb stehen und sagte, zu mir gewendet, mit lauter Stimme: „Darum Sorge dich nicht. Diese hat länger keine Gewalt über mich.“

Von dem lauten Sprechen erwachte die Alte, riß ihre Eulenaugen auf, sah uns beide stehen und begann, noch halb im Schlafe, ein schreckliches Lamento über den pfäffischen Liebhaber, um dessentwillen die Donna den Principino nicht mehr zu sich ließe. Auch forderte sie von mir statt des Kuppelgeldes, daß ich sie ihrer Sünden los und ledig spräche, für ihre Seele bete und ihr bei jedem Besuche glückbringende Nummern für die Lombola sage.

Dabei fiel ihr ein, was sie geträumt hatte; von einem roten Mond, der von einem weißen Wolf gefressen wurde. Und um

Dahiel der Konvertit

.....
es nicht wieder zu vergessen, suchte sie eiligst in ihrem Buche nach dem Zeichen des Mondes und des Wolfes, um danach für die nächste Lombola die Nummern zusammenzusetzen.

Während das Weib die schmierigen, zusammengeliebten Blätter auseinander zerrte, fuhr sie fort, über den neuen Galan ihrer Schönen zu jammern. Nun hätte ich wohl dagegen reden sollen, und ich wunderte mich über mich selber, daß ich keine Lust in mir verspürte, wider eine solche Verleumdung zu eifern, auch nicht einmal um der Donna willen. Wir standen beide stumm da und schauten uns an, nicht etwa in Scham, sondern — ach, ich vermag es auch nicht zu sagen! Sie hatte wiederum auf ihrem schönen Gesicht ein Leuchten wie von einem Schein aus ihrer Seele; so daß ich jetzt ohne jedes Grauen und Herzeleid sah, wie sie in ihrer Schönheit jener Myrtha glich.

Unter dem Gezeter der Alten rief mir die Donna zu: „Komm fort!“

Sie ergriff die Lampe, nahm aus dem Haar einen silbernen Pfeil, zog damit den Docht der verlöschenden Leuchte mehr hervor und begleitete mich hinaus.

Bei der Stiege angelangt, begehrte ich von ihr, umzukehren: ich könnte meinen Weg nun allein finden und das Haus stände des Nachts offen. Sie aber schüttelte den Kopf und bat: „Laß mich mit dir hinuntergehen; nur bis auf die Gasse — nur bis auf den Hausflur.“

Ich merkte wohl, daß sie immer noch an den Principino dachte und hätte sie gar zu gern verhindert, mit mir zu gehen. Aber sie bestand darauf. Wir stiegen also mit einander die Treppe hinunter; sie mit der Lampe voraus, jede Stufe beleuchtend und bisweilen zu mir emporschauend, mit einem Blick und einer Miene, als wäre sie glücklich, mir dienen zu dürfen. Und ist nicht zu sagen, welch ein Anblick das war: aus der Finsternis ihr schönes Antlitz auftauchend, übergossen von den Glutten der Lampe.

Unten löschte sie das Licht, raunte mir zu, zurückzubleiben und wollte zur Tür, um hinaus auf die Gasse zu spähen. Aber ich war bereits vor ihr dort, daß sie nichts davon gewahrte, wie jemand im schwarzen Mantel hastig in den Flur des gegenüberliegenden Hauses zurückwich und daselbst in der Dunkelheit ver-

Dahiel der Konvertit

schwand. Als sie darauf heraustrat, war die Gasse einsam, kein Mensch zu sehen, so aufmerksam sie auch um sich spähte; und ich hütete mich wohl, ihr etwas zu verraten. Dennoch ward sie von einer jähen Furcht befallen, und sie bat mich inbrünstig: „Geh nicht! Komm wieder mit mir hinauf! Warte bei mir, bis es vollends Tag geworden und Leute auf der Gasse sind. Es geschieht dir gewißlich ein Unglück. Ich flehe dich an; komm hinauf und schlafe noch einige Stunden. Ich bette dich in der Kammer, wo du mir gnädig gewesen, und wo du schlummern wirst wie in einem Heiligtum. Also komm!“

Dagegen weigerte ich mich mit großer Entschiedenheit. Sie aber fuhr fort, mich flehenlich anzugehen: „Laß mich wenigstens mit dir gehen! Siehe, du bist ja gütig. Verbiete mir nicht, dich ein Stück Weges zu geleiten.“

Ich schalt sie leise aus und forderte von ihr, sich augenblicklich in ihre Wohnung hinaufzubegeben.

Sie hörte mich demütig an, darauf bat sie: „Ich will hinter dir hergehen, fünfzig Schritte und mehr, nur laß mich in deiner Nähe sein.“

Ich gebot ihr heftig, sich nicht an meine Fersen zu hängen und ihre junge Sittsamkeit nicht dadurch noch schändlicher zu machen, als ihre Lasterhaftigkeit gewesen, daß sie einem Mönch auf der Gasse nachschlich. Diese grausamen Worte ließ sie ohne Widerrede über sich ergehen, seufzte tief auf, stand hilflos da gleich einem gescholtenen Kinde und es rannen ihr Tränen die Wangen herunter.

Ich sagte: „Lebt wohl, Donna.“

Sie aber drückte beide Hände gegen ihre Brust, als empfände sie dort einen übermächtigen Schmerz, und stammelte: „Welch ein Wunder hat sich mit mir begeben?“ Und noch einmal: „O, Welch ein Wunder!“ Und alsdann in zitternder Angst: „Wann kommst du wieder? Schwöre mir zu, daß du morgen wieder kommst.“

Ich warf einen Blick nach dem gegenüberliegenden Haus und dachte: du darfst ihr wohl verheißten, morgen wieder zu kommen.

Das tat ich denn auch, wofür sie mir dankte, als ob ich damit ihr Leben gerettet.

Endlich schied sie von mir, zuversichtlich und freudig. Ich rief ihr nach; ich würde vor dem Hause stehen bleiben, bis ich sicher wüßte, daß sie hinaufgegangen. Nun beeilte sie sich.

Ich hörte, wie sie die Stiege hinauflief, in ihre Wohnung trat und die Türe hinter sich zuschlug. Mich langsam entfernend, dachte ich: Dieses Weibes Seele ist nun für immerdar errettet und erlöst. Wohl ist es ein Wunder. Aber nicht du hast es vollbracht, auch nicht der Himmel, sondern eine ganz andere Macht, die freilich auch göttlich ist.

Ich ging die schmale Gasse langsam hinunter, der Rotonda zu und war bald in tiefe Betrachtung versunken: Also jetzt mußt du sterben — von Mörders Hand! Sicherlich schleicht er bereits hinter dir her, faßt bereits nach seinem Dolch, der es mit dir zu Ende bringen soll. — — Wolltest du nicht leben bleiben, um den wahren, vollen Glauben zu erlangen und alsdann jene Myrrha zu erretten und zu erlösen, wie dieses Weib erlöst und errettet ward? Und jetzt bist du bereit, aus dem Leben zu gehen, ohne der in Ewigkeit verdammten Seelen aller deiner Geliebten zu gedenken? Wofür alles Herzeleid, das du über deine Eltern und über dich selber gebracht hast? Du hättest für sie glücklich leben können und du willst jetzt um eines Weibes willen, das eine Buhlerin war, unselig sterben?

Solltest du dir nicht gebieten, dein Leben vor dem Dolch des Mörders zu retten?

Nein!

Denn du würdest dich doch niemals in diesem Wirrwarr des Daseins zurechtfinden, doch niemals den wahren, vollen Glauben erlangen, doch niemals ein christlicher Christ sein — doch niemals die Seelen der Deinen erlösen.

Also stirb!

Allein du hast als Christ die Taufe empfangen, wirst daher als Christ auferstehen, kannst daher als Christ selig werden — allein selig.

Sei getrost — das wird nicht geschehen.

Du wirst verdammte werden, wie deine Geliebten, ewig verdammte; denn du stirbst mit einer Todsünde auf dir: du forderst von dem Weibe, welches die Züge jener Myrrha trägt, dir zu

Dahiel der Konvertit

helfen, die Prüfung zu bestehen, und du hättest doch die Prüfung lieber nicht bestanden.

Du wärest gern diese eine Nacht in den Armen der Buhlerin selig gewesen — um dafür auf ewig unselig zu werden.

Und es wurde die Todsünde dieses Verlangens von dir empfunden, ohne Scham, ohne Reue — —

Ich begegnete einem Manne, ließ ihn an mir vorüber, hörte seine Schritte sich mehr und mehr entfernen und auf dem Pflaster verhallen. Dann ward es still. Aber nicht lange, und ich vernahm von neuem Schritte: hinter mir, vorsichtig, schleichend.

Das waren die Schritte meines Mörders.

Ich ging ruhig weiter, nicht schneller, eher langsamer.

Aber die Schritte kamen nicht näher. Sollte der Mann feige sein? Es war ja doch wohl ein gedungener Mörder. Diese pflegten es rasch abzutun.

Ich kam zu einem Marienbild, eine Lampe brannte davor und darunter war zum Niederknien ein Bänklein angebracht. Es war, als weise der Himmel selbst mir den Weg, wie ich mein Leben erhalten könnte. Denn wäre ich jetzt vor dem Heiligtum niedergekniet und hätte daselbst so lange im Gebet verharret, bis die Gasse sich mit Menschen gefüllt, so wäre ich für diesesmal wohl dem Dolch des Mörders entronnen; denn schwerlich, daß der Mann mich im Gebet getötet hätte. Aber ich fühlte in jenem Augenblick gar kein Bedürfnis nach Gebet oder Andacht, sehnte mich auch gar nicht darnach, solches zu fühlen. So ging ich denn an dem Heiligtum vorüber.

Einen Augenblick später hörte ich den Schritt nicht mehr. Doch jetzt — jetzt kam er wieder, schnell und schneller! Jetzt war es Zeit, meine Seele dem Höchsten zu empfehlen, oder zum letztenmale die Heiligen anzurufen, Fürbitte für mich zu tun. Jetzt hörte ich den Schritt dicht hinter mir und jetzt — —

Ich schloß die Augen, drückte beide Hände auf die Brust, gedachte meiner Geliebten und sprach ihre heiligen Namen vor mich hin: „Vater — Mutter — Mose — Myrtha — —“

Da fühlte ich einen glühenden Schmerz, nahe dem Herzen, ganz kurz und gar nicht so besonders schrecklich. Dann ein Schwindel wie ein Wirbel, wie ein Versinken in einen schwarzen, unergründlichen Abgrund und dann — fühlte ich nichts mehr.

Meine Glieder waren schwer und wie starr, ich konnte mich nicht regen; schwer und wie starr war mein Haupt, ich konnte es nicht heben. Auch meine Augen vermochte ich nicht zu öffnen. Ich hörte Vogelgesang, Zwitschern und Pfeifen, leises Flöten und lautes Jubilieren. Ich erkannte jede Vogelart an ihrem Gesang und nannte sie bei den Namen, die Myrtha ihnen gegeben und mich gelehrt hatte. Das war eine Amsel, dieses eine Blaudrossel; jetzt piffte eine Rohrdommel und jetzt schlug eine Wachtel. Und welchen Lärm machten die Schwalben!

Fernes vielstimmiges Glockengeläut mischte sich mit den Vogelstimmen. Darauf lauschend, schlummerte ich nach einer Weile ein, Gesang und Glockenton bis in meinen Traum hinein hörend. Alsdann weckte mich das Krähen eines Hahns.

Es war wirklich ein Hahn gewesen, der gekräht hatte.

Und Tauben gurrten!

Nun versuchte ich meine Augen zu öffnen, schloß sie indessen sofort wieder, denn eine Welle von Glanz floß mir entgegen. Zugleich verspürte ich einen starken Wohlgeruch von frischen Steppenkräutern, als läge ich wie ehemals auf einem Grabhügel an der Via Appia, mitten unter Lavendel und blühender Menthe.

Über diese Vorstellung erschrak ich so sehr, daß ein Schauer mich durchrieselte und ich heftig atmen mußte. Dies verursachte mir in der Brust einen stechenden Schmerz, welcher mich zur Besinnung brachte. Aber noch — obgleich ich jetzt meine Augen weit offen hatte — glaubte ich zu träumen, oder sonst etwas zu erblicken, was nicht Wirklichkeit war.

Denn ich fand mich in einem hellen Stübchen im Bette liegen und mit weißen Tüchern zugedeckt. Und als ich mein Haupt ein wenig dem Lichte zuwandte — sehr viel vermochte ich nicht — blickte ich durch ein geöffnetes Fenster in einen Wirtswart von durchleuchteter Reben, welche eine Menge blauer und goldigheller Trauben trugen.

Wie ich so mit offenen Augen dalag und alles voll Bewunderung betrachtete, ward leise die Türe geöffnet und hereinkam eine ält-

Dahiel der Konvertit

.....
liche Frau, gar sauber gekleidet, eine Wittwenhaube auf und mit einem überaus freundlichen und behäbigen Antlitz. Diese würdige Matrone begab sich ans Fenster, woselbst sie sich niederließ und aus einem Korbe, der neben ihr stand, ihren Schoß mit scharlachroten Peperoni füllte, welche leuchtenden Früchte sie an einer Schnur zum Trocknen aufzureihen begann.

Nicht lange, und viele große, schön gefiederte Lauben kamen geflattert. Sie setzten sich auf den Fenster Sims, gurrten eifrig, drehten die Köpfelein, flogen sodann ins Zimmer und pickten an den roten Früchten, welche die Matrone als untauglich auf den Boden geworfen. Aber die Peperoni behagten den Läublein nicht. Die freundliche Frau zog ein Stück Brot aus der Tasche und streute es aus. Das war nun bessere Kost, welche die zutraulichen Vögel begierig aufpickten, wobei sie mit den Flügeln schlugen und sich zu einem bunten Haufen zusammendrängten.

Wie aber ward mir, als plötzlich vor dem Fenster, im Rahmen der Reben, ein schönes bleiches Antlitz erschien: das Antlitz des Weibes mit der geretteten Seele. Sie schaute ins Zimmer und sogleich nach mir hin; zuerst ruhig forschend, alsdann in heftiger Bewegung. Sie beugte sich weit vor, zum Fenster hinein und sagte mit einer Stimme, darin es wie ersticktes Schluchzen klang: „Ach, Lante, seht doch, ich glaube, er ist erwacht.“

Jetzt schaute auch die Matrone zu mir hin, sprang sogleich vom Stuhl in die Höhe, so heftig in ihrer Freude, daß sie den Korb mit den Peperoni umstieß, worauf die Lauben in großem Schrecken aufflogen, einige durch das Zimmer flatterten, andere zum Fenster hinaus. Im nächsten Augenblick stand die Donna im Zimmer und mit der Alten an meinem Bett, und war es ein Glück über mein Erwachen, als wäre ich vom Tod erstanden.

Wie ich nun mit schwacher Stimme fragte, wo ich mich befände und was sich mit mir begeben hätte, begannen die beiden guten Frauen zu erzählen; die Matrone voll Eifers und in großer Redseligkeit, die Donna mitunter in die Rede der anderen ein Wort werfend, oder ihr auch nur mit einem Nicken, einem Lächeln beipflichtend.

Es hatte sich aber folgendermaßen mit mir zugetragen: . . . Ich ward an jenem Morgen, nahe der Rotonda, auf der Gasse liegend

Dahiel der Konvertit

.....
gefunden und für tot aufgehoben. Da man mich davontrug, gewahrte man noch Spuren von Leben in mir und brachte mich eiligst zum nächsten Spital. Dort wollte man mich nicht aufnehmen, es hieß: man sollte mich in ein Franziskanerkloster schaffen. Darüber gerieten die Spitalleute in Streit mit den Männern, die mich gebracht hatten und die sich weigerten, mich weiter zu tragen. Sie legten mich auf dem Flur des Spitals nieder und gingen ihrer Wege. Um mich kümmerte sich vorerst niemand.

Unterdessen verbreitete sich in der Gegend um die Rotonda und in der Via Campo Marzo das Gerücht, man habe in aller Frühe einen jungen Franziskaner erstochen gefunden, welcher Mord vermutlich aus Eifersucht begangen worden, als der Geistliche von seiner Geliebten gekommen.

Die blutige Begebenheit ward am Morgen auch der Donna erzählt, und ich lag noch nicht lange in dem Flur des Spitals, als ein junges Weib gelaufen kam und beim Pförtner unter strömenden Tränen fragte, ob dem Spital kein verwundeter Franziskaner gebracht worden wäre? Der Mann erwiderte: im Flur läge einer, wenn er sonst noch lebe; und sei bis zur Stunde noch von keinem Kloster eine Anfrage ergangen. Was der Verwundete oder Tote sie angehe? Er sei wohl ihr Liebhaber?

Nein, ihr Bruder.

Und das Mädchen bat und flehte, man möchte ihr um Christi Barmherzigkeit willen ihren jungen Bruder herausgeben, damit sie ihn, wenn er noch lebe, pflegen könne; sei er aber bereits gestorben, so wolle sie ihn christlich begraben lassen.

Nun hätte man mich am liebsten ohne weiteres ausgeliefert; dennoch taten sie, als läge ihnen daran, mich, sei es lebendig oder tot, zu behalten. Aber das Weib, das sich meine Schwester nannte, steckte ihnen Geld zu, und so überließen sie mich ihr, gaben ihr sogar noch Träger mit, die mich in das Haus des nächsten Arztes schafften. Was hier geschehen, erfuhr ich erst später; die Donna zahlte auch dem Arzt eine Summe Geldes. Dafür gelobte dieser Schweigen, untersuchte und verband meine Wunde und half meiner Schwester, mich spät am Abend heimlich aus der Stadt zu schaffen, vor die Porta del Popolo in die Vigna der Lante am Monte Mario.

Dahiel der Konvertit

.....
Dort lag ich drei Tage, ohne von mir zu wissen; jetzt war ich erwacht.

Ich sollte also wiederum leben, das Leben wiederum von neuem beginnen: als Christ, als Mönch, als Sünder, als falscher Priester!

Das goldene Tageslicht brannte mir gleich Flammen in die Augen, der Vogelgesang und die freudigen Stimmen der beiden Frauen, die mir das Leben gerettet, verursachten mir im Gehirn einen Schmerz, ärger als die Schmerzen in meiner Brust, nahe dem Herzen. Ohne den Samariterinnen für die Erhaltung meines Lebens zu danken, schloß ich die Augen, wandte das Haupt mit Mühe ab und lag in einer Verzweiflung, tief wie ein Abgrund und dunkel wie das Grab, welches mir Gottes Barmherzigkeit verweigert hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich in solchen Qualen gelegen, als ich die Donna, wie aus weiter Ferne, mit unsäglichlicher Trauer sagen hörte: „Ach, hasse nicht dein Leben, welches auf Erden mein einziges Glück und meine einzige Hoffnung ist. Denke, was aus mir hätte werden sollen, wenn du um meinetwillen auf der Gasse ermordet worden wärst! Ich hätte ja wieder morden müssen; denn eine Sabinerin rächt ihre blutigen Toten.“

Da mußte ich denken: Wenn du allein durch dein bloßes Dasein irgend einem Menschen — und wäre es auch nur eine ehemalige Buhlerin — irgend welches Glück bereiten kannst, so ist dein Leben nicht dermaßen wertlos und unnütz, daß du wünschen dürftest zu sterben. Also lebe! Krümme dich in Qualen, aber lebe! Und zwar lebe, ohne den Himmel anzuklagen; denn dieser hat dir mehr gegeben, als Millionen anderen, die das Leben auch ertragen müssen.

Da wandte ich mich von neuem dem Lichte zu, tief leise die Donna, streckte ihr die Hand entgegen und sagte: „Liebe Schwester, ich danke dir.“

Das Nächste, was ich sprach, war: „Ist zum Kloster geschickt worden?“

Elisia stand am Fenster und hing die an eine Schnur gereihten Peperoni daran auf; sie schien meine Frage nicht gehört zu haben, aber die Lante erwiderte für sie: „Freilich ist zum

Dahiel der Konvertit

Kloster geschickt worden, gleich am ersten Tag. Sie ist selber hingegangen.“

„Elelia?“

Sie mußte glauben, daß ich sie gerufen hätte; denn sie liebte ihre Arbeit und kam zu mir.

„Was soll ich?“

„Ihr selbst seid zum Kloster gegangen?“

„Ich selbst. Wir hatten niemand zum Schicken und für meine Lante war es zu weit.“

„Was sagtet Ihr den Mönchen?“

„Was zu sagen war.“

„Und sie?“

„Sie hörten mich an.“

„Ja, aber was sagten sie?“

„Nicht viel.“

„Ist schon einer von den Brüdern hier gewesen?“

„Nein.“

„Wie, es hat noch niemand nach mir gesehen? Sie wissen doch, wo ich bin?“

„Ich sagte es ihnen.“

„Aber — —“

„Ihr müßt Euch ruhig verhalten. — — Die Mönche lassen Euch sicher bei mir. Sie wissen, daß Ihr am Leben seid und gut gepflegt werdet. Lieben tut im Kloster ja niemals einer den anderen.“

Sie nahm den Korb, darin die Früchte gewesen, und ging damit aus der Kammer. Ihre Lante, die würdige Frau, schüttelte den Kopf hinter ihr drein, seufzte ein wenig, rückte den Stuhl an mein Bett und begann: „Ist das ein wunderliches Geschöpf! Ihr Vater ist mein leiblicher Bruder gewesen; um den war's auch ein Jammer. Ich erzähle Euch wohl noch einmal davon. An der Elelia habt Ihr Großes vollbracht und muß es Euch allein deswegen gut gehen, auf Erden sowohl wie im Himmel. Ihr tragt Euer geistliches Gewand in Ehren und werdet es bei so großer Tugend und Frömmigkeit sicher bis zum Bischof oder Kardinal bringen, wenn Ihr nicht gar heiliger Vater werdet. Wahrlich, Ihr bereitet Euren Eltern Freude über die

Dahiel der Konvertit

Maßen und Eure Mutter muß stolz sein auf ihren frommen Sohn. — Ich soll Euch nicht solche Dinge sagen? Nun, ich bin bereits still. Aber auch mir habt Ihr Wohlthaten erwiesen und auch ich möchte mich dafür dankbar erweisen und das von ganzem Herzen.

Denn obschon ich die Clelia nicht gleich meiner Tochter halten konnte, ist mir's doch, als hättet Ihr die Seele meines Kindes gerettet.

Geht, ich übergab sie der Gevatterin ihrer toten Mutter zum Aufziehen nach Subiaco; denn in Rom ging es nun einmal nicht an. Alle Jahre ließ ich mir von jenem schändlichen Weibe, das ich für eine rechtliche Frau hielt, schreiben, wie es dem Mädchen ergehe. Liefen auch alle Jahre die Briefe ein: der Clelia gehe es gut, sie sei ein feines Kind und werde von Tag zu Tag schöner an Gestalt und Antlitz, gerade wie ihre Mutter gewesen.

Dies war nun just nicht eben das, was ich dem Mädchen wünschte; denn des Mädchens Mutter ist lediglich durch ihre übergroße Schönheit an Leib und Seele zugrunde gegangen. Indessen ich tröstete mich, daß die Clelia nicht minder das Kind meines Bruders sei, der ein überaus herrlicher Jüngling gewesen. Was hätte ich auch dabei tun sollen?

Fünfzehn Jahre ging alles gut. Ich besaß einen wackern Mann, vor dem ich außer der Geschichte mit der Clelia keinerlei Heimlichkeiten hatte, das Kindchen sollte trefflich gedeihen und weil der Himmel mich nicht mit Kindern gesegnet, hoffte ich im Herzen, trotz meines lieben, aber gestrengen Eheherrn, immer noch auf die Clelia als Tochter. Plötzlich kam die Ninetta nach Rom — mit der Clelia!

Freilich war sie ein schönes Geschöpf und freilich sah sie ihrer Mutter gleich — der Dionizia Baldi aus Olevano, von deren Herrlichkeit man noch heutigen Tages in Rom redet und das nicht nur auf der spanischen Treppe und in der Via Margutta. Aber mit der Gevatterin, der Ninetta, führte ich ein lustiges Länzchen auf! — Wer sie mit dem Mädchen gerufen hätte? Wie sie sich das unterstehen könnte? Ob sie nicht wisse, was für ein schlimmer Ort Rom für eine solche schöne Kreatur sei? Ihre Mutter sei daselbst schlecht geworden und tausend

Dahiel der Konvertit

andere und viele würden es noch heute jeden Tag: schlecht und schändlich! Sogleich sollte sie mit dem Kinde wieder nach Subiaco zurück und sich nicht mehr in Rom blicken lassen!

Die Alte lamentierte und schwagte: Auch in Subiaco seien die Menschen schlecht. Man habe erfahren, wessen Tochter die Clelia sei, und diese könne es jeden Tag auf der Gasse zu hören bekommen. Und erst die Männer! Im ganzen Kirchenstaat stelle kein Vogeljäger so einer Palombella nach, wie in Subiaco die Männer der Clelia nachstellten. Da seien die Herren von Subiaco, die Colonna. — Nun, im ganzen Kirchenstaate wisse man, was die Colonna für Mädchenfänger wären. Vor denen sei keine sicher, vor denen könne kein Heiliger und keine Heilige ein Mädchen bewahren. Und gar eine so Wunderschöne! Aber auch die anderen seien nach der Clelia aus, wie der Fuchs nach den Trauben. Da sei besonders einer! Ein blutjunger, bildhübscher Mensch, ein Nachbarssohn, der zusammen mit ihr aufgewachsen, ein gewisser Terenzo Latini. Heilige Mutter Gottes — habe der für die Clelia ein heißes Herz! Gänzlich Feuer und Flammen! Es sei ein ansehnlicher Jüngling, der bereits sein väterliches Erbe angetreten und nach keinem auf der Welt zu fragen brauche. Aber für die Clelia sei er lange nicht ansehnlich genug, die könne mit ihrer Schönheit höher hinauf, die könne wohl gar eine Signora werden! Den Terenzo könne sie immer noch haben; denn so etwas von Liebe sei noch nicht dagewesen! Der junge Mensch wisse, wer und was die Mutter der Clelia gewesen, kümmere sich indessen nicht so viel darum und würde die Tochter der Dionizia Baldi auf dem Fleck heiraten, ohne einen Paol Mitgift. Aber, aber —

So schwagte das schändliche Weib, und ich, dumme Kreatur, lasse mich beschwägen, bringe die beiden in einem anständigen Hause unter, kann mich indessen im übrigen nicht viel um sie kümmern — ich erzähle Euch wohl noch einmal, warum nicht. Denn damals lebte noch mein guter Mann, der in solchen Dingen sehr apart und rabiat war; und es war eben doch die Tochter der Dionizia Baldi! Nun, anfangs ging alles zum besten, und wenn ich die beiden sah, hatte ich meine Freude an dem jungen schönen Geschöpf. Sie ging fleißig mit der

Dahiel der Konvertit

.....
Ninetta zur Messe und Beichte und ein geistlicher Herr kam jeden Tag zu ihnen ins Haus. Aber noch fleißiger führte die Gebatterin sie im Corso und auf dem Monte Pincio spazieren, fuhr wohl gar mit ihr in die Villa Borgnese. Alsdann schalk ich wiederum, alsdann lamentierte wiederum die andere, alsdann ließ ich mich wiederum beschwätzen von dem schlechten Weibe. Und der Himmel hatte auch kein Einsehen!

Da fiel mein lieber Eheherr in seine lange Krankheit, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Kaum hatte ich ihn begraben lassen, als ich zu der Ninetta schickte: sie sollte sogleich mit der Elia zu mir kommen und bei mir bleiben. Aber das schändliche Weib ließ zurück sagen: sie und die Elia würden bleiben, wo sie wären und woselbst es ihnen beiden gar gut gefiele.

Ich also hin. Da wohnten die zwei, die Kupplerin und die Buhlerin, in einem überaus prächtigen Hause, welches einem Herzog oder einem Prinzen gehörte. Ich konnte nicht einmal zu ihnen hineinkommen. Das war ein Jammer.

Aber, was sollte ich tun?

Dreimal lief ich hin und dreimal ward ich schimpflich behandelt und in Schanden vor dem Hause stehen gelassen — viele Stunden lang!

Einmal traf ich die Elia auf der Straße, hing mich an sie, weinte bitterlich und bat sie inständigst, mit mir zu kommen. Gerade so hatte ich mich einstmals auf der Gasse an ihre Mutter gehangen und ihre Mutter gebeten. Aber wie die Mutter mich nicht gehört und nicht mit mir gekommen, gerade so die Tochter. Da ließ ich sie — wie ich die Mutter gelassen; da verdarb sie vollends — wie ihre Mutter vollends verdorben. Nur daß die Tochter am Leben blieb, während die Mutter sich freiwillig einem blutigen Tode übergeben.

Länger als ein Jahr sah und hörte ich nichts von der Elia. Plötzlich — vor zwei Wochen war es — kam sie zu mir.

Anstatt sie zu schmähren und zu verwünschen, mußte ich bei ihrem Anblick bitterlich weinen; sie war gar zu schön und dabei so schlecht und noch blutjung.

Da sie mich so herzlich weinen sah, setzte sie sich nieder, seufzte und sprach endlich: „Nicht wahr, Ihr kanntet meine Mutter?“

„Freilich kannte ich deine Mutter. Hätte dein Vater das an dir erlebt!“

Auf das hörte sie gar nicht. Am ganzen Leibe bebend fragte sie: „Nicht wahr, Ruhme, meine Mutter war nicht das gewesen, was ich bin?“

Was sollte ich dem armen Geschöpf darauf antworten? Ich konnte ihr doch nichts Schlechtes von ihrer eigenen Mutter sagen! Sie saß vor mir in einer solchen atemlosen Angst, als hinge ihr Leben von meiner Antwort ab. Ich fuhr fort zu schluchzen und sagte unter heftigen Tränen: „Nein, deine Mutter war eine wackere Frau.“

Da hättet Ihr dieses Gesicht sehen sollen; schier glücklich und ganz verklärt! Sie seufzte wiederum aus vollem Herzen, faltete die Hände, als ob sie beten wollte, sagte aber nur: „Meine Mutter! Ach, meine Mutter!“ Und nach einer Weile noch einmal nichts, als: „Mutter! Mutter!“

Ich trocknete eilig meine Tränen und fing an, eifrig in sie hinein zu reden; sie sollte an ihre Mutter denken, umkehren auf dem Wege des Lasters und — und was ich ihr eben alles sagte.

Aber denkt Euch, daß sie zu allem lächelte, ganz still und heimlich vor sich hin. Ich wollte bereits zornig werden und sie in aller ihrer Lasterhaftigkeit ihrem zeitlichen und ewigen Verderben überlassen, als sie in einem ganz besonderen Tone mit großer Feierlichkeit sagte: „Meine gute Tante, Buße hat ein anderer mir gepredigt. Nicht darum bin ich zu Euch gekommen, sondern um von Euch über meine Mutter zu hören. Denn mit der Ninetta kann ich darüber nicht reden; die darf einen solchen gerweihten Namen, wie den meiner Mutter, gar nicht in ihren schändlichen Mund nehmen. Nun habt Ihr mir's gesagt, nun kann alles noch gut werden.“

Damit stand sie auf, um wieder zu gehen. Ich wollte sie nicht fortlassen, bat und flehte, daß sie bliebe und der Sünde entsage. Sie erwiderte: „Sobald ich in Eurem reinen Hause bleiben darf, komme ich zu Euch und flehe Euch alsdann an, mich aufzunehmen. Heute ist dafür noch nicht Zeit. Vielleicht morgen schon.“

Darauf bat sie mich um einige Früchte aus meinem Wein-

Dahiel der Konvertit

berge: für einen jungen Mönch, der so gut und fromm und tugendhaft sei, daß er verdiene, von den Früchten des Paradieses zu genießen.

Nach drei Tagen kam sie wieder und ward von mir mit hellem Jubel begrüßt. Sie sagte jedoch: „Es ist auch heute noch nicht der Tag, von dem ich Euch gesagt habe; und ich komme nur, Euch nochmals zu bitten, mir von Euren Früchten zu schenken.“

Ich erkundigte mich: „Haben sie dem guten Jüngling geschmeckt?“

„Er hat sie gar nicht verzehrt; denn er war noch nicht wieder bei mir. Heute indessen kommt er gewiß. Bitte, gebt mir für ihn neue Früchte.“

Das tat ich.

Noch ein drittesmal kam sie und bat um Früchte: der Mönch sei immer noch nicht dagewesen; ich möchte Geduld mit ihr haben.

Endlich mußte wohl der rechte Tag gekommen sein, denn sie kam und brachte Euch her und blieb mit Euch bei mir.

Gleich in der ersten Stunde erzählte sie mir voller Freude: Ihr hättet von den Früchten gegessen und dieselben höchlich gelobt.

Ja, es ist ein wunderliches Geschöpf!“

* 8 *

Sie hatte einen solchen Jubel über mein gerettetes Leben, daß sie schließlich selber Freude daran empfand und dem Willen des Himmels fortan nicht länger Widerstand leistete. In der Sorgfalt für mich und der Pflege meiner schweren Wunde war sie von einer so lauterer Art, daß ich mich — auch wenn ich bedachte, was sie gewesen — solcher Samariterdienste gänzlich unwürdig fühlte. Ich mußte immer nur staunen, wie ihr Verlangen, mir Gutes zu erweisen, sie allerlei Dinge ersinnen ließ, welche mein Schmerzenslager mir beinahe in eine Freudenstätte verwandelten. So ließ ich denn die ehemalige Buhlerin Barmherzigkeit an mir üben, als könnte es gar nicht anders sein.

Ihre Tante hieß Filomela Gentili, und hatte ihre Stimme auch nicht gerade den süßen Wohlklang jener lieblichen Nacht-

* 207 *

Dahiel der Konvertit

.....
sängerinnen, deren Namen sie führte, so war sie doch eine überaus wackere Frau, mit einem mütterlichen Wesen gegen mich, welches mir häufig die Tränen in die Augen brachte.

Wenn die beiden Frauen am offenen Fenster saßen, durch welches der goldene Herbsttag bis zu meinem Bette leuchtete; wenn sie, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, munter plauderten, die Lauben dazu kamen, die Schwalben zwitschernd vor dem Fenster hin und her schossen und der Wind leise die glanzvollen Blätter bewegte, dazwischen die reisenden Trauben hingen — das war dann Frieden!

Noch immer war vom Kloster niemand gekommen, um nach mir zu sehen. Am zweiten Tage fragte ich noch jede Stunde darnach, am dritten bereits weniger, am vierten gar nicht mehr. Am fünften Tage dachte ich jede Stunde mit Angst und Schrecken: jetzt kommen sie, jetzt holen sie dich! Und ich atmete erleichtert auf, wenn der Tag vorüber und niemand gekommen war. Alsdann bemühte ich mich, weder zu fürchten noch zu hoffen, sondern gar nicht daran zu denken. Und jetzt war der Frieden um mich her noch einmal so friedlich und heilig.

Sora Filomela achtete darauf, daß Elia mir nicht immerwährend ihre Dienste erwies; sie schickte ihre Nichte in die Vigna daselbst irgend eine leichte Gartenarbeit zu verrichten, Früchte einzusammeln, Gemüse zu holen, Kräuter zu pflücken und zum Trocknen auf einen sonnigen Platz auszubreiten. Dergleichen kleine und anmutige Verrichtungen übten eine außerordentliche Wirkung auf die Donna aus und verstärkten den Eindruck von Jugend, Sittsamkeit und Bescheidenheit, den sowohl ihre Person als ihr Wesen von Tag zu Tag mehr machte. In ihren Augen brannte ein sanftes Feuer und ihre Lippen glühten beinahe so tief, wie sie geglüht hatten, da sie mit einer kirschroten Farbe bestrichen gewesen. Und wie kleidete sie das schlichte dunkle Gewand, mit keinem anderen Schmuck daran, als irgend einer schönen, leuchtenden Blüte vor der Brust.

Jedesmal, wenn die Donna in der Vigna war, kam die treffliche Sora Filomela zu mir, rückte einen Stuhl an mein Bett, legte die fetten weißen Hände in den Schoß, seufzte ein wenig und schwatzte ein reichliches. Aber ich hörte ihr gern zu.

Gewöhnlich war von Elelia die Rede: wie alles gewesen, wie alles geworden, wie alles werden sollte.

Ach, wie alles werden sollte?!

Ich meinte dann, das sei doch nicht gar so schwer zu sagen: die Donna verabscheute ihren einstmaligen schändlichen Lebenswandel von Herzen und die Donna befand sich bei ihrer Taute, der trefflichen Sora Filomela, die sie fortan nie mehr verlassen würde. Aber da war das Seufzen groß! Als ob damit genug getan sei! Ein so junges Ding mit heißem Blut und Zeit ihres Lebens bei einer einsamen alternden Witwe — das würde alles Gute, was sich ereignet hatte, wieder zunichte machen. Ja, für ein paar Jährchen möchte es angehen, aber alsdann — — Ich freilich meinte: das könnte das ganze Leben hindurch so fort-dauern. Das käme eben daher, weil ich eine solche christliche Unschuld wäre und so unmenschlich reinen Gemüts. Indessen — davon verstünde ich nichts.

Und so ging es weiter, daß ich ganz erschrocken war; weniger über den großen Unverstand, den ich haben sollte, als vielmehr darüber, daß es ausgemacht schien, die Tugend der Donna würde nur auf ein paar Jahre vorhalten. Ich fragte voller Angst, was denn daraus werden sollte, worauf die gute Dame von neuem ein gewaltiges Geseufze anhub: sie wisse es auch nicht, sie wisse nur, was sie wisse. Es wäre eben ein rechter Jammer; nämlich, daß gewisse Leute ein so ausbündig heiliges Leben führten. Andere wären auch fromm und gottesfürchtig, ohne deshalb so — nun eben so zu sein! Sie wollte deswegen keinen schelten, sondern jeden darum in Ehren halten; aber ein Jammer wäre es doch und obenein ein rechtes Unglück für das arme Geschöpf, die Elelia.

Erst in späterer Zeit habe ich begriffen, was die gute Frau mit diesen Reden meinte, und es treibt mir, wenn ich daran denke, noch heutiges Tages das Blut ins Gesicht, vor allem darum, daß selbst eine so treffliche Person, wie es die Sora Filomela in Wahrheit ist, einem Mann, der das Kleid Sankt Franziski trägt, dergleichen zumuten konnte, ohne es als Gotteslästerung und Schändung des Heiligen zu empfinden, sondern beinahe für eine natürliche und selbstverständliche Sache zu halten. Indessen bei

Dahiel der Konvertit

.....
jener Unterredung vermochte ich mir, wie ich berichtet habe, die Worte der wackeren Frau nicht zu deuten, scheute mich, sie zu befragen, drang dagegen von neuem in sie, mir zu sagen, was, ihrer Ansicht nach, imstande sei, ihre Nichte für Zeit ihres Lebens der Tugend und Sittsamkeit zu erhalten.

Da kam es heraus: „Verheiratet sie an einen wackern Mann.“

Über dieses Wort erschrak ich heftig. Denn ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein wahrhaft redlicher und braver Mann sich zu einer solchen Ehe verhalten würde, wo überhaupt ein redlicher und braver Mann für eine solche Ehefrau gefunden werden sollte. In meiner Verwirrung erwiderte ich: „Ich soll Eure Nichte an einen wackern Mann verheiraten? Wie vermag ich das zu tun? Auch redet ihr gerade, als ob Eure Nichte sich so ohne weiteres von mir verheiraten lassen würde.“

„Wenn Ihr es wolltet — ohne weiteres würde sie es tun, und das mit jedem, den Ihr für sie bestimmt. Dafür büрге ich Euch.“

Worauf ich mit großem Ernst entgegnete: „Gott verhüte, daß ich Euch das glauben müßte.“

Sie jedoch blieb dabei: „Wen Ihr der Clelia zum Mann gebt, den nimmt sie zum Mann.“

Meine Bestürzung wuchs, und ich fuhr fort, dagegen zu reden: wie ich überhaupt dazu käme, ein Mädchen zu verheiraten und gar die Clelia! Auch wußte ich keinen Mann für sie, vermöchte also in dieser befremdlichen Angelegenheit nichts zu tun.

Aber Sora Filomela wußte einen Mann für ihre Nichte; es war noch dazu ein wahrhaft redlicher, braver Mann, eigentlich noch ein Jüngling. Und so verliebt in die schöne Person!

„Wer ist es?“

Es war der gewisse Lorenzo Latini aus Subiaco, jener junge, wohlhabende Bürgersohn, der auf eigenem Weinberg lebte, weder Eltern noch Angehörige besaß und seit seiner Knabenzeit eine glühende Leidenschaft für die Clelia im Herzen trug. Sora Filomela hatte ihn mit eigenen Augen gesehen und sogleich großes Gefallen an ihm gefunden. Er war damals geradestwegs von Subiaco nach Rom gekommen, um die Clelia zu erstehen, gehärdete sich vor Liebe wie ein Verrückter, war indessen in allem übrigen ein überaus verständiger junger Mensch.

„Ihr müßt ihm schreiben, daß er jetzt die Clelia bekommen könnte, Ihr müßt es ihm sogleich schreiben; denn die Sache muß sogleich in Richtigkeit gebracht werden. Noch ist das Eisen heiß! Schmiedet das Eisen! Schreibt dem Terenzo! Schreibt ihm, er solle sogleich kommen und die Clelia zur Frau nehmen. Und ich sage Euch, er kommt sogleich und nimmt sie sich.“

„Weiß der junge Mensch, was sich mit der Clelia begeben hat, seitdem sie aus Subiaco fort ist?“

„Warum sollte er es nicht wissen?“

„Sonst müßte es ihm gesagt werden.“

„Wie?“

„Sonst müßtet Ihr oder ich müßte es ihm sagen.“

„Nun ja — freilich — das würde dann wohl nichts helfen. Aber er weiß es gewiß. Indessen — Ihr mögt es ihm schreiben.“

„Das muß ich. Ob er jedoch auch alsdann noch kommen wird —“

„Ich sage Euch, er kommt sogleich, er heiratet die Clelia sogleich. Wer so toll und verrückt vor Verliebtheit ist, wie dieser gute liebe Mensch, der kommt in solchen Dingen niemals recht zur Vernunft. Das haben die Heiligen so eingerichtet. Entweder er heiratet die Clelia, oder er bringt sie um. Eines von beiden gibt es nur für den Terenzo, und ich sage Euch: er heiratet sie lieber, als daß er sie umbringt, der treffliche junge Mann! Ach, mein lieber Bruder, Ihr kennt die Männer eben nicht, Gott segne Euch darum. Der Clelia ihre Mutter hätte sich unter zwanzig Männern einen aussuchen können, und das war gar die Dionizia Baldi! Heirateten die Modelle von der spanischen Treppe, die den reichen Malern und Steinmeßern ihre Schönheit verkaufen, etwa nicht? Und sind sie etwa viel besser, als meine liebe, arme Nichte, welche obenein die Tochter der Dionizia Baldi ist?! Ihr versteht eben nichts davon. Aber das tut nichts. Schreibt nur dem guten Terenzo, schreibt dem lieben Terenzo alles. Der gute, liebe Terenzo kommt sogleich, heiratet die Clelia sogleich, denn er ist ein herrlicher Jüngling.“

Nach dieser kräftigen Rede, welche die gute Frau um ihren Atem brachte, ging sie, ohne meine Erwiderung abzuwarten, und ließ mich in großer Verwirrung und Bestürzung zurück. Ich kannte

 jenen Jüngling nicht; da ich aber von ganzem Herzen sein Wohl und nicht sein Verderben wünschte, so versuchte ich mich mit aller Inbrunst in seine Lage zu versetzen, was sich für einen Diener der Kirche und Jünger Sankt Franziski wenig ziemte, da sich dabei mein Geist in allerlei Vorstellungen verlieren mußte, die sehr irdischer und sündhafter Natur waren. Indessen mir half der Gedanke an die Wiedergeburt der Donna, mir half das herrliche und erhabene Vorbild, welches Jesus Christus der Menschheit mit jener Maria Magdalena gegeben, mir half anderes aus meinem eigenen Herzen, was unaussprechlich ist.

Nachdem ich die ganze Nacht schlaflos gelegen, gelangte ich zu folgendem Entschlusse: Wäre ich jener Jüngling, ich würde die reuige Sünderin unbedingt zum Weib nehmen, sie lieben und achten, als hätte ich sie von ihrer Mutter als unberührte Jungfrau empfangen.

Ich nahm mir vor, bereits am nächsten Tag an den braven Terenzo zu schreiben.

* 9 *

Bevor ich jenes Schreiben verfaßte und Sora Filomela zum Absenden übergab, ereignete sich etwas mit dem armen Weib, der Clelia, das mir sehr zu Herzen ging, und davon ich, wie von allem anderen, berichten will.

Meine Jugend erholte sich auch von diesem Übel überaus schnell; bei der außerordentlichen Pflege, die man meinem Körper angedeihen ließ, heilte die Wunde rasch, und es ließ sich bereits die Zeit berechnen, wann dieselbe sich schließen würde.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung und Bekümmernis machte ich die Wahrnehmung, daß, je schneller ich mich kräftigte, um so stiller und bleicher ward die Donna. Ihre Munterkeit und ihr glückseliges Gebaren verschwanden nach und nach; mehr und mehr nahm sie ein schweres und müdes Wesen an, daß sie zu erkranken schien, während ich gesundete. So sehr mich diese neue Verwandlung betrübte, besprach ich dieselbe nicht mit der trefflichen Sora Filomela, wie auch diese darüber beharrlich zu mir schwieg; nur daß von Tag zu Tag ihre Seufzer zunahmen.

Ich sollte zu erstmal aus dem Bett aufstehen, was ich nur mit Mühe vollbringen konnte. Denn ich war immer noch herzlich schwach und wollte mir doch bei Anlegen meines Gewandes nicht helfen lassen. Als ich nun nach meiner Kutte verlangte, brachte mir Cora Filomela, was ich anziehen sollte: nicht mein Mönchsgewand, sondern ein vollkommen weltliches Kleid. Sie sagte: „Eure Kutte hat die Clelia aufbewahrt. Ihr könnt sie indessen unmöglich anziehen. Sie ist nämlich völlig von Eurem Blute getränkt und steif und hart wie eine Büffelhaut; überdies von dem Arzt, der Eure Wunde untersuchte und verband, von oben bis unten zerschnitten. Auch wird das absonderliche Geschöpf, meine Nichte, das blutige Gewand nicht herausgeben wollen; denn sie achtet es gleich einem Heiligtum. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie davor ihre Gebete verrichtete.“

Das war nun von der sonst so trefflichen Frau ebenso sündhaft wie töricht geredet, was ich ihr auch sagte. Nach einiger Überlegung entschloß ich mich jedoch, aus Not das weltliche Gewand anzuziehen; denn ich hatte bereits zur Genüge ersehen, daß ein Mönchskleid noch lange nicht den Mönch und Diener Gottes machte. Also bat ich die Donna, die Sachen in Gottes Namen niederzulegen. Sie tat es und verließ die Kammer.

Nun rührte es wahrscheinlich von meiner großen Schwäche her, daß ich mit einem über die Maßen bewegten Gemüt die einzelnen Stücke eines Kleides anlegte, welches ich doch für immer glaubte abgetan zu haben. Meine Hände zitterten heftig, meine Knie bogen sich unter mir, ein Schwindel ergriff mich. Nachdem ich mich erholt und meinen Anzug beendet hatte, war mir's, als kleidete ein spukhafter Leichnam sich an, mit Dingen, die einem Lebendigen gehörten. Doch da es vollbracht war, schien mir's, als lebte ich von neuem: nicht mehr als Bruder Angelikus, sondern als Dahiel Garfadi; denn auch die Lonsur war unter dem lockigen Haar verschwunden.

Nun ging ich aus der Kammer, wobei ich mich an den Wänden aufrecht halten mußte und trat aus dem Hause.

Die beiden Frauen befanden sich in dem Nebengange. Eine Menge herrlicher Trauben hing daran, und der Boden glühte von roten Nelken, welche die Laube zu beiden Seiten einfaßten.

.....
 Elia erblickte mich zuerst. Sie erbehte, erstickte einen Aufschrei, tat einige Schritte auf mich zu, blieb stehen, atmete heftig, preßte beide Hände gegen ihr Herz.

Bei dem Ausruf, den sie getan, hatte Sora Filomela sich gewendet und war sogleich in einen Strom von Tränen ausgebrochen. Sie schluchzte: „Maria, Gottesmutter, seid Ihr's denn wirklich? Der Bruder Angelikus! Wie Ihr ausschaut! So jung und so — Wenn Eure liebe Mutter Euch also sehen könnte! Ach, wie mich das rührt! Wie mich das rührt! Ihr müßt nämlich wissen, daß Ihr die Kleider meines Bruders Carlo tragt, des Vaters der Elia, der ein ebenso schöner und wackerer Jüngling gewesen wie Ihr. Gott beschütze und behüte Euch, daß Leben und Sterben Euch leichter werde als dem, dessen Kleider Ihr anhabt.“

In dieser Weise fuhr die gute Frau fort zu lamentieren und zu reden, was mich sehr angriff; auch konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Elia sah es, eilte zu mir, umfaßte mich und leitete mich zu einem Sessel. Als ich mich gesetzt hatte und auf das beste versorgt war, entfernte sich Sora Filomela, um sich im Hause nach Herzenslust auszuweiden und zu beten. Es geschah zum erstenmal, daß sie mich mit ihrer Nichte allein ließ, was uns beiden gar nicht recht zu sein schien; denn auch die Donna blieb stumm.

Ich saß aber in der Laube wie in einer wunderbaren, herrlichen Halle. Die sinkende Sonne durchleuchtete die Reben, welche bereits in den goldigen und purpurnen Farben des Herbstes prangten; über mir hingen die roten Trauben, als wären sie aus Rubinen gebildet, und zu meinen Füßen breitete sich ein blutroter Blütenteppich.

Vor mir, im Rahmen der herbstlichen Ranken, stieg in den reinen Äther eine lichte, gewaltige Kuppel auf — der Petersdom.

Unterdessen ich schweigend die schöne Welt betrachtete, war Elia hingekniet und pflückte von den Nelken lange Zweige ab, mit denen sie sich den Schoß füllte. Da sie bei dieser Beschäftigung den Kopf niederbeugte und das Gesicht abwandte, begann ich endlich, zu ihr zu reden; nicht sehr laut und mit möglichst ruhiger Stimme. Ich sagte ihr ungefähr folgendes: „Meine liebe Elia, was Ihr an mir getan habt, darüber vermag ich Euch nichts zu sagen; es würden doch nur Worte und eitel Schall sein. Ich

Dahiel der Konvertit

lebe wieder und lebe nicht ungern; denn Ihr habt mich gelehrt, daß das Leben eines Unglücklichen nicht gleich unnütz und wertlos zu sein braucht. Ich hoffte, Euch Gutes erweisen zu können, und es ist mir durch Euch Gutes erwiesen worden, was mir wie eine überaus herrliche Fügung erscheint. Nun werde ich bald von Euch gehen, Euch auch bei Eurer trefflichen Tante nicht leichten Herzens zurücklassend. Ich hörte daher gern von Euch, wie Ihr über alles denkt, da Ihr doch Euer altes Leben ebensowenig wieder beginnen könnt, als aus einem Schmetterlinge von neuem eine Raupe werden kann. So wollen wir denn die Zukunft miteinander besprechen, als ob wir in Wirklichkeit Bruder und Schwester wären.“

Ich schaute zwar über sie hinweg, gewahrte jedoch, daß sie aufgehört hatte, Blumen zu pflücken, und dasaß, beide Arme matt am Leibe niederhängend und den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sie gab mir keine Antwort und ich mußte meine Frage wiederholen: „Was wollt Ihr beginnen?“

Da wandte sie sich, ließ sich vor mir niederfallen; also, daß sie zugleich mit ihren Blumen hingeworfen mir zu Füßen lag und rief mit heißer Inbrunst: „Dich lieben!“

Entsetzt ergrieff mich bei diesen Worten; denn ich erkannte plötzlich, daß sie nicht aus Liebe zu Gott und dem Guten vom Wege des Lasters abgewichen war, sondern aus Leidenschaft für mich, den Mann und Diener Gottes. So schändlich dies war, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, sie deswegen anzuklagen und zu verdammen. Jedoch eine Traurigkeit überfiel mich und ein Jammer durchdrang mich, daß es mein Herz ärger traf, als jener Dolchstoß getan, und ich laut aufstöhnte. Sie aber lag vor mir, das Gesicht auf den Boden gedrückt, regungslos gleich einer Toten; und waren rings um sie her die roten Nelken gestreut.

Dem Himmel hätte ich gedankt mit aufgehobenen Händen, wäre sie so liegen geblieben und hätten wir sie mit den gebrochenen Blüten begraben können; denn in diesem Augenblick erschien mir dieses Weib gänzlich von Gott verlassen und bereits auf Erden unselig und verdammt.

Mit einer Klage um sie, als wäre sie wirklich schon gestorben und könne meine Stimme nicht mehr hören, rief ich: „O Clelia, Clelia, warum hast du dir das angetan?“

Dahiel der Konvertit

.....
Sie erhob sich langsam und mit großer Mühe, als wären von dem Fall ihre Glieder zerschmettert, schaute mich tränenlos an und sprach: „Ihr verachtet mich, die ich verworfen bin. Es soll anders auch gar nicht sein. Aber wenn Ihr mich fragt, was ich in diesem Leben beginnen will, so antworte ich Euch: Dich lieben! Dich lieben jede Stunde, dich lieben, so lange mein Leben währt, dich lieben noch nach dem Tode, dich lieben in Ewigkeit! Indessen, du brauchst davon gar nichts zu wissen. Das sage ich dir, damit du nicht denkst, meine Liebe zu dir sei von derselben Natur und Art, wie sie zu manchem andern Mann gewesen. Wer bin ich, daß meine Lippen jemals deine Lippen berühren dürften? Von meinem schändlichen Leibe sollst du frei bleiben.

Aber nun habe ich dich zu fragen: Was willst du beginnen?

Du gehst bald von mir — wohin gehst du?

Zurück in dein Kloster?

Tue es nicht! Lieber Bruder, tue es nicht! Ziehe dieses neue Kleid nicht wieder aus. Ich habe dich jetzt ganz erkannt und ich sage dir: du verdirbst, wenn du dahin zurückkehrst, von wo du gekommen bist. An Leib und Seele verdirbst du im Kloster!

Darum: wenn du ein reiner und heiliger Mensch bleiben, wenn du wahrhaft an Gott glauben, Gott wahrhaft lieben willst, wenn deine Seele dir als etwas Unsterbliches, Göttliches gilt — so kehre nicht ins Kloster zurück, so bleibe in diesem Kleid, so be-gehe die Todsünde, dein Gelübde zu brechen — so werde wieder ein freier Mensch.

Ich habe dich belogen, ich bin nicht in dein Kloster gegangen, den Mönchen Nachricht von dir zu bringen.

Aber ich bin in dem Spital gewesen, wohin sie dich zuerst ge-tragen, und habe dort ausgesagt: du siehst an deiner Wunde gestor-ben und ich hätte dich begraben lassen. Ich zeigte ihnen den Toten-schein, den mir der Arzt über dich ausgestellt, und bat sie, das Papier nach deinem Kloster zu senden.

Das haben sie getan.

Der Bruder Angelikus ist also tot.

Damit du nun nicht denkst, ich hätte das alles um meinet-willen getan: um dich für mich zu gewinnen, so magst du über

mein Leben bestimmen und es ewig von dem deinen scheiden. Ich weiß, daß es dir schwer fällt, das Wort auszusprechen, und nehme es dir daher von den Lippen. Wohl, ich gehorsame dir und werde eine Braut des Himmels, sobald du aufhörst, ein Bräutigam der Kirche zu sein. Bestimme, wann ich mich in einem Kloster melden soll.“

Ich erwiderte: „Niemals.“

„Und du, was tust du?“

„Zunächst bleibe ich noch.“

„Und später?“

„Das sollst du später erfahren.“

Sie sagte nichts mehr, sammelte die Blumen vom Boden und wand daraus für das Muttergottesbild neben der Lür einen Kranz.

Aber an der Liebe dieses Weibes erkannte ich in jener Stunde dich, Herr, Herr! Ich erkannte, daß du in dem Herzen dieses Weibes wirktest und lebendig warst, indem du das Herz der reuigen Zuhlerin so mit deinem Wesen erfülltest, daß mir dieses Weib ehrwürdig und beinahe heilig erschien.

Um nächsten Tag verfaßte ich in meiner Kammer das Schreiben an den gewissen Lorenzo Latini in Subiaco. Alsdann las ich den Brief Gora Filorziela vor, versiegelte ihn und übergab ihn ihr zur Besorgung. Ich sagte ihr, daß ich so lange bleiben würde, bis aus Subiaco entweder eine Antwort oder der junge Mensch selber eingetroffen wäre. Das konnte, meiner Berechnung nach, in spätestens fünf Tagen der Fall sein.

Vor Elia verhehlten wir einstweilen noch das Schreiben, sowie auch unsere Absicht, gegen welche ich länger nicht die geringsten Bedenken hatte, wie ich denn vornehmlich deswegen den jungen Menschen erwarten wollte, um mit ihm über die Tugend und Würdigkeit der von ihm geliebten Person recht ernsthaft und eindringlich zu reden. Erst nachdem dieses geschehen, erst nachdem ich den verliebten Menschen Elias würdig befunden, wollte ich mit dieser sprechen und sie mit der ganzen Macht meiner Bruderliebe zu bestimmen suchen, das ehrsame Weib eines ehrsamem Mannes zu werden.

Ich war bereits dermaßen wieder bei Kräften, daß ich im Hause und im Freien umhergehen konnte, allerdings nur langsam und von einem starken Arm gestützt. Sora Filomela wollte auf diesen Gängen mein Stab sein, doch ich bat ihre Nichte um solchen Liebesdienst. So wandelten wir denn in den herrlichen Herbsttagen vielfach durch die Vigna, meistens zu zweien; denn es waren die schönen Tage der Weinlese und Sora Filomela hatte nach ihren Winzern zu schauen. Auch wir taten die festliche und fröhliche Arbeit gern mit, suchten eifrig nach den herrlichsten Früchten, die wir sorgsam abnahmen, in kleinen Körben zu einer besonderen Kufe trugen und besonders kelteru ließen.

Es ist nicht zu sagen, von welchem Glanz und welcher Freudigkeit in jenen Tagen die Welt war, sowohl die Natur als die Herzen der Menschen.

Rings um die Vigna der Sora Filomela, die, wie bereits berichtet, am Berge Mario unterhalb der Villa Madama liegt, erstreckten sich die reichsten Weingärten, woselbst in jenen monnigen Tagen überall geerntet wurde. Von einem Feld zum anderen ertönten Gesänge und quollen aus den Reben die Lieder der Winzer, wie aus den Büschen die Stimmen der Vögel. Dazwischen ertönten die rasselnden Tambourins und überall dort, wo diese heidnische Musik die Gemüter allzu heftig bewegte, begannen Winzer und Winzerinnen ohne weiteres den wilden Saltarello aufzuführen, wobei manche das schwere Gefäß voll Trauben, das sie gerade trugen, gar nicht vom Kopfe herabnahmen. Wollte aber einer von ihnen seine besondere Kunst zeigen, so sprang und drehte er sich, hüpfend und wirbelnd, beide Arme gegen die Hüfte gestemmt.

Nachmittags wanderten unter Spiel und Gesang viele Römer aus der Stadt in die Weinberge ihrer Freunde und Verwandten, Mädchen und Frauen bunt aufgepußt. Oder sie kamen angezogen auf Ochsenkarren, welche grüne Gewinde bekränzten, mit bunten Bändern durchflochten. So festlich und fröhlich sah

Dahiel der Konvertit

man es auf allen Wegen zwischen den Hecken und Weinfeldern heranwimmeln. Bevor es nur recht Nacht geworden, flogen tausend die Raketen auf, sich hoch in der Luft in einem Feuerregen entladend, stiegen gewaltige Strahlensäulen und Feuerfarben, kreisten Sonnen, Monde und Sterne; und die griechischen Lichter überfluteten die bewaldeten Hügel, die heiteren Rebensfelder und den öden Strand des nahen Liberstromes, bald mit blauem und grünem, bald mit rotem und weißem Glanze. Oder es schien der Berg sich zu öffnen und unter donnerähnlichem Krachen Flammen auszuspeien.

Wir schauten alles, hörten das Freudengeschrei, die Gesänge und die Musik, und ich konnte mir nicht verwehren, mich von Herzen darüber zu erfreuen und zu erquicken, daß bei so vielem Leid auf der Welt immer noch so viele Freude unter den Menschen war. Und ich dankte Gott dafür; denn es erschien mir als eine große Barmherzigkeit des Schöpfers gegen seine Geschöpfe.

Ich äußerte von meinen Empfindungen einiges zu Elelia; diese jedoch stimmte mir nicht bei und bezeigte mehr und mehr eine tiefe Unlust, ja einen Widerwillen gegen das Leben, was sie jedoch ohne jede Bitterkeit aussprach, mit einer Gelassenheit, als sei von den geringfügigsten Dingen die Rede. Sonst erfuhr ich nichts von dem, was in ihrer Seele vorging, vermochte es mir auch nicht zu denken. Unser Verkehr miteinander war überaus friedlicher Art, ruhig und liebevoll.

Den größten Teil des Tages und des Abends brachten wir in dem Nebengange zu, woselbst Gora Silomela sich häufig zu uns gesellte und uns mit diesem und jenem zu unterhalten und aufzuheitern pflegte, gewöhnlich mit einem Geschichtchen aus der Vigna oder von den lieben Nachbarn, mit denen die wackere Frau übrigens unsererwegen allen Verkehr abgebrochen hatte. Geriet die Treffliche ins Plaudern, so setzte sich Elelia auf einen Schemel, hielt die Hände im Schoß und schaute abwesenden Geistes vor sich nieder. Sprach ihre Lante sie einmal unvermutet an, so fuhr sie erschrocken zusammen und erwiderte vertvoren.

Einmal saß sie auch so da, am Boden kauend, Gora Silomela wurde abberufen und Elelia begann mich zum erstenmal

nach allerlei Dingen aus meinem Leben zu fragen: ob meine Eltern noch lebten, ob ich Geschwister hätte und ob ich jemals ein Mädchen lieb gehabt. Ich antwortete ihr gelassen: Meine Eltern wären Juden, die im römischen Ghetto lebten, ich sei meiner Eltern einziger Sohn und hätte als Jude ein jüdisches Mädchen lieb gehabt. Sie war totenblaß geworden, schaute mir mit namenloser Trauer steif in die Augen und sagte alsdann zu mir dieselben Worte, die ich jüngst zu ihr gesprochen: „Warum hast du dir das angetan?!“

Wie aber hätte ich ihr das erklären sollen? Ich schwieg also. Bald darauf stand sie auf und ging davon, und ich sah sie an jenem Tag bis zum Abend nicht wieder.

Nie wieder fragte sie mich nach meinem Leben, schien plötzlich Scheu vor mir zu empfinden und vermied es fortan, mit mir allein zu sein.

Es war am sechsten Tag nach Absendung meines Briefes an den jungen Terenzo. Sora Filomelas breites, hübsches Gesicht zeigte immer aufgeregtere Mienen; sie lief im Haus und in der Vigna ängstlich hin und her, schaute jeden Augenblick ausspähend auf den Weg, der vom Ponte Molle längs des Flusses zum Mario führt, und kam vor lauter Erwartung, Unruhe und Seufzen nicht einmal mehr zum Schwagen.

Auch mir erging es indessen nicht viel besser. Ich wartete sehnlichst auf einen Brief aus Subiaco und noch sehnlicher auf die Ankunft des jungen Menschen, vergeblich mit mir zu Räte gehend, was geschehen sollte, wenn der Liebhaber nicht käme, er also die Geliebte verschmähte.

Am Abend jenes sechsten Tages war schlechtes Wetter eingetreten, wir saßen zusammen in der Halle bei der Lampe und ich erzählte den beiden Frauen aus dem Leben Sanct Franziski: wie der Heilige als Jüngling zu Assisi seine Eltern verlassen, fortan allein dem Herrn angehört und so göttlich gewesen, daß er —

Da traf mich ein Blick Elias, der mich verwirrte und mitten im Satze stocken machte.

Also schwieg ich; und wir saßen noch stumm, als das Geräusch des heftig strömenden Regens von hastigen Schritten

Dahiel der Konvertit

überfönt wurde. Es pochte an die Thür, aber ehe noch Sora Filomela gerufen, wer da wäre, wurde die Thür aufgerissen und mit Ungeflüm trat ein junger Mensch herein, bei dessen Anblick die Frau in die Höhe fuhr, wie im höchsten Erstaunen die Hände zusammenschlug und mit schriller Stimme rief: „Terrenzo Latini, ist's möglich? Wo kommt Ihr her? So spät und bei solchem Wetter! Kommt Ihr aus Subiaco? Ist das eine Überraschung! Seid uns willkommen! Aber so tretet doch näher! Seht, da ist auch die Clelia, mit der Ihr gespielt habt. Seid uns von ganzem Herzen willkommen! Die Clelia hat Euch gewiß nicht vergessen. Aber was steht Ihr so an der Thür? Und dieses ist unser lieber, frommer Bruder Angelikus, der seine Kutte abgetan, weil sie von seinem Blute gänzlich verdorben ist. Kommt doch näher! Ihr könnt ihm auch in diesem Kleide die Hand küssen; denn er ist ein gar gottesfürchtiger, tugendreicher Jüngling, der einstmals, wenn nicht Papst, so doch sicher ein Heiliger werden wird. — Wie geht es Euch, guter Sor Terrenzo? Und wie steht's in Eurer Vigna? Daß Ihr zu dieser Zeit abkommen konntet! Aber so setzt Euch doch: ich backe Euch gleich eine Frittata. Es ist auch Thunfisch im Haus.“

Diese schöne und merkwürdige Rede hielt die treffliche Sora Filomela mit erstaunlicher Fertigkeit ihrer lieben christlichen Zunge. Dabei stellte sie den Fiasco auf den Tisch, schleppte Brot, Früchte, Schinken herbei, schwazte und schwazte.

Unterdessen betrachtete ich mir den jungen Menschen, der noch immer an der Thür stand und, statt auf die Donna zu blicken, unverwandt vor sich hin schaute, was mir gar nicht an ihm behagte. Sonst gefiel er mir recht wohl. Auch war er von überaus stattlicher Gestalt, hoch und schlank, mit braunem, schönem Gesicht, wie man denn überhaupt den Cabinern große Wohlgestalt und Schönheit zuspricht. Er trug den langen schwarzen Mantel der römischen Landleute, der vom Regen durchnäßt war und den Sora Filomela ihm jetzt voller Besessenheit von den Schultern nahm, wobei ich hörte, wie sie ihm zuraunte: „Sagt Ihr nichts von dem Brief.“

Aber der junge Mensch achtete gar nicht auf die wackere Frau. Er schaute jetzt auf, zu Clelia hinüber, wurde plötzlich

ganz sahl im Gesicht, begann zu zittern; seine Augen glühten wie im Fieber, so daß ich ihn plötzlich erkrankt glaubte. Wie nun auch ich Clelia ansah, erkannte ich gleich, daß sie alles erraten hatte und von unserer Absicht vollkommen unterrichtet war. Denn sie sah mich an, wie sie mich angesehen hatte, als sie von mir erfahren, ich sei ein Jude gewesen und hätte Vater und Mutter verleugnet. Es sprachen ihre Augen auch diesmal zu mir: „Warum hast du dir das angetan?“

Sie hatte bis dahin gefessen; jetzt stand sie auf, trat einige Schritte auf ihren Landsmann zu, grüßte ihn gelassen und sagte: „Wie steht's in Subiaco? Was macht Euer Freund, der junge Ignazio Feretti, welcher vor drei Jahren eines Sonntags vor dem Dome die Teresa Leani erstochen, weil dieses schöne und sittsame Mädchen, mit dem er verlobt war, sich von einem andern hatte ein seidenes Halstuch schenken lassen? Befindet er sich immer noch auf der Galeere, der arme, junge Mensch?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, zu ihrer Tante gewendet: „Mich schmerzt mein Kopf. Was Lorenzo mir zu sagen hat, mag er mit morgen austrichten, wenn er sich über Nacht nicht eines andern und bessern besonnen.“

Damit verließ sie die Halle, ihre Tante, die mit ihr gehen wollte, an der Türe zurückweisend.

Unter mächtigem Seufzen kam Sora Filomela zu uns zurück, nötigte den jungen Sabiner an den Tisch, rückte darauf noch einmal alles zurecht und begann über ihre Nichte zu lamentieren: „Es ist eben ein gar zu wunderliches Geschöpf! Kein Mensch kann aus der Flug werden! Zum Beispiel diesen Abend. Wie oft hat sie mir von diesem Lorenzo erzählt, von ihrem lieben Lorenzo, ihrem Herzensfreund und Jugendgefährten. Und wie ist sie soeben gewesen! Dabei freut sie sich sicher von ganzem Herzen, daß Ihr gekommen seid und daß sie Euch wiedergesehen hat. Freilich — sie schämt sich vor Euch. Das ist auch ganz recht und in der Ordnung, das gehört sich so. Wie es früher gewesen, kann es freilich nicht mehr sein. Damit ist es aus. Ihr tåtet ganz recht, Euch gar nicht mehr um sie zu kümmern. Stellt Euch vor: es gibt immer noch Männer, die sie heiraten möchten und das wie gern! Sie brauchte nur einen zu wollen.“

Dahiel der Konvertit

.....
Aber sie will keinen. Ist es zu glauben? Ich meine aber, sie denkt immerfort an einen, dem sie einst lieb gewesen und der sie jetzt von Herzen verachtet. — Ganz recht tåtet Ihr, mein wackerer Lorenzo, wenn Ihr Euch eine andere zur Frau nåhmt. Allerdings — eine so schöne wie die Clelia bekommt Ihr doch nicht wieder. Dafür aber eine Jugendhafte! Jugend ist mehr als Schönheit. Seht nur zu, daß die Cure es nicht treibt, wie so viele es treiben: vor der Hochzeit getreu, nach der Hochzeit — Nun, Ihr versteht. — Ja, die Clelia! Um die ist's ein Jammer. Wer aber ist schuld daran? Ich will ihn nicht nennen. Ach, warum habt Ihr sie fortgehen lassen mit dem schändlichen Weibe, der Ninetta? Dadurch ist alles Unheil gekommen, dadurch allein! Damals war sie rein wie die heilige Jungfrau selber und damals hat sie Euch im Herzen getragen — einzig und allein Euch! Ach, warum habt Ihr sie nicht lieber erstochen, als sie in Rom bei der Ninetta zu lassen? Gott sei Euch gnädig! Erst als Ihr fort wart und nicht wieder kamt, hat die Sünde angefangen. Sie hat lange genug auf Euch gewartet, das arme Ding. Dabei so schön, so blutjung, so unerfahren! Und die vielen schlechten, schlechten Menschen. Und die verdammte Rupplerin, die Ninetta! Einen Herzog hätte sie ja gewiß schon damals heiraten können, aber sie — Nun, Gott stehe Euch bei, mein guter Lorenzo! Denn jetzt — welches Unglück, welches Herzeleid, welcher Jammer! Ach ja und jetzt — diese Reue, diese Scham! Heilige Agnes und Cäcilia! Und jetzt — diese Jugend! Dort steht der frmmste und reinste Jüngling von Rom, den fragt. Am liebsten tte sie eine Wallfahrt nach der Casa Santa in Loreto mit bloßen Füßen, das arme, schöne Geschöpf! Dort steht der gottesfrchtigste Mann im Kirchenstaat, von dem laßt es Euch sagen. Aber es ist nicht zu sagen! Bleibt hier, mein guter Lorenzo, seht sie alle Tage, mein wackerer Lorenzo, seht es alle Tage selbst mit an. Ich sage Euch: sie lebt wie eine zukünftige Heilige. Und ich sage Euch: bleibt hier, seht es selbst! Indessen: ich weiß, Ihr seid nur gekommen, um sie zu beschimpfen, zu mißhandeln, zu erstechen, und wenn Ihr das getan habt, werdet Ihr Eurer Wege gehen, werdet Ihr eine andere zur Frau nehmen; aber ich sage Euch —“

Über sie sagte nichts mehr, die treffliche Frau; sie brach in eine Flut von Tränen aus, stürzte laut heulend aus der Halle und wir vernahmen noch lange Zeit ihr Stöhnen, Schluchzen und Jammern.

Ich wußte nicht, was größer war: meine Verwirrung dem jungen Sabiner gegenüber, mit dem ich mich plötzlich allein befand, oder meine Scham über die heillosen Reden der sonst so trefflichen Frau.

Ich hatte, während sie gesprochen, nicht gewagt, aufzuschauen, aus Furcht, einem Blick des Jünglings zu begegnen. Als ich das endlich tat, sah ich den jungen Menschen noch auf demselben Platze stehen und steif vor sich niederschauen. Ich gewahrte jedoch, daß in der Seele des Verliebten ein heftiger Kampf vorging. Daran mochte sowohl mein Brief als auch nicht minder die lange Reise, das Wiedersehen mit Clelia, die törichte Rede der sonst so vortrefflichen Sora Filomela die Schuld tragen. Mit einem Wort: er dauerte mich.

Von dieser und von anderen heftigen Empfindungen getrieben, schickte ich mich zu einer Unterredung mit ihm an. Aber ich hatte kaum begonnen, als er mir wütend ins Wort fiel: „Also Ihr seid der, welcher mir den Brief geschrieben?“

Ich bejahte und bat ihn, mich mit Ruhe anzuhören. Er wollte wiederum unbändig auffahren, tat sich jedoch Gewalt an und ließ mich ruhig reden, was ihn Mühe genug zu kosten schien. Aber je eifriger ich für die Tugend seiner Geliebten sprach, um so finsterner wurden seine Mienen, was ich mir gar nicht zu deuten vermochte. Als ich schließlich nichts mehr zu sagen wußte und verstummte, trat er vor mich hin: „Ob ich nun zu Ende gesprochen?“ — wobei er mich anblickte, als möchte er mir am liebsten ein Messer in die Brust stoßen. Darauf sagte er: „Hört, Bruder! ein solcher seid Ihr doch wohl, trotz Eurer weltlichen Kleidung — hört, Bruder: wenn in meinem Heimatlande ein Mönch oder Priester über die Tugend einer Frau oder Jungfrau ein großes Gerede anhebt, so weiß jedermann, daß das Weib mit Leib und Seele des Teufels ist und kein redlicher Jüngling wird ein solches Geschöpf zur Frau nehmen. Nun weiß ich längst, daß die Clelia ein schändliches Leben geführt hat, und wenn ich trotzdem in

 meinem Herzen nicht von ihr lassen kann, so ist das für mich
 Schmach und Schande genug, geht indessen keinen von euch
 etwas an. Nun seht: als ich Euren Brief erhielt, bin ich in der
 nämlichen Stunde aus Subiaco Hals über Kopf fortgeritten —
 bis nach Rom vor die Porta del Popolo! Und vor der Porta
 del Popolo bin ich umgekehrt und Hals über Kopf wieder nach
 Hause geritten. Und jetzt stehe ich dennoch vor Euch, der Ihr mir
 die Clelia, welcher ich gut bin, seit ich denken kann, verkuppeln
 wollt. Und ich sage Euch: trotz ihrer einstmaligen Berruchttheit
 würde ich die Clelia zum Weibe nehmen und an nichts an-
 deres denken, als daß sie nun mir gehöre, mir allein! Solches
 würde ich indessen von meinem Weibe nicht glauben können,
 wenn ich wüßte, daß dieses durch einen Mönch — durch Euch
 in ihrem tugendhaften Lebenswandel bestärkt und erhalten würde.
 Ja, mir wäre ebenso lieb, mein Weib setze ihren schändlichen
 Lebenswandel mit diesem und jenem fort, als daß sie mit Euch
 betete. Und deshalb, weil die Clelia Eure gute Freundin ist,
 mag sie es bleiben und mit Euch zusammen verdammt sein.
 Euch und ihr das zu sagen, bin ich binnen sechs Tagen zum
 zweiftenmal nach Rom gekommen und werde nun zum zweiften-
 mal nach Subiaco zurückkehren.“

Ach, das bereitete mir großen Kummer! Es war auch dieses-
 mal weniger die üble Meinung, die der junge Sabiner von
 mir und meinem Umgang mit seiner Geliebten hatte, als viel-
 mehr, daß ich auch bei diesem jungen und nicht schlechten Men-
 schen auf eine so unsägliche Verachtung der Geistlichkeit stoßen
 mußte. Ich versuchte, ihn zu belehren, mußte jedoch einsehen,
 daß der Jüngling sich gar keine Vorstellung davon machen
 konnte, wie ein Mönch oder Priester, der doch dem Himmel das
 Gelübde der Keuschheit getan, dasselbe auch halten könne. Zu-
 gleich mußte ich mir sagen: die Gedanken dieses jungen Men-
 schen über den Lebenswandel eines Priesters sind die Gedanken
 des ganzen Volkes. Als er sodann meine tiefe Bekümmernis und
 Entrüstung über seine schändliche Meinung wahrte, verstand
 er diese Empfindungen gar nicht, bezeugte darüber großes Er-
 staunen und versicherte mir: er wisse es nun einmal nicht anders,
 als daß einem Priester von der Kirche selbst ein Liebchen ge-

Dahiel der Konvertit

währt werde — freilich nur eines. Seinen heidnischen Reden nach, schien er der Ansicht zu sein, ich wollte ihm seine Geliebte verkuppeln, darauf in das Franziskanerkloster zu Subiaco eintreten und nebenbei in aller Gemächlichkeit mit seiner Ehefrau als deren zweiter Gatte leben. — Der junge Mensch, in seiner wütenden Leidenschaft und Eifersucht, die ihn ganz sinnlos machte, tobte noch gegen mich, als die Lüre sich öffnete und Elelia in die Halle trat, zum Erschrecken blaß anzusehen. Da erst fiel mir ein, daß der Sabiner überlaut gesprochen hatte und sie in ihrer Kammer alles mit angehört haben mußte. Sie ging, ohne mich anzusehen, auf den Jüngling zu und sprach sanften Tones: „Terenzo, du Freund und Gefährte meiner Kindheit, ich sage dir, wie du von mir nicht Übles genug denken kannst, so kannst du von diesem nicht Gutes genug denken. Du kennst ihn eben nicht. Siehe, dieser hat ein Mädchen lieb, von welchem er in seinem Herzen ebensowenig lassen kann, wie du von mir, die ich doch ein so schändliches Geschöpf gewesen. Und siehe, Terenzo — ich liebe diesen Jüngling, der allein es war, welcher mich zur Tugend zurückgeführt hat; ich liebe ihn dermaßen, daß ich in meiner Seele keinen anderen Gedanken haben kann als an ihn. Auch das mußt du noch wissen, nämlich: daß ich zu dieses Jünglings Füßen gelegen bin und ihn angefleht habe, mich aufzuheben und mit mir zu tun, wie es ihm beliebte. Aber er verschmähte mich, weshalb ich ihm nur um so mehr angehöre und vor ihm stehe, siehe, mit aufgehobenen Händen.“

Sie schwieg und es herrschte in dem Gemach eine tiefe, schier feierliche Stille. Doch mochte ich nicht aufblicken, um nicht die erhobenen Hände Elias sehen zu müssen. In jener Stunde empfand ich, daß man sich auch seiner Tugend schämen kann.

Wiederum nur zu ihrem einstmaligen Gefährten sprechend, fuhr sie fort: „Aber jetzt bitte ich dich, uns eine kleine Weile miteinander allein zu lassen, da ich mich mit ihm zu bereden habe. Gehe unterdessen zu meiner Tante.“

Und wirklich — er ging! Ohne ein Wort dagegen zu sprechen, verließ er leise das Zimmer.

Elelia sagte: „Ich werde Euch gehorsamen und ich verspreche Euch, dem guten Menschen, der uns soeben verlassen hat, ein

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

getreues Weib zu sein; auch redlich zu versuchen, alle meine Sünden, die ich mit anderen verübte, an diesem einen zu sühnen. Also soll es mit mir geschehen. Aber wie mit Euch? Denn seitdem ich von Euch erfahren, daß Ihr ein Jude waret und Euren Glauben abgeschworen habt, weiß ich für Euch nichts anderes auf Erden, als wieder in Euer Kloster zurückzukehren und für immer darin zu bleiben, weil es Euch sonst von Sinnen bringen müßte. Ihr wißt, warum. Oder — habe ich unrecht?“

Ich erwiderte: „Ihr habt recht, Ihr habt ganz recht. Ich danke Euch.“

Sie fragte: „Wann geht Ihr?“

„Morgen.“

„So will ich noch heute dem Terenzo sagen, daß ich ihm angehöre.“

Und wir gingen zusammen zu ihm.

★ I I ★

Ich hatte die Verlobten mit der trefflichen Sora Filomela allein gelassen und mich in meine Kammer begeben, um in der Stille der Nacht auch in meinem Gemüte still zu werden und mich auf den nächsten Tag vorzubereiten, an welchem ich für das Kloster vom Tode auferstehen sollte — ach und wie gern, wenn es zu einem neuen christlichen und wahrhaft gläubigen Leben geschehen könnte! Denn meine Sehnsucht nach dem wahren Glauben und dem wahren Christentum hatte ein jeder Tag genährt.

Ich öffnete das Fenster und freute mich der schönen Nacht. Der Regen hatte aufgehört, der Mond war aus den Wolken getreten; und es hingen alle Blätter voll funkelnder Tropfen, als ob die Schöpfung heimlich in der Nacht geweint habe, gleich einem kummerbelasteten Menschen.

Da wurde an meine Tür geklopft. Es war die treffliche Sora Filomela, die sich noch einmal nach mir umschauen wollte, besorgt, daß ich sie so schnell verlassen hatte. Sie setzte sich, machte zunächst ihrem vollen Herzen durch endloses Seufzen Luft, weinte ein wenig und sprach: „Ich habe es immer gesagt, dieser Sabiner ist ein wackerer junger Mensch. Heilige Mutter Gottes,

★ 227 ★

Dahiel der Konvertit

und so verliebt! Auf die Kniee ist er vor ihr gefallen in seiner Glückseligkeit. Und wie er Euch verehrt! Mit dem könnt Ihr fortan auch beginnen, was Ihr wollt; dafür soll er aber die Clelia mit einer Mitgift bekommen, als nähme er eine Signora zur Frau. Von ihrem eigenen Gut will sie kein Stücklein behalten; nur das Gewand, das sie anhat. Sie wird mit Euch noch darüber reden. Ihr Verlobter will, was sie will, der brave junge Mensch! Zur Nacht habe ich ihn fortgeschickt. Es ziemt sich nicht, daß Braut und Bräutigam in einem Hause schlafen. Morgen in aller Frühe will er wieder da sein, gewiß mit den schönsten Geschenken; denn er ist ein lieber und gescheiter Jüngling. Der Herr segne ihn.“

Ich fragte: „Und Clelia?“

„Ist sanft wie eine Taube. Das gibt sich alles. Sie liegt wohl schon zu Bett und — was gilt die Wette — diese Nacht weint und seufzt sie noch und möchte am liebsten ins kühle Grab und den blaffen Tod zum Bräutigam, und morgen Nacht schon träumt sie von ihrem Verlobten; und ist sie erst seine Frau und hat sie ihm erst ein Kind geboren, so sind ihre Seele und ihr Leib wie reines Wasser, darin der Himmel sich mit Sonne, Mond und Sternen spiegelt. Ihr größter Kummer mag sein, daß Ihr sie nicht mit dem Lorenzo zusammengeben könnt. Deswegen soll es auch auf der Hochzeit gar ernsthaft zugehen; nicht einmal ein ansehnliches Mahl darf ich den jungen Eheleuten bereiten. — Ach, und Ihr wollt morgen wirklich fort?“

„Ja.“

„Ach, mein lieber Bruder Angelikus, betet nur ja recht treulich für unsere armen Seelen. Denn derjenige, für den Ihr betet, der springt gewißlich in die ewige Seligkeit nur so hinein. Ach, mein lieber armer Bruder Angelikus — —“

Sie wollte von neuem zu seufzen beginnen; ich ließ es indessen nicht dazu kommen, sondern sagte: „Ihr wolltet mir die Geschichte von Clelias Eltern erzählen; nun gehe ich aber bereits morgen fort, deswegen hörte ich diese Erzählung gern noch heute aus Eurem Munde.“

Dazu war die treffliche Frau auch sogleich bereit und sie begann: „Meine Eltern, welche Antonio und Maddalena di Tomaso

.....
 hießen, waren Römer, ehrliche und ansehnliche Leute. Denn diese treffliche Bigna gehörte bereits dem Großvater meiner Mutter; und sie versorgte die Familie das ganze Jahr über mit Öl und Wein, mit Gemüsen und Früchten. Was wir selber nicht verzehrten, wurde zu guten Preisen an einen Händler abgegeben, und es tat mein braver Vater manchen Scudo beiseite, für die schlechten Zeiten, wißt Ihr.

Diese blieben denn auch nicht aus; aber sie waren anders, als mein Vater sie sich gedacht, und seine blanken Scudi konnten ihm dabei wenig helfen.

Ich und mein Bruder waren nämlich unserer Eltern einzige Kinder und mein Bruder Carlo war ein gar munterer, feuriger und schöner Jüngling, meines Vaters Stolz und Hoffnung. Ihm sollte dermaleinst dieser reiche Weinberg zufallen und auch sonst noch manches Stück des Ersparten. Da geriet der arme Knabe in eine gänzlich maßlose Leidenschaft zu einem überaus schönen und überaus schändlichen Weibe: Dionizia Baldi, aus dem sabinischen Städtlein Olevano, welches über Palestrina hinaus gelegen ist.

Diese Dionizia war nach Rom gekommen, um daselbst ihre schöne Gestalt und ihr schönes Antlitz abmalen zu lassen; das soll sie nur darum getan haben, weil sie an ihrer übergroßen Schönheit solche Freude gehabt, daß sie dieselbe vor allen Menschen leuchten lassen wollte, gleich dem Licht der Sonne, welcher sündhafte Stolz denn auch vom Himmel schrecklich bestraft worden ist.

Nun kommen aus den Städten vom Gebirge her jedes Jahr gar viele Mädchen und Frauen, um eines solchen schändlichen Erwerbes willen nach Rom. Hier stellen sie sich an der spanischen Treppe auf, woselbst sie sich von den Künstlern betrachten lassen, als wären sie Bestien und so lange stehen bleiben, bis einer kommt, der sie nimmt. Damit verdienen sie mehr, als wenn sie in ihrer Heimat zur redlichen Arbeit in die Bignen und Oliveten gingen, oder Seidenwürmer zögen, oder fleißig bei ihrer Spindel wären.

Mit der Dionizia Baldi verhielt es sich indessen vollkommen anders, obgleich sie eine Waise war und arm wie eine Ciocciara.

Sie tat nämlich alles lediglich ihrer Schönheit zuliebe und nichts für Geld. Man erzählte sich, daß sie mütterseelenallein in

Dahiel der Konvertit

.....
einer Höhle am Liber bei der Acqua acetosa haufe, das ganze Jahr über nichts als Brot und Früchte genieße, häufig sogar Hunger leiden müsse, von welchem elenden Leben man ihr aber nichts anmerkte. Ging sie des Morgens nach der Stadt, so war sie stets prächtig gekleidet, wie zu einem Fest, trug auch einen schweren goldenen Schmuck. Aber sowohl Gewand als Schmuck waren nicht durch ihre Schönheit verdient, sondern mit der Arbeit ihrer Hände; denn sie soll eine meisterliche Spizenklopplerin gewesen sein.

Sich mit den anderen an der spanischen Treppe aufzustellen, dort sich beschauen zu lassen und auf den Käufer ihrer Ware zu warten, solche schmählichen Dinge beging sie nicht. Auf Dionizia Baldi harreten viele, hofften viele wie auf ein großes Glück. Sie ließ sie harren und hoffen und ging zu dem, der ihr am besten gefiel. Dieser ward alsdann von allen beneidet, dieser dünkte sich alsdann wie ein Papst oder Kaiser. Aber die Herrlichkeit dauerte nur eine Weile; je nachdem, bald kürzer, bald länger. War dann die Zeit für den einen um, so kam für den anderen die Zeit der Seligkeit und Freuden. Jener mochte beginnen, was er wollte, mochte flehen und schelten, toben und drohen — sie kümmerte sich nicht darum; sie verließ den einen und kam zum anderen, dem es alsdann auch nicht besser zu teil ward. Es soll bereits damals um ihretwillen Mord und Totschlag gegeben haben. Aber sie tat, als ginge sie alles, was ihretwillen geschah, nichts an, blieb auch in ihrer Höhle vor der Porta del Popolo, obgleich sie in einem Palast am Corso hätte wohnen können. Denn beinahe noch eifriger als von den Künstlern, wurde ihrer wunderschönen Person von den großen Herren und feinen Kavaliern nachgestellt. Diese jedoch kamen schlecht bei ihr an, so daß man in Rom mehr noch als von ihrer Freigebigkeit gegen die Künstler, über ihre Zurückhaltung und Hartherzigkeit gegen die adeligen Herren sprach, von denen einer sie sogar zu seiner Gemahlin hatte machen wollen.

Aber am lautesten ging das Geschwätz der Leute darüber, daß sie den Malern und Marmorarbeitern nicht allein ihr schönes Angesicht zum Abbilden hergab, sondern jenen schändlichen Männern auch ihren Leib überließ, um davon nach Gefallen ein Konterfei

anzufertigen. Und sie machte aus dieser Nichtswürdigkeit nicht einmal ein Hehl, brüstete sich wohl gar damit und war noch stolz darauf. Wenn eines der anderen schönen und üppigen Weiber dergleichen mit sich geschehen ließ, so verbarg sie es wenigstens mit aller Sorgfalt, verbot den Künstlern, darüber zu reden, und gestattete nicht, daß man zu ihrem Leib ihr Antlitz malte oder in Stein nachbildete. Dagegen die Dionizia —

Ihre Gestalt, wie der Himmel sie erschaffen hatte, ohne ein Lücklein darum! Ihre ganze Gestalt, vom Kopf bis zu den Füßen! Jeder in Rom kannte sie, und wer sie nicht kannte, der konnte es von jedem hören: ‚Das ist die Dionizia Baldi aus Olevano!‘ Zuweilen soll es sogar unter den Bildern geschrieben gewesen sein: ‚Dionizia Baldi aus Olevano!‘ Und sollen die Künstler die Schrift mit ihrem Wissen darunter gesetzt haben. O, welche Verachtung! Zu den Bildern lief aldann ganz Rom, und ganz Rom schaute sich die Dionizia Baldi aus Olevano an. Auch ich bin einmal dagewesen und habe sie mir angesehen. Mit mir waren meine Mutter und mein Bruder Carlo. Als der die zuchtlosen Bilder erblickte, ward er dunkelrot im Gesicht; dermaßen schämte sich der gute, unschuldige Jüngling vor seiner Mutter und Schwester.

Es waren an jenem Tage zwei Malereien von der Dionizia zu sehen. Das eine war das allerheiligste Bildnis unserer lieben himmlischen Frau, deren süßem Antlitz der Gotteslästerer von Künstlern die reizenden Mienen der Dionizia gegeben; das andere war die Teufelsgestalt einer blutjungen Hexe, welche nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hatte und deren weiße Glieder in ihre lichten Haare gleichsam eingewickelt waren. Aber ein schändliches Bildwerk war es indessen doch.

Es soll auch in Rom ein Marmorbild geben: die Dionizia, wie sie lebte und lebte.

Darum nun, und weil sie solche nichtswürdige Kunstwerke von sich anfertigen und sich keinen Bajocc' dafür zahlen ließ, wie denn überhaupt ihrer großen Schönheit und ihres Ruhmes willen, ward sie von den übrigen Modellen bitter gehaßt und verachtet. Keine von allen redete ein Wort mit ihr, sie durfte sich nicht zu ihnen gesellen und mußte gänzlich außerhalb ihrer Gemeinschaft leben. Zogen die Sabiner des Sommers in ihre Heimat, so war

Dahiel der Konvertit

.....
es der Dionizia verboten, mit ihnen zu wandern. Sie mußte den ganzen weiten Weg einsam hinter jenen drein gehen.

Sommers in ihrem Heimatsort Nevano nahm das üble Wesen gegen sie erst recht seinen Anfang; alsdann war sie vollends eine Ausgestoßene. Ihre Eltern lebten nicht mehr, sie hatte keinen Bruder, und kein einziger der vielen Baldi, welche im Ort sesshaft sind, darunter reiche und angesehene Bürger, durfte ihr Schutz angedeihen lassen.

Trotzdem kam sie jedes Jahr in ihre Heimat zurück; denn sie war ein über die Maßen stolzes und trotziges Geschöpf. Nur einmal soll die allgemeine Verachtung ihr nahe gegangen sein. Das war, als man sie bei dem Fest eines hohen Heiligen nicht mit in der Prozession gehen lassen wollte. Sie ist seitdem in keiner Kirche mehr gewesen.

Alle diese Dinge und noch viel anderes erfuhr man in Rom über sie.

Nun muß ich von meinem Bruder Carlo berichten, welcher der beste, hübscheste und bravste Bursche unter der Sonne gewesen.

Eines Abends gingen wir, ich und mein Bruder, der um vieles jünger war als ich, von dieser unserer lieben Bigna in die Stadt. Es war wie heute im Oktober, im Monat der Traubenernte. Als wir bei Ponte Molle anlangten, kamen wir mitten hinein in die Lust. Da war es nun für meinen Bruder, der eine über die Maßen fröhliche Natur hatte, gar schmerzlich, so still und sitzsam an all der lauten Freude vorübergehen zu müssen. Indessen wir hatten die Magd nicht mitgenommen und konnten daher nicht in eine der vielen Osterien eintreten, da solches für die Tochter eines Bürgers, ohne Geleit eines älteren, würdigen Frauenzimmers gänzlich unschicklich gewesen wäre, auch wenn der Bruder dabei war. Recht von Herzen betrübt schlich mein guter Carlo an allen Laubhütten und Weintischen, Dudelsackpfeifern und Tambourinschlägern vorüber; und überall, wo ein frischer Lorbeerbaum aufgepflanzt war, zu Ehren des lieben, lustigen Oktobers über und über mit bunten Bändern und goldigen Glittern verziert, schielten seine fröhlichen Augen sehnsüchtig hin: Könnte ich dabei sein!

Nun hatte ich für meinen munteren, hübschen Carlino von

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

Kind an eine rechte Narrenliebe gehabt; also, daß er mich von Herzen dauerte und ich ihn gar gern von meiner Seite hinweggelassen hätte. Aber das ging nun einmal nicht an; ich konnte doch nicht allein, ohne jede Begleitung weiter gehen. Und vom Ponte Molle bis an die Porta del Popolo, den ganzen flaminischen Weg, ergöhten sich die Römer mit Trinken und Musizieren, mit Singen und Tanzen, und war auf der langen Straße nicht ein Plätzlein, woselbst keine Fröhlichkeit und kein Gedränge gewesen wäre. Da wurden denn die Blicke und Mienen meines armen Carluccio immer trübseliger. Ihn zu trösten, sagte ich: ‚Laß uns rascher gehen. Hast du mich nach Hause begleitet, begibst du dich eilends wieder vors Tor.‘

Er darauf gar kleinmütig: ‚Ach, ich darf ja doch nicht.‘

In diesem Augenblicke erspähte ich im Gewühl eine Nachbarin, die mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern vors Tor gezogen war, um auch ihr Vergnügen zu haben. Das waren redliche Leute, denen ich mich in allen Ehren anschließen konnte. Wie ich das voller Freude meinem Carlucino berichten will und auch, daß er jetzt gehen dürfte, wohin die Lust ihn trieb — da war er schon gegangen. In aller Hast und Heimlichkeit hatte er sich von meiner Seite losgemacht, war schon weit fort von mir, schaute sich nicht um, kümmerte sich nicht, was in dem Gedränge aus mir ward, hörte auch nicht auf mein Rufen, sondern lief einem jungen Frauenzimmer nach, welches ohne jede Begleitung vors Tor gekommen und welches so schön war, daß die Leute vor ihr auswichen und ihr nachsahen.

Neben mir standen gleichfalls etliche und schauten dem fremden Weibe nach, dessen helles Haar, durch das sie einen großen goldenen Pfeil gesteckt hatte, weithin leuchtete.

Sie war von hoher Gestalt, und trug eine rot und gelb gestreifte Manticella um die Schultern, so daß man sie leicht im Auge behalten konnte.

Ich fragte die Leute, welche ihr nachblickten: ‚Wer ist die schöne Person?‘

Sie antworteten: ‚Das ist ja die Dionizia Baldi aus Nebano. Habt Ihr nichts von Dionizia Baldi gehört?‘

Das hatte ich nun freilich, bekreuzte und segnete mich im Geiste,

Dahiel der Konvertit

.....
dachte indessen nicht, daß meinem Bruder etwas Böses geschehen könnte.

Die Leute neben mir sagten: ‚Seht dort den hübschen jungen Menschen, welcher ihr nachläuft. Den hält jetzt auch der Teufel beim Schopf.‘

Über diese Worte erschrak ich heftig. Zugleich faßte mich jähe Angst um meinen Bruder, als befände er sich in großer Gefahr, aus der ich ihn retten mußte.

Also ich, ohne mich weiter um die Nachbarin zu kümmern, meinem Carlino nach! Und ich fand ihn auch. — Maria, Gottesmutter, wie fand ich ihn! In wildem Streit mit zwei jungen Kavaliere, die der schönen Person irgendwelche gräßliche Ungebühr angetan. Und das Volk dicht gedrängt um die Viere. Ich schaute meinen Carluccio an, der gar nicht mehr mein Carluccio zu sein schien, so rabiat war er, und so stark und stolz stand er da. Und ich schaute das Weib an, die Dionizia, und ich entsetzte mich schier, sowohl über ihre Herrlichkeit von Schönheit wie über anderes: Nämlich sie stand da, als kümmerte sie die Sache gar nichts und es konnte doch dabei einem Menschen ans Leben gehen, und zwar an das junge Leben desjenigen, der diesen Kampf um ihretwillen aufgenommen hatte. Denn der eine der beiden Kavaliere hatte bereits seinen Degen gezogen, mit dem er meinem armen Bruder zu Leibe ging, welcher es anders auch gar nicht zu wollen schien, sondern sich grimmig auf den vornehmen Schuft stürzte. Nun wollte der zweite seinem Kumpan zu Hilfe kommen, indessen das Volk hielt ihn fest und einige riefen: die beiden sollten ihre Sache allein ausfechten.

Ich aber begann zu schreien, was ich vermochte: ‚Ach, Carlo, mein lieber Bruder, willst du dein junges Leben um dieser schändlichen Sabinerin willen lassen? Mein Carlino, ohne gebeichtet und kommuniziert zu haben, willst du auf der Landstraße in allen deinen Sünden dahinfahren? Mein Carluccio, ohne an deinen Vater, deine Mutter, deine Schwester und an unseren Weinberg zu denken?! Wehe! Er ersticht dich, der schändliche Bösewicht!‘

Da hatte er bereits den anderen erstochen: mit einem Dolchmesser durch die Brust, mitten ins Herz.

Der Kavaliere fiel hin, ohne einen Laut zu thun. Den gräßlichen Schrei, den ich vernommen, hatte das Volk ausgestoßen.

Ich wollte zu meinem Bruder, der bewegungslos da stand und auf den Toten blickte. Aber schneller als ich war die Sabinerin bei ihm, faßte ihn bei der Hand, rief ihm etwas zu und — fort waren sie beide. Das Volk machte ihnen Platz und ließ keinen durch, der sie verfolgen wollte.“

* 12 *

Während Sora Filomela diese seltsame Begebenheit mit erstaunlicher Lebhaftigkeit vortrug, saß ich am Tisch, den Kopf in den Händen, wie schlafend. Da sie plötzlich schwieg, fuhr ich in die Höhe, und mir war's, als sähe ich am geöffneten Fenster, dem Sora Filomela den Rücken wendete, eine Gestalt verschwinden. Indessen mein Geist war allzu sehr mit dem Schicksal der schönen Dionizia Baldi und des lustigen Carlo di Tomaso beschäftigt, um auf anderes zu achten. Ich fragte: „Warum erzählt Ihr nicht weiter?“

„Ich glaubte, Ihr schliefet.“

„Ich wachte und habe alles gehört.“

„Dann will ich Euch das Weitere berichten.“

Und sie fuhr fort: „Mein Carlo, mein Carlino, mein Carluccio ein Mörder und Flüchtling, mit dem schändlichen Weibe, der Dionizia! Und ich auf der flaminischen Straße mitten unter dem Volk an der Leiche des Kavaliere, der in seinem Blute schwamm und in dessen Brust noch das Messer meines lieben Bruders steckte. Unterdessen ich in meiner Verzweiflung Gott und alle Heiligen anschrte, lärmte das Volk und leistete allen denen Widerstand, welche den Mörder verfolgen wollten, was außer dem Kumpan des Erstochenen und einigen anderen niederträchtigen Kreaturen nur etliche Päpstliche versuchten. Diese waren erst herbeigekommen, nachdem die Sache, der sie aus der Ferne zugeschauet, ein Ende genommen. Ich höre heute noch das Geschrei, die Verwünschungen der Carabinieri, höre heute noch die Musik und den Gesang der Fröhlichen, die von dem Losschlag noch nichts vernommen hatten. Denn bei diesen Festen ereignen

Dahiel der Konvertit

.....
sich solche Streitigkeiten so häufig, daß die wenigsten sich darum kümmern, und man in den Osterien fortfuhr, zu tanzen und guter Dinge zu sein, nach welchen Freuden vor kaum fünf Minuten mein lieber, lustiger Bruder so sehnliches Verlangen getragen.

Alsdann mußte ich mich nach Hause begeben, um meinen Eltern mitzuteilen, was sich mit ihrem Sohne ereignet hatte. Auf diesem schweren Gange, den ich mit wankenden Füßen antrat, begleiteten mich viele; manche aus lieber Neugier, einige, um mit mir zu klagen, mir Trost zuzusprechen und mir sonst aus christlicher Nächstenliebe beizustehen.

Wer aber stand meinem Vater und meiner Mutter bei?

Meine Mutter und ich, wir saßen die ganze Nacht zusammen auf mit unseren Nachbarinnen und wehklagten um den Carlo, als ob dieser auf der Bahre läge, was für uns und für ihn besser gewesen wäre. Denn der Kavaliere, den mein Bruder erstochen, war eines Herzogs Sohn und darum des Mörders Leben, hätten die Häfcher ihn gefangen, unrettbar der Galeere oder dem Henker verfallen. Aber auch so hatte mein Vater seinen Sohn und Erben verflucht.

Und all dieser Jammer um eines Weibes willen, das sündhafter und schändlicher als eine Buhlerin war!

Der junge Herzog wurde begraben, meinem Bruder ward nachgespürt und auf sein Haupt ein Preis von tausend Scudi gesetzt.

Von der Dionizia war nichts zu sehen und zu hören.

Auch unser Haus wurde bewacht, weshalb wir aus Gram und Scham beinahe gleich Gefangenen lebten. Mein Vater war über Nacht schier ein alter Mann geworden und meiner Mutter Leben verlöschte unter unseren Augen. Mußte ich einmal einen notwendigen Ausgang tun und ich sah auf der Gasse zwei beisammen stehen, so glaubte ich nicht anders, als daß sie sich erzählten: jezt hätten sie auch den Carlo di Tomaso gefangen! Halbe Nächte saß ich auf, dachte an ihn, betete für ihn und horchte auf jedes Geräusch; denn ich meinte immer, er müßte wiederkommen oder jemand senden mit Kunde von sich.

Gegen die Weihnachtszeit lief ein Gerücht durch die Stadt: mein Bruder befände sich mit der Dionizia in der Machie an der Meerestüste nahe bei Ostia.

Dahiel der Konvertit

Nun war es in jenem Jahre ein überaus kalter Winter. Einen halben Tag lang lag auf den Gassen Schnee und das Wasser in den Brunnen war zu Eis gefroren, was in Rom seit Menschengedenken nicht geschehen war. Und bei einer solchen unmenschlichen Kälte mein Bruder in der Wildnis umherirrend! Nachts im Buschwerk verkrochen, nicht wagend, ein Feuer anzuzünden, weil Rauch und Flammen ihn seinen Verfolgern hätten verraten können. Ach, und wie mochte er es beginnen, daß er mit dem Weibe nicht Hungers starb?

Wenn ich es im Bette warm hatte, wenn ich ein Stück Brod verzehrte oder es mir sonst leidlich gut erging, so hätte ich laut aufschreien mögen; aber ich mußte stille sein, denn meine Mutter war um den Sohn einer Sterbenden gleich, und vor meinem Vater durfte sein Name nicht genannt werden.

Eines Nachts hörte ich an unserem Hause leise pochen. Ich sogleich auf und hinaus, heimlich und ohne Licht. Aber an der Stiege stand bereits mein Vater, die Lampe in der Hand, und wollte gerade hinunter. Ich bat ihn mit zitternder Stimme: ‚Laßt mich gehen und öffnen.‘

Mein Vater antwortete nicht, sah mich nur an, mit einem Blick, daß ich kein Wort weiter hervorbringen konnte und ihn in Gottes Namen gehen ließ. Ich schlich ihm nach, so daß ich die Haustüre sehen konnte. Und jetzt hörte ich ihn fragen: ‚Wer ist da?‘

Die Stimme einer Frau erwiderte: ‚Gut Freund.‘

Darauf öffnete mein Vater und herein trat — die Dionizia. Heilige Mutter Gottes, wie schaute das Weib aus!

In einem schlechten Gewand, ohne Schmuck, mit zerrissenen Sandalen, das Haar verwirrt wie das eines Bettelweibes, das Anliß hager durch Hunger und gelb durch Krankheit.

Aber schön war sie immer noch, wenn auch in ihrer Schönheit schier grausig anzusehen.

Sie schloß die Türe hinter sich, wozu sie kaum die Kraft hatte, und sank alsdann mit dem Haupt gegen die Mauer, mit ihren geschlossenen Augen einer Toten ähnlicher als einer Lebendigen.

Ich lief die Treppe vollends herab und auf sie zu, um sie zu stützen und zu halten; denn ich glaubte nicht anders, als daß

Dahiel der Konvertit

.....
sie umsinken und im Augenblick verschwinden würde. Aber mein Vater stellte sich zwischen mich und sie. Ich rief: ‚Vater, Vater! Es ist die Dionizia! Sie kommt vom Carlo!‘

Indessen mein Vater hatte sie wohl bereits an ihrer Schönheit erkannt, denn er erwiderte kein Wort, ließ mich auch nicht zu ihr.

Da raffte das Weib sich auf, sah meinem Vater eine Weile ins Gesicht und sagte darauf mit schwacher Stimme: ‚Gebt mir Wein und Brot.‘

Mein Vater fragte: ‚Wer seid Ihr und was wollt Ihr mitten in der Nacht in meinem Hause?‘

Sie wiederum: ‚Gebt mir Wein und Brot.‘

‚Für wen?‘

‚Für Euren Sohn.‘

‚Ich habe nur eine Tochter.‘

‚Euer Sohn stirbt Hungers.‘

Da schrie mein Vater auf: ‚Seid verflucht, Ihr und der, den Ihr meinen Sohn nennt.‘

Aber sie sagte darauf: ‚Verflucht ihn; nur gebt ihm zu essen.‘

‚Geht!‘

‚Gebt mir!‘

‚Geht!‘

‚Ich gehe; aber Euer Sohn stirbt.‘

Mein Vater öffnete ihr die Lüre, doch sie blieb unbeweglich. In meiner Todesangst machte ich ihr Zeichen: sie sollte um Gottes willen gehen und auf der Gasse auf mich warten. Sie begriff mich und ging. Aber immer noch stand mein Vater, in der einen Hand die Lüre, in der anderen das Licht. Als ich zu ihm trat und ihn ansprach, erschrak er dermaßen, daß er die Lampe fallen ließ. Alsdann schloß er die Lüre, schob den Kiegel vor und ging im Dunkeln die Treppe hinauf, dicht an mir vorüber, ohne ein Wort zu sagen.

Ich wartete, bis ich ihn in die Kammer treten und zu meiner Mutter, die aufgewacht sein mußte, mit ruhiger Stimme reden hörte. Nun öffnete ich vorsichtig die Lüre, ging auf die Gasse und schaute nach der Dionizia aus. Ich sah sie nicht. Als ich aber leise ihren Namen rief, erhob sie sich vom Boden, trat

Dahiel der Konvertit

herzu, ließ sich von mir bei der Hand nehmen und die Treppe hinauf in meine Kammer führen. Ich leitete sie an mein Bett, darauf sie augenblicklich niederfiel. Nun zündete ich Licht an, holte Wein und Brot und gab ihr von beidem. Sie aß und trank mit Gier, ohne zu sprechen, wie denn auch ich stumm blieb. Als sie sich erquickt und gestärkt, wollte ich sie nach meinem geliebten Carlo fragen. Aber sie antwortete nicht, erhob sich vom Bett und sagte: ‚Fragt nicht, gebt mir und laßt mich gehen.‘

Was sollte ich tun?

Immer noch halb tot vor Jammer und Angst suchte ich zusammen: Wein, Brot, einen Schinken, getrocknete Bohnen, ein Päcklein Maccaroni und anderes mehr, was gerade im Hause vorrätig war. Aus meines Carlo wärmsten Kleidern machte ich ein Bündel, darein ich mein Gebetbuch steckte, meine goldene Kette und was ich sonst an dergleichen Dingen besaß. Die Hände zitterten mir aber dermaßen, daß ich mit dem Zusammenpacken gar nicht fertig werden konnte, und vor Tränen vermochte ich häufig nicht zu sehen, was ich tat.

Dionizia drängte zur Eile: ‚Ich muß zurück sein, ehe er aufwacht und es ist weit.‘

‚Wo ist er?‘

‚Jrgendwo.‘

‚Ist er krank?‘

‚Schwach vor Hunger.‘

‚Was will er beginnen?‘

‚Nichts.‘

‚Werdet Ihr bei ihm bleiben?‘

‚Ich bin bei ihm.‘

‚Aber werdet Ihr bei ihm bleiben?‘

‚Redet nicht; ich muß fort.‘

‚Auf seinen Kopf ist ein Preis gesetzt.‘

‚Er weiß es.‘

‚Sie werden ihn fangen?‘

‚Nein.‘

‚Er liebt Euch sehr?‘

‚Ja.‘

‚Und Ihr ihn?‘

.....
,Und ich ihn. — Auch seine Büchse müßt Ihr mir für ihn geben.'

,Seine Büchse?'

,Pulver und Blei.'

,Ach, Dionizia —'

,Schnell, gebt! Wir leben wie die Bestien, können uns nicht wehren. Die Wälder wimmeln von Wild, wir können es aber nicht schießen. Meinen Schmuck und was ich sonst fortgeben konnte, gaben wir den Hirten für Brot. Gebt mir Eures Bruders Büchse, sonst stirbt er Hungers. Eilt Euch!'

Ich holte die Büchse, ich holte Pulver und Blei, holte auch von meinen Kleidern für das Weib. Aber Dionizia wollte davon nichts nehmen.

,Ich friere nicht.'

,Nehmt!'

,Ich bedarf nichts.'

,Sagt meinem Bruder: seine Mutter segne ihn jeden Tag.'

,Und sein Vater fluche ihm zu jeder Stunde.'

,Um Euretwillen.'

,Ja, um meinertwillen.'

Sie legte die Büchse auseinander und verpackte sie zwischen den Kleidern; alsdann belud sie sich mit allem, wandte sich zum Gehen und sagte: ,Vor dem ostiensischen Thor, beim dritten Meilenstein steht ein hohler Ulmenbaum; dahin werde ich jede vierte Nacht kommen und nehmen, was Ihr mir für Euren Bruder in den Baum legt. Er wird es Euch danken.'

,Ich danke Euch; für alles, womit Ihr ihm Eure Liebe beweist, danke ich Euch.'

Darauf erwiderte sie nichts, und ich führte sie aus der Kammer, die Stiege hinunter, zum Hause hinaus. Auf der Gasse stand ich und sah ihr nach, so lange ich sie erblicken konnte. Sie ging rasch und hochaufgerichtet, als trüge sie keine Last.

Von nun an begab ich mich jeden vierten Tag mit unserer Magd vor das ostiensische Thor in die Sankt Paulskirche und ging allein die ostiensische Straße bis an den dritten Meilenstein zu dem hohlen Ulmenbaum. Unter diesen setzte ich mich hin und war ringsum kein Mensch zu erspähen, so tat ich mein

Dahiel der Konvertit

Päcklein in den Baum, bedeckte es mit Steinen und Laub, sprach ein kurzes Gebet und kehrte eiligst in die Kirche zurück, woselbst ich die Alte jedesmal eingeschlafen fand.

Diese frommen Gänge unternahm ich bis gegen den Frühling; alsdann wurde meine Mutter um vieles elender, westwegen wir aus der Stadt zogen, hinaus auf unsere Vigna. Mein Vater blieb in Rom.

Aber die gute Luft hier draußen half meiner Mutter so wenig, wie ihr in der Stadt der Arzt geholfen hatte. Bereits nach einigen Wochen mußten wir sie mit den Sakramenten versehen lassen; darauf segnete sie ihren Carluccio zum letztenmal und verschied.

Mein Vater wollte nunmehr von der ganzen Welt nichts wissen, am wenigsten von seiner Vigna, für die er den Erben verloren. Er nahm eine Verwandte in sein römisches Haus und sandte mich mit der Magd und einem Knecht hinaus in die Vigna. Hier hauste ich nun, beladen mit einem dreifachen Jammer: um Vater, Mutter und Bruder. Auch ohne das wäre mein Herz schwer genug gewesen; denn ein wackerer Mann, der sich seit langem um mich beworben, hatte sich seit der Geschichte mit meinem Bruder gänzlich von mir zurückgezogen. Er war aus einer Familie, die etwas auf sich hielt und die nicht die Schwester eines Mörders unter sich dulden wollte. Auch konnte mein Bruder jeden Tag eingefangen und gerichtet werden.

Es war eines Sonntags, einen Monat nach dem Tode der Mutter. Der Knecht war bereits am Morgen in die Stadt gegangen und die Magd am Nachmittag in Sankt Peter zur Messe. Ich saß in dieser Kammer, dort am Fenster. Auf einmal stand er draußen und sah zum Fenster herein; nämlich der Carlo. Er hätte indessen am hellen Tage mitten durch die Stadt gehen können und niemand würde ihn erkannt haben.

Zuerst erkannte auch ich ihn nicht, sondern kreischte bei seinem Anblick laut auf; denn ich meinte nicht anders, als daß ich in meiner Einsamkeit von Briganten überfallen worden wäre und mein letztes Stündlein geschlagen hätte. Solchermaßen war mein Bruder verwandelt, mein guter, hübscher, fröhlicher Bruder!

Ach, ihr armen, lustigen Augen —

Dahiel der Konvertit

.....
Ich erkannte ihn erst, als er mit einem Blick auf mein schwarzes Gewand sagte: ‚Wer ist tot? Der Vater oder die Mutter? Oder sind sie es beide?‘

Das fragte er ganz gelassen, mit einer heiseren, todmüden Stimme. Ich rief: ‚Carlo, Carlo, du bist es! Ach, mein lieber, lieber Bruder! Wo kommst du her, wo willst du hin? Ach, mein Carlo, vor einem Monat haben wir unsere Mutter begraben!‘

Ich hätte gar gern geweint; nicht über den Tod meiner Mutter, sondern über das Leben meines Bruders. Aber meine Augen blieben trocken.

‚Also die Mutter,‘ sagte Carlo, und er sagte es nach einer Weile noch einmal: ‚Also die Mutter. Sie war eine brave Frau. Nun, einmal müssen wir alle sterben. Es ist nicht das Schlimmste.‘

So sprach der Jüngling über den Tod seiner Mutter, für die er der zärtlichste Sohn gewesen!

Plötzlich packte mich die Angst um ihn, daß ich nichts anderes mehr dachte als: wenn er entdeckt würde! Ich bat ihn flehentlich: ‚Komm herein! Schnell, komm herein! Ich will das Haus verschließen. Es ist sonst niemand drinnen. Komm schnell herein.‘

Aber er blieb draußen stehen.

‚Was tut’s, wenn sie mich bekommen?‘

‚Rede nicht so. Komm herein.‘

Er wiederum: ‚Was tut’s, wenn sie mir den Kopf abschlagen? Das ist nicht das Schlimmste, was einem Menschen geschehen kann.‘

In meiner Todesangst um ihn fiel mir die Dionizia ein und ich fragte ihn nach dem Weibe: ‚Wo ist Dionizia?‘

Ich hatte den Namen kaum ausgesprochen, als er sich gänzlich verwandelte und sich gebärdete, daß ich in meinem ersten Entsetzen meinte, er wäre plötzlich von Sinnen gekommen. Aber gleich ward er wieder still und sagte: ‚Ich will hereinkommen und du sollst das Haus verschließen. Denn du hast recht: sie dürfen mich nicht fangen und mir den Kopf abschlagen. Denn alsdann würde noch in der nämlichen Stunde die Dionizia einen anderen küssen, solch einen verdammten Bildermaler oder Steinbauer, weißt du! Und ich müßte mit abgeschlagenem Kopf aus dem Grabe aufstehen, um auch den anderen zu töten — alle die anderen! Ich würde viel zu tun bekommen.‘

Dahiel der Konvertit

Während dieser tollen Reden war er durch das Fenster gesprungen, welches er verschloß und verhängte. Wir verriegelten darauf das ganze Haus und kamen alsdann in diese Kammer zurück, darin mein Bruder seit seiner Kindheit gewohnt hatte, so oft wir in der Vigna gewesen.

Sich auf das Bett werfend, gebot er mir: ‚Bringe mir zu trinken.‘

Ich brachte ihm ein Fiasco roten Weines — sein Lieblingswein — noch von ihm selber gekelkert. Er erkannte ihn sogleich.

‚Das ist der Rote vom vorletzten Jahr. Laßt ihn auf dem Fasse. Gebt ihn nicht dem Händler. Das ist Hochzeitswein.‘

Er leerte den halben Fiasco, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich saß ihm gegenüber an demselben Fleck, wo ich jetzt sitze, schaute ihn an und hätte an Gott und den Heiligen verzweifeln mögen. Plötzlich begann er zu reden; aber es war, als spräche er zu sich: ‚Ja, die Dionizia! Das ist ein Weib! Zwanzig Menschenleben auf dem Gewissen zu haben tut nichts, wenn die Dionizia einen dafür küßt. Was schwagen die Pfaffen von Seligkeit und Verdammnis? Was wissen sie davon?! Selig ist der, den die Dionizia küßt, und verdammt ist der, den sie nicht küßt. Ich bin selig und will es bleiben. Ich will!‘

Und nach einer Weile: ‚Ja, die Dionizia — Wie eine Bestie hat sie gelebt — aus Liebe zu mir! Sie hat gefroren und gehungert — aus Liebe zu mir! Sie hat sich halb zu Tode heßen lassen — aus Liebe zu mir!‘

Wie eine Bestie habe ich gelebt, wie eine Bestie und wie ein König. Denn mir hat die Dionizia gehört! Ich bin fast Hungers gestorben und ich habe davon nichts gefühlt, denn ich habe mich gesättigt an Dionizias Küssen.

Um ihretwillen bin ich zu dir gekommen — um Dionizias willen.

Sie trägt ein Kind unter dem Herzen — mein Kind!

Nun werden wir immer noch gejagt, nun müssen wir immer noch leben wie die wilden Tiere. Das soll die Dionizia nicht länger. Sie soll zu dir kommen, sie soll bei dir ihr Kind gebären, du sollst sie pflegen, sie und das Kind.

Mein und Dionizias Kind!

Ich will mich von ihr trennen — aus Liebe zu ihr!

Dahiel der Konvertit

.....
Nicht auf lange, weißt du; nur bis sie das Kind geboren.
Es wird ein Knabe sein; ich werde einen Sohn haben, den
Dionizia mir geboren hat.

Jede Nacht komme ich und schaue nach ihr. Ich lasse dir meine
Seligkeit. Hüte mir meine Seligkeit! Ich habe wilde Träume —
Träume, in denen ich nichts sehe, als dampfendes Blut.

Das bedeutet, daß sie bereits an einen andern denkt, an einen
andern, während sie unter dem Herzen mein Kind trägt. Das
bedeutet Mord!

Willst du sie heimlich aufnehmen und bei dir verborgen halten?
Darf ich dir die Dionizia bringen, wann es Zeit ist?

Er sah mich an mit seinen todtraurigen, wie in Wahnmäßig
glühenden Augen, fragend, bittend, flehend — Was hätte ich
tun sollen?

Ich sagte ihm: ‚Carlo, mein lieber Bruder, bringe die Dionizia
zu mir; bringe sie zu mir, wann du willst. Ich will sie hüten,
mehr als mein Leben.‘

Da dankte er mir mit Tränen in seinen armen, todtraurigen
Augen.

Ich konnte erst weinen, nachdem er längst wieder gegangen war.

Als es Sommer ward, begann ich alles für die Dionizia vor-
zubereiten — in aller Heimlichkeit. Mein Vater kam niemals in
die Vigna und unsere Magd war eine treue Person. Trotzdem
schwieg ich noch einstreilen zu ihr. Das Lager für die Wöchnerin
bereitete ich in meiner Kammer, die außer der Dienerin niemals
jemand betrat. Auch für andere Dinge sorgte ich, so gut ich es
eben verstand. Bei jedem Stücklein Linnen gedachte ich des armen
kleinen Lebens, welches darin eingehüllt werden sollte, und
betete darüber einen Segensspruch. Als die ersten reifen Pfirsiche
von den Bäumen genommen wurden, war ich mit allem fertig und
harrte unter Zittern und Zagen, daß mein Bruder mir das Weib
bringen sollte. Heilige Maria — sie war nicht einmal sein Weib.

Ich wartete Tag für Tag, eine Woche nach der anderen —
aber sie kam nicht.

Längst mußte die Zeit, da die Dionizia gebären sollte, ver-
strichen sein, und ich wartete immer noch.

Was war geschehen?

Dahiel der Konvertit

Waren beide tot?

Oder war sie fort von ihm?

Aber sie trug ja sein Kind unter dem Herzen!

Wie treu hatte sie bei ihm ausgeharrt! Während er schlief, war sie von der ostiensischen Marchia nach Rom gelaufen, um für ihn von seinem Vater Speise und Trank zu erbetteln, sie, das trotzigste, stolze Geschöpf! Jede vierte Nacht war sie bis zum Thor gewandert, um für ihn das Brot aus dem hohlen Baum zu nehmen. Ich hatte es ja gesehen, in welchem Elend sie gewesen — alles für ihn!

Aber alsdann fielen mir immer wieder und wieder die wilden und wirren Worte ein, die mein Bruder über sie gesprochen. Der Ärmste glaubte ja selbst, daß sie ihn einmal verlassen könnte, und diese Gedanken waren es, welche ihn schier toll machten, und nicht der schreckliche Umstand, daß er dem Tode verfallen war und in den Wäldern leben mußte gleich einem wilden Thier.

Sie hatte es bei keinem lang ausgehalten — —

Doch — sie trug ja sein Kind unter dem Herzen!

Und ich fuhr fort zu warten; indessen niemand kam, mit Kunde von ihnen zu bringen.

Da hatte ich einmal in der Stadt zu tun, und als ich auf den Platz des Volkes kam, sah ich eine Sabinerin vor mir her gehen. Heilige Muttergottes — der Schreck fuhr mir in die Glieder, daß ich glaubte, ich müßte augenblicklich niederfallen. Denn eine solche Gestalt, einen solchen Gang und ein solches Haar hatte auf der Welt nur eine — die Dionizia Baldi aus Olevano.

Mein zweiter Gedanke war: Carlo, mein lieber, armer Bruder!

Das gab mir Kraft.

Ich schickte die Magd in die Kirche der heiligen Jungfrau, welche an dem Platz gelegen ist, und ging eilends dem Weibe nach. Und in der Mitte des Platzes, dort, wo der hohe spitze Stein aufgerichtet steht, um den die vier steinernen Löwen Wasser speien, an jener Stelle holte ich die Sabinerin ein.

Sie war es! — in ihrer ganzen herrlichen Schönheit, die Dionizia Baldi! Nur um ein wenig schlanker und bleicher im Gesicht, und daß sie keinerlei goldenen Schmuck hatte, nicht einmal ein Ohrgehänge; aber sie ging in einem schönen roten Gewande.

Dahiel der Konvertit

.....
Maria, Gottesmutter! Sie hielt in ihren Armen ein Kind, dem sie die Brust gab.

Ich rief sie an: ‚Dionizia! Dionizia Baldi!‘

Darauf blieb sie stehen, blickte mich an, so gelassen und fremd, als hätte sie mich niemals in ihrem Leben gesehen. Dann wandte sie langsam die Augen von mir ab nach dem Kinde an ihrer Brust und lächelte ihm zu. Bei dem allmächtigen Gott — das Weib lächelte! Ich trat dicht an sie heran und fragte sie und es versetzte mir beinahe den Atem: ‚Wo ist mein Bruder, dessen Kind Ihr säugt?‘

Sie antwortete, immerfort auf das Kind blickend und es gar holdselig anschauend: ‚Ich weiß es nicht.‘

‚So ist mein Bruder nicht bei Euch?‘

‚Nein.‘

‚So habt Ihr meinen Bruder verlassen?‘

‚Ja.‘

‚Gott sei Euch gnädig! Was habt Ihr getan?! Mein armer Bruder! — Und Ihr wißt nicht, wo er ist?‘

‚Er weiß, wo ich bin und wird den Weg zu mir finden. Lebt wohl.‘

Damit ging sie, ohne ein einzigesmal ihre Augen von dem Kind gewendet zu haben.

Ich ließ sie gehen, stand steif und starr da, mitten auf dem Platz, besann mich endlich, daß ich sie nicht so fortgehen lassen durfte. Also eilte ich ihr nach und im Corso holte ich sie ein.

‚Dionizia Baldi, hört mich, um Gottes willen, hört mich.‘

Diesesmal blieb sie nicht stehen, nicht einmal, daß sie sich nach mir umblickte. Aber gleich darauf war ich an ihrer Seite. Sie schaute mich mit ihren herrlichen Augen zornig an und sagte mit gedämpfter Stimme: ‚Was wollt Ihr noch von mir? Sprecht leise. Das Kind ist eingeschlafen.‘

Ich ging neben ihr hin und sprach leise, um das schlafende Kind nicht zu wecken: ‚Ach, Dionizia — mein armer Bruder hat für Euch einen Mord begangen. Sein Vater fluchte ihm, seine Mutter starb darum und er muß sich in den Wäldern und Wildnissen verbergen. Ihr habt seine Seele auf Eurem Gewissen. Nun habt aber auch Ihr ihn geliebt. Welcher böse Geist ist in Euch gefahren, daß Ihr meinem Bruder dieses antun konntet?‘

Dahiel der Konvertit

.....
Hättet Ihr ihm doch lieber sein Messer ins Herz gestoßen, da er in Euren Armen lag und schlief. Dionizia Baldi, ich fordere meines Bruders Seele von Euch, steht mir Rede.'

Sie aber schwieg.

Ich redete weiter, halbtot vor Jammer und Angst.

„Ihr haltet sein Kind an Eurer Brust — im Namen dieses Kindes fordere ich von Euch, mir Rede zu stehen.'

Da sagte sie mir, ohne ihren Blick von dem friedlich schlummernden Kinde zu heben: „Ich muß frei sein.'

Ich schrie beinahe auf: „Aber Ihr liebt meinen Bruder doch noch?'

Wiederum ihre Antwort: „Ich muß frei sein. — Geh.'

Ich ging jedoch nicht, ich blieb dicht an ihrer Seite und fuhr fort, leise in sie hinein zu reden: „Kommt mit mir! Dionizia, kommt mit dem Kinde zu mir hinaus in unsere Vigna. Bleibt mit dem Kinde bei mir. Ich will Euch achten, als wäret Ihr meines Bruders eheliches Weib, und Ihr sollt gleich meiner Schwester sein. Nur kommt, kommt mit mir, gleich heute, diesen Augenblick.'

Aber sie schwieg.

„Wenn Ihr nicht mit mir kommt — wißt Ihr, was dann geschieht?'

„Ich weiß es.'

„Mein Bruder wird Euch finden, mein Bruder wird Euch töten.'

„Das wird er.'

„Kommt mit mir!'

„Ich komme nicht.'

„Aus Barmherzigkeit —'

„Laßt mich!'

Da ließ ich sie.

Das Kind war erwacht und begann heftig zu weinen. Ich hörte, wie sie es, ohne der Menschen auf der Straße zu achten, wieder in Schlaf sang.

Die nächste Zeit verstrich für mich in einer schrecklichen Erwartung. Am Tage saß ich da, tat nichts, starrte vor mich hin und dachte: Jetzt ist es geschehen, jetzt liegt sie in ihrem Blute. Gott sei ihrer armen Seele gnädig. Keine Nacht mehr verschloß

.....
ich das Haus, ließ jede Nacht die Lampe brennen und stellte Wein zurecht. Denn ich wußte, daß er zu mir kommen würde, wenn er es getan hatte.

Und er kam — mitten in der Nacht und brachte mir das Kind, und das Kind war mit dem Blut der Mutter bespritzt.

Er hatte sie getötet, als sie eben dem Kinde zu trinken geben wollte. Sie hatte das Kind schnell fortgelegt, sein Gesicht mit einem Tuche bedeckt und sich darauf von ihm töten lassen.

Er sagte: „Ich wußte längst, daß sie nicht bei mir bleiben würde, sie hatte es mir längst gesagt, und ich hatte ihr gesagt, daß ich sie alsdann töten müßte. Damals trug ich es in mir wie Himmel und Hölle zugleich; jetzt bin ich ruhig, jetzt haben wir beide Frieden.“

Ich fragte ihn, was er beginnen wollte.

„Ich gehe in die Volskerberge unter die Briganten. Was soll ich anderes tun? Mich selbst angeben? Ich will leben bleiben, wäre es auch nur, um an die Dionizia zu denken und daß ich von ihr geküßt worden bin.“

Ach, was sollte ich beginnen, ich, seine arme, hilflose Schwester?

Auf ewig von ihm Abschied nehmen, ihn für ewig ziehen lassen.

Seine letzten Worte waren: „Laß das Kind niemals erfahren, was seine Mutter gewesen. Bleibe ich am Leben, so komme ich wieder und hole es.“

Er ist nicht wieder gekommen.

Dionizia Baldi aber ward von den Künstlern zu Grabe getragen, als wäre sie eine Königin, und halb Rom ist ihrer Leiche gefolgt.“

* 13 *

Nach einer langen Weile fragte ich: „Warum habt Ihr das Kind Eures Bruders und der Dionizia fortgegeben? Es hätte gleich Eurem eigenen sein sollen; denn als solches war es Euch überlassen worden und Ihr hattet dafür die Verantwortung übernommen.“

Die gute Frau erwiderte mir mit einem Tränenstrom und vermochte erst nach vielem Schluchzen und Seufzen zum Reden zu gelangen: „Ach, mein lieber Bruder Angelikus, zu den vielen Sünden, zu denen ich mich bekennen muß und für die Ihr beim Himmel Fürbitte einlegen sollt, gehört auch diese schwere Schuld.“

* 248 *

Dahiel der Konvertit

.....

Aber — was hätte ich tun sollen? Über ein Jahr behielt ich das Kind bei mir, zog es mit Eselsmilch und süßem Brei auf und trug wahrhafte Mutterfürsorge dar. Denn weil es so jäh von der Brust seiner Mutter gerissen worden, war es überaus jammervoll an seinem Leibe. Auch ließ ich es christlich taufen und ihm den Namen Elelia geben. Vor langen Zeiten hatte eine überaus keusche und tugendhafte römische Jungfrau so geheißsen, was mir in der Schule gelehrt worden war. Diese Taufe veranstaltete ich sowohl aus innigster menschlicher Liebe als aus christlichem Erbarmen, weil ich nicht wußte, ob die Dionizia, die eine rechte Heidin gewesen, ihr Kind bereits hatte taufen lassen.

Das Kind war über ein Jahr bei mir und ich dachte nicht anders, als daß es Zeit seines Lebens bei mir bleiben und gedeihen sollte. Da starb mein Vater und ich erbt viel Geld und Gut.

Raum war mein Vater begraben und ich trug noch schwer an diesem neuen Jammer, als mir ein großes Glück zuteil werden sollte: jener redliche Mann, mein seliger Gatte Gentile, bewarb sich von neuem um mich armes, verlassenes Geschöpf. Ach, mein guter und frommer Bruder Angelikus, sagt selbst — was hätte ich ältliches Frauenzimmer tun sollen? Mein Bruder Carlo war in den Bolsterbergen unter den Briganten, meine Eltern lagen im Grabe, ich stand gänzlich allein in der Welt, darin ich reichlich Herzeleid erfahren hatte, und endlich wohl auch meinen kleinen Teil an Freuden erleben durfte. Nun war mein guter Gatte ein gar gewaltiger Ehrenmann, obendrein rabiat wie eine wütende Bestie und eifersüchtig wie der Mohr von Venedig. Auch war es keine geringe Sache von ihm — dafür ihm in der Ewigkeit nach Verdienst gelohnt werden mag! — die Filomela di Tomaso zu seinem Eheweib zu begehren, wo doch mein armer Bruder solchen Schimpf über die Familie gebracht, während die seine aus lauter tugendhaften und ehrenwerten Leuten bestand. So hätte ich denn nächst den Heiligen meinem lieben Gentile auf den Knien danken und ihm Zeit seines Lebens Gutes und Liebes erweisen müssen, weil er sich zu guter Letzt meiner dennoch erbarmte und mich zu seiner Frau machen wollte.

Nun war das Kind der Dionizia bei mir, von dem mein braver Gentile nichts wissen durfte, damals nicht und niemals. Denn

Dahiel der Konvertit

.....
das hätte Mord und Totschlag gegeben. Mein wackerer Gentile war darin nämlich ganz so, wie mein Vater gewesen, und durfte der Name meines Bruders vor ihm nicht genannt werden. Heilige Jungfrau Maria! Und wenn nun von meinem Bruder gar ein Kind im Hause gewesen wäre!

Als daher mein redlicher Gentile zum zweitenmale um mich warb, brachte ich in großem Jammer, aber in großer Eile das liebe Kind aus Rom fort nach Olevano, woselbst ich die Gebatterin der Dionizia fand — eben die bewußte Ninetta. Das war ein überaus armseliges Weib, schien mir indessen ein recht christliches Gemüt zu haben. Auch hatte die Dionizia, wenn sie des Sommers nach Olevano kam, stets bei diesem Weibe gelebt. Also ich übergab der Ninetta, dieser Seelenverderberin, das Kind, dessen Ursprung ich dem schändlichen Gemüt erzählte. Diese versprach mir denn auch hoch und heilig, dafür Mutter sorgen zu tragen, schwagte und schwagte, ach, und beschwagte mich.

Mit dem vielen Gelde, das ich ihr gab, zog sie aus Olevano fort, nach Subiaco hinunter; denn ich wollte nicht, daß das Kind, wenn es erwachsen wäre, in dem Heimatsort seiner Mutter die Leute von der Dionizia Baldi erzählen hören sollte. Ach, Ihr wißt, wie alles gekommen und daß die Tochter noch schändlicher geworden, als es die Mutter gewesen.

Ich aber heiratete in Frieden und in Freuden meinen Gentile, den lieben, trefflichen Mann. Und das muß ich ihm im Grabe nachsagen: er behandelte mich recht christlich gut, wenn ich auch die Schande, die nun einmal auf meiner Familie liegt, täglich von ihm zu hören bekam — mein lieber Bruder Angelikus, beinahe zwanzig Jahre jeden Tag!

Um meinem redlichen Gentile nicht unrecht zu tun, muß ich sagen, daß an einer solchen Bestialität mein bißchen Geld und Gut große Schuld trug, darüber mein ehrlicher Gentile alle Gewalt haben wollte. Indessen, da der Himmel uns keine Kinder bescherte, gedachte ich stets der Tochter der Dionizia und verweigerte meinem armen guten Gentile, was er von mir verlangte — mein lieber und frommer Bruder Angelikus, beinahe zwanzig Jahre jeden Tag!

Es war ein rechtes Höllenleben.

Dahiel der Konvertit

.....
Nun ist er tot, der liebe Mann, nun quälen mich seine Leute, die ganze rechtliche Familie Gentile, mit demselben, womit und warum mein teurer Gentile mich Zeit seines Lebens beinahe zu Tode gequält hat: die ganze Familie Gentile wirft mir die Schande der Familie di Tomaso vor und begehrt darentwegen von mir mein Geld und Gut.

Aber das bekommen sie nicht, die schändlichen, schlechten Menschen! Nicht einen Bajoc' bekommen sie, und sollte mein seliger Gentile sich deswegen im Grabe umdrehen; denn nun ist das Kind der Dionizia Baldi meine Tochter.

Und so soll es bleiben.“

So sprach die Pflegemutter Elias, und was hätte ich ihr wohl anderes sagen können, als: „Sora Filomela, Ihr seid eine treffliche Frau.“

Als ich mich noch vor Anbruch des Tages erhob, stand der junge Sabiner bereits draußen vor dem Hause. Ich öffnete ihm die Türe, ging mit ihm in meine Kammer und fragte ihn: wo er die Nacht kampiert habe? Indem ihm alles Blut zu Gesicht stieg, bekannte er mir, daß er die Nacht unter dem Fenster seiner Verlobten zugebracht. Ich lächelte ein wenig und führte ein letztes langes Gespräch mit ihm, bei welchem der junge, heißblütige Mensch mein ganzes Herz gewann.

Nun erschien auch Sora Filomela unten im Hause. Sie erstaunte nicht wenig, uns zwei bereits beisammen zu finden, schaute sich heimlich nach den erwarteten Liebespenden um und war gar nicht befriedigt, als sie vernahm, welches Nachtquartier der Verlobte dem Bett in einem guten römischen Gasthause vorgezogen hatte. Darauf sprach ich von meinem nahen Scheiden und wie ich noch in der Frühe gehen wollte, worüber Sora Filomela und der junge Sabiner ein solches Lamento erhoben, als ob ein Sohn und Bruder von ihnen fortgehen wollte. Aber mein sofortiger Ausbruch ward dadurch verhindert, daß ich kein geistliches Gewand besaß und ein solches aus Rom erst beschafft werden mußte. Über diesen kleinen Aufschub zeigten die beiden guten Menschen eine solche Freude, als ließe ich ihnen damit eine Wohlthat angedeihen, wie sie denn überhaupt nicht wußten, was sie anfangen sollten, um mir genug Liebes und Gutes zu erweisen.

Dahiel der Konvertit

.....

Sehr betrübt zeigte sich der junge Terenzo, als ich ihn allen Ernstes bat, sogleich nach Rom zu gehen und mir eine Kutte zu holen. Er drohte mir, auf diesem Gange mehrere Tage auszubleiben, worauf ich ihm versicherte, daß er ganz gewiß laufen würde, um so rasch als möglich wieder bei seiner Verlobten zu sein.

Und er lief!

Als er fort war, begab sich Sora Filomela zu Elia's Kammer hinauf, kam indeffen bald zurück, klagend: Elia habe sich eingeschlossen und gebeten, sie diesen ganzen Tag allein zu lassen. Sie ließe mich grüßen und mich bitten, erst morgen zu gehen: sie müßte mich noch einmal sprechen.

Gegen Mittag kam Terenzo aus Rom zurück, in Schweiß gebadet und atemlos. Ihn begleitete ein Knabe, welcher in einem Korb eine Kutte trug und Geschenke für die Verlobte und deren Lante: Geschmeide, seidene Tücher, verzuckerte Früchte und viele andere Dinge; auch für mich ein schönes Brevier und einen prächtigen Agnus. Sora Filomela war über ihre Gaben glücklich wie ein Kind, lief damit hin und her, betastete alles immer wieder von neuem und pußte sich damit auf. Elia indeffen sendete alles zurück und ließ ihren Verlobten bitten, er möge ihr verzeihen, aber sie könne von ihm keinerlei Geschenke annehmen. Das gab einen Jammer! Der leidenschaftliche junge Mensch wollte schier verzweifeln, hätte sich am liebsten ein Leides angetan und warf sich schließlich wie ein ungebärdiges Kind mitten in der Halle auf den Boden nieder.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt, überließ ich ihn der trefflichen Sora Filomela, begab mich in meine Kammer, woselbst ich mich mit sehr langsamer Hand meiner weltlichen Kleider entledigte und das geistliche Gewand anzog. Dabei gedachte ich der ersten Wandlung meines äußeren Menschen, die ich in solcher Seligkeit an mir vollbracht hatte, in solcher Zuversicht — in solchem Glauben! Es ergriff mich eine heftige Sehnsucht nach jenen heiligen Empfindungen, wie man beim Anblick einer verwelkten Blume wünschen möchte, daß sie noch Knospe wäre. Ich band die Sandalen an meine nackten Füße, schnürte den Strick wie einen Bußgürtel um meinen Leib, kniete nieder, um heiß und inbrünstig zu beten. Wie ward mir, als alle frommen Gedanken

Dahiel der Konvertit

.....
sich mir versagten, als meine Seele, anstatt dem Himmel zuzustreben, an der Erde haften blieb — als ich nicht beten konnte!

Nach langem Ringen im Gebet mußte ich es aufgeben, mich Gott zu nahen, und ich fühlte mich von einer unfäglichen Angst gefaßt, daß ich die Gabe des Gebets überhaupt verloren hätte, sie auch nicht wieder finden würde und somit von jeder Hoffnung ausgeschlossen wäre, mir jemals den vollen Glauben und das wahre Christentum zu erwerben — also ausgeschlossen bliebe von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes.

Ich wußte aber nicht, wie ich weiterleben sollte, wenn ich nicht mehr durch das Gebet zu Gott gelangen konnte, und ich fühlte, daß ich alsdann sinnlos werden würde.

In meiner Herzensangst verließ ich die Kammer und das Haus, wobei ich Sorge trug, Cora Filomela und dem Verlobten nicht zu begegnen, da ich mich schämte, in der ehrwürdigen Gestalt meines Mönchsgewandes vor sie hinzutreten und in so unwürdiger Verfassung der Seele. Ich schlich durch die Vigna, gelangte ungesehen hinaus, stieg durch das hohe Buschwerk den Berg vollends hinan und jenem Gebäude zu, welches Villa Madama genannt wird und welches ein überaus ödes und trübseliges Bauwerk ist, einstmals von großer Pracht und Herrlichkeit, jetzt aber seit langem lediglich von Geistern und den Lieren der Wildnis bewohnt. Hier, auf einer Terrasse, hinter einem Dickicht, warf ich mich nieder, drückte mein sündiges Antlitz gegen die göttliche Erde und stand nicht eher wieder auf, als bis ich mich geläutert und erhoben fühlte.

Dieses gelang mir nur dadurch, daß ich nicht meines Gelübdes gedachte, welches mich an die Kirche fesselte, sondern des freien Willens, welcher dem Menschen die Macht gibt, nach eigener Wahl gut oder böse zu sein. Aber ach! Wie schwer ist allein das eine: unablässig sein ganzes Leben lang in seinem Innern nach dem Guten zu streben — und nun gar erst das Gute auch äußerlich in seinen Thaten zu üben — Für dieses eine Mal jedoch half mir die Gewißheit meines festen Willens.

Es war unterdessen Abend geworden, und da ich den Berg hinabstieg, erglühete das ganze weite Land unter mir in dunklem Glanz. In der Vigna kam mir Cora Filomela entgegen, die bei meinem Anblicke stehen blieb und mich nicht zu erkennen schien.

Da begrüßte ich sie demütig und machte über ihr das Zeichen des Kreuzes, was ich bis dahin niemals getan. Die gute Frau stand stumm vor mir, blickte mir ins Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Auf meine Frage, warum sie weine, erwiderte sie, das wisse sie selbst nicht, indessen weinen müsse sie nun einmal.

Wir gingen miteinander dem Hause zu und ich erkundigte mich, ob Elelia nach ihrem Verlobten gefragt? Nein, das hätte sie nicht getan; es wäre eben ein gar zu wunderliches Geschöpf.

Wir waren denn auch bereits im Begriffe, uns ohne sie zur Abendmahlzeit niederzusetzen, und ich wollte eben — gleichfalls zum erstenmal, seitdem ich mich in dem Hause befand — ein Tischgebet sprechen, als Elelia erschien, mit geneigtem Haupte dem Gebet zuhörte, alsdann uns alle grüßte und sich zu uns an den Tisch setzte, aber nicht neben ihren Verlobten, sondern neben mich. Ohne selbst etwas zu genießen, bediente sie mich auf das eifrigste, ganz so, wie sie bei jenem einen nächtlichen Mahl getan, nur daß sie diesmal ihren Dienst schweigend und mit einer gewissen Feierlichkeit verrichtete.

Nachdem der Tisch abgeräumt worden, saßen wir gleich Menschen, die auf Nimmerwiederssehen auseinandergehen, noch lange beisammen, und da ich nichts zu sagen wußte, so gedachte ich meines Gesanges. Nun hatte man mich um meines Gesanges willen zum Christentum bekehren lassen. Aber seitdem ich Christ geworden, hatte ich es bis zu dieser Stunde nicht über mich vermocht, auch nur einen Ton zu singen; und hätte der Abt mir das Singen geboten, so würde ich ihm darin den Gehorsam verweigert haben. Indessen er hatte mir niemals aufgetragen, weder in der Klosterkirche vor ihm und den Mönchen, noch beim öffentlichen Gottesdienst vor dem Volk zum Preise des Höchsten meine Stimme zu erheben. Bei jenem schweren Schweigen überfiel mich jedoch eine jähe Sehnsucht nach der Himmelsgabe des Gesanges. Ich begann zu singen, zuerst leise, sodann laut und lauter. Und zwar sang ich kein christliches Lied, sondern einen jüdischen Klagegesang. Darüber entsetzte ich mich selbst, wollte abbrechen, fuhr indessen fort und erschallte zuletzt meine Stimme, als stünde ich am heiligen Feiertag in der Synagoge vor allem Volk, darunter meine Eltern, Mose und Myrrha —

Ein Wind fuhr durch die offene Thür und löschte die Lampe; doch niemand stand auf, das Licht wieder anzuzünden.

Bei Sonnenaufgang am anderen Morgen erhob ich mich in aller Stille vom Lager und verließ das Haus. Da ich hastig durch den Laubgang schritt, erblickte ich Clelia, bereits vollständig angekleidet, einen schwarzen Schleier um den Kopf, mir entgegenschauend, als erwarte sie mich. Ich ging auf sie zu und wußte nur zu sagen: „Ach, Clelia, seid Ihr es?“

Sie antwortete: „Ich wußte, daß Ihr um diese Zeit gehen würdet, und ich gehe mit Euch, so weit ich mit Euch gehen kann, das ist bis zur Pforte Eures Klosters. Mein Verlobter weiß davon.“

„So kommt!“

Und wir gingen.

An die Vigna stieß ein Cannentrohrfeld, durch welches ein schmaler Pfad bis zum Liber führte. Diesen schlugen wir ein, schritten am Fluß entlang, alsdann über Ponte Molle und auf der flaminischen Straße dahin. Sobald die Breite des Weges es erlaubt hatte, war Clelia an meine Seite getreten.

An diesem Herbsttage war es auf der Straße einsamer, als es damals an jenem Oktoberabend gewesen, als die treffliche Sora Filomela mit ihrem Bruder Carlo denselben Weg gegangen war. Jener beiden mußte ich gedenken, als plötzlich Clelia sagte: „Hier mag es gewesen sein, wo mein Vater meiner Mutter nachgelaufen kam und den Cavalier erstach.“

Ich erschrak bis in mein Herz hinein, suchte mich zu fassen und fragte: „Was meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht.“

Clelia versetzte: „So muß ich es Euch denn sagen. Ich habe erfahren, was meine Mutter für eine gewesen und daß sie meinen Vater verlassen, da sie mich unter dem Herzen trug. Als meine Tante Euch die Geschichte ihres Bruders Carlo und der Dionizia Baldi erzählte, habe auch ich zugehört.“

Was sollte ich darauf erwidern?

Sie sprach weiter in der ruhigen, gelassenen Weise, die sie nach und nach angenommen hatte: „Ihr wißt, wofür ich meine Mutter gehalten: für eine tugendhafte, rechtschaffene Frau, zu der ich hätte beten können wie zu einer der Heiligen, ja wie zu der göttlichen Mutter selber. Ach, wie habe ich mich geschämt,

.....
so oft ich meiner Mutter dachte, wie habe ich mich geschämt!
Damit ist es nun nichts mehr.“

Ich rief: „Clelia, Clelia, was redet Ihr? Bedenkt, was Ihr redet!“

Mit einem Blick, der mir durch die Seele ging, entgegnete sie: „So von seiner Mutter zu reden — es mag sich abscheulich anhören. Aber wie abscheulich ist es erst, so von seiner Mutter reden zu müssen! Wenn ich denke, ich werde das Weib des wackeren Terenzo und ich gebäre meinem Manne Kinder — eine Tochter! Und das Mädchen muß einstmals auch so abscheulich von seiner Mutter reden — oder das Mädchen wird selber, wie seine Mutter gewesen — muß so werden —“

Ich blieb stehen und schaute sie voller Entsetzen an und die Worte wollten mir kaum über die Lippen: „Muß so werden? Die Tochter wie die Mutter gewesen — Und muß so werden? Muß, muß!“

„Bin ich nicht so geworden?“ fragte sie zurück. „Ich will Euch eine Geschichte erzählen — — Da war in Subiaco auch die Tochter einer solchen Mutter, eine Waise wie ich. Die Angehörigen taten das Mädchen in ein Kloster, woselbst sie eine der Sittsamsten und Frömmsten ward. Als sie siebzehn Jahre zählte, nahm man sie heraus und verheiratete sie mit einem wackern Mann, und bereits wenige Monate nachher war die Tochter geworden, was die Mutter gewesen. Jenes schändliche Weib heißt Agata Sorani. An diese Agata Sorani werde ich fortan immer denken müssen, wenn ich des wackeren Terenzo Frau geworden. Ach, warum seid Ihr gekommen, um meine Seele zu retten? Besser, sie wäre für ewige Zeiten verloren geblieben.“

Das war ein großes Leid, welches mich noch in dieser letzten Scheidestunde betraf.

Die Straße belebte sich allmählich; wir aber gingen dahin durch die vielen Menschen, langsam, langsam, ohne zu bemerken, daß wir nicht länger einsam waren. Ich vermag mich auch nicht zu besinnen, was ich auf jenem letzten Gange zu Clelia gesprochen habe; ich weiß nur noch, daß es mir zu gelingen schien, sie zu beruhigen und ihren Geist von solchen über die Maßen schrecklichen Gedanken und Vorstellungen abzuführen. Wenigstens tat

Dahiel der Konvertit

.....
sie wie neu belebt, war zuversichtlich und hoffnungsvoll. Sie gestand mir: es habe in den letzten Tagen über ihrer Seele gleich einem schweren schwarzen Schleier gelegen, der jetzt von ihr genommen sei; sie fühle sich, seit sie es mir gesagt, ihrer Angst los und ledig, und es sei nun auch dieses von ihr genommen und habe ich sie nun auch von diesem befreit und erlöst.

Wir hatten die Stadt erreicht und unsere Schritte dem Corso zugewendet, der zum Glück eine überaus lange Gasse ist, die wir nicht schneller durchwanderten als die flaminische Straße. Und noch immer glitten die Menschen gleich Schatten an uns vorüber.

In dieser letzten Stunde erzählte ich Elelia von meiner Kindheit, vom Ghetto, von meinen Eltern, von meinem elterlichen Hause, selbst von unserer alten Magd, der Rebekka, und alles von Mose. Auch berichtete ich ihr, wie ich Christ geworden.

Ach, das Mitleid, das aus ihrer leisen Stimme zu mir sprach, aus ihren traurigen Augen mich ansah. Ach, das heilige Mitleid dieses Weibes!

Am venetianischen Palast wies ich ihr die Stelle, wo die beiden vom Volk geheßten Judenknaben für tot hingefallen waren, und ich wies ihr am Forum den Titusbogen.

Als ich, meiner Pflicht gemäß, durch den Bogen gehen wollte, faßte sie meine Hand und führte mich außerhalb des Bogens an demselben vorüber.

Nun stiegen wir Hand in Hand die Velia hinan, nun waren wir angelangt.

Ich bat sie, sogleich fortzugehen.

Sie löste ihre Hand aus der meinen, sah mich an, nickte mir zu, wendete sich und ging.

Ich stand und schaute ihr nach; aber sie sah sich nicht um nach mir — nicht ein einzigesmal!

In der Senkung der Straße verschwand sie mir, als sänte sie vor meinen Augen in ein Grab. Der goldige Morgen Sonnenschein flutete über die leere Stelle hin, die Gebüsche grüntes daneben auf; ich aber stand einsam, in meiner Hand den Bloßstrang.

Da vernahm ich aus der Ferne leisen Gesang:

„Ach, meine müden Füße! — Ich muß schreiten
Den Weg allein,

Und ruht' am liebsten aus
Im Grab zu Zwei'n."
Ich zog den Glockenstrang — —

★ 14 ★

Und ich zog den Glockenstrang — —
Als der Bruder Pförtner nachschaute, wer Einlaß begehrte, trat ich ein wenig zurück und rief: „Entsetzt Euch nicht, Bruder Girolamo; ich bin es, der Bruder Angelikus. Aber ich bin nicht mein Geist, wie Ihr vielleicht denken mögt, sondern stehe als Fleisch und Blut vor Euch.“

Der Bruder Girolamo entsetzte sich denn auch gar nicht, mich, dessen Totenschein man im Kloster besaß, so unerwartet lebendig vor sich zu sehen. Er sprach den üblichen Gruß so gelassen, als ob ich von einem meiner gewöhnlichen Almosengänge zurückgekehrt wäre. Ich ließ mich sogleich bei dem Abt melden.

Auf dem Wege zu dem Hochwürdigen begegnete ich einigen der dienenden Mönche; sie warfen einen scheuen Blick auf mich und schritten stumm an mir vorüber. Ich mußte daran denken, daß in einem Hause Gottes die Liebe keine Heimstätte hatte, selbst nicht die fromme Bruderliebe unter Brüdern. Ach und ich fühlte mich mehr denn jemals von Sehnsucht nach Liebe durchdrungen; zugleich erschien mir nichts leichter, als dieses Verlangen zu stillen: man hatte sich eben lieb, der Mensch den Menschen. Der Abt empfing mich mit großer Strenge, er wies mir den Totenschein vor: „Verantworte dich.“

Das vermochte ich nun nicht; alles, was ich sagen konnte, war: „Ich habe mich schwer vergangen und bitte um gnädige Strafe.“

Darauf berichtete ich meine tödliche Verwundung und wie ich mich drei volle Wochen von jenem Weibe hatte pflegen lassen, ohne im Kloster davon Anzeige zu machen. Der Abt fragte: „Warum hast du mir keinen Boten gesendet?“

Ich erwiderte nichts, sondern bat nochmals; man möchte mich richten nach meinem Vergehen und mich die Buße umgehend vollziehen lassen. Der Hochwürdige rief aus: „Was soll ich mit dir beginnen?“

★ 258 ★

Ich mußte es auch nicht.

Die Strafe, die mir zuerteilt ward, hätte schwerer ausfallen können; ich nahm sie dankbaren Gemütes hin.

Drei volle Monate lebte ich im Kloster wie ein Begrabener. Von den Brüdern durfte keiner ein Wort mit mir reden, ich durfte zu keinem ein Wort sagen. Meine Kost erhielt ich im Refektorium an einem besonderen Platz, woselbst ich Speise und Trank knieend einnahm. Ebenso von den anderen geschieden, mußte ich in der Kirche den Andachten beiwohnen; die übrige Zeit verbrachte ich in meiner Zelle mit Gebet und Buße. Ich durfte das Kloster niemals verlassen, selbst der Aufenthalt im Garten blieb mir untersagt; nur in jenem Hof, wo meine Eltern zu mir geredet hatten und wo der Bruder Eustachius begraben lag, erhielt ich Erlaubnis, für eine Stunde auf und ab zu wandeln. So wandten sich Geist und Körper mehr und mehr der Welt ab und dem Himmel zu.

Einmal jedoch wurde ich in einer Weise, die mir sehr zu Herzen ging, an die Welt und ihre Bewohner erinnert.

In der Klosterkirche, welche zu gewissen Stunden jedermann zugänglich ist, befindet sich ein Gemälde: die Madonna mit Sankt Franziskus darstellend; und zwar ist darauf abgebildet, wie der Heilige der Gottesmutter sein Herz überreicht. Vor dem Altar, den diese schöne Tafel ziert, betete ich am liebsten: ach, ich war ja auch ein solcher armer Schwächer, der mit seinem Herzen zu Gott kam. Indessen das Herz, welches ich dem Himmel hätte darbringen können, war zu sündhaft und unrein, als daß der Himmel es hätte annehmen können. So blieb ich denn, mit meinem Herzen in der Hand, unbeachtet vor Gott stehen, einem Bettler gleich, der einem reichen Manne zu dessen Gastmahl ein Stück seines Bettlerbrotes bringt.

Eines Abends begab ich mich wie gewöhnlich in die bereits geschlossene Kirche, um vor jenem Altar mein Gebet zu verrichten. Ich hatte wieder einmal recht hart gerungen; diesesmal aber gegen mich selbst, denn ich fühlte, wie meine Seele von Tag zu Tag mehr in einen unergründlichen Schlund von Dumpfheit versank, was mir ärgere Todesangst und größere Qualen bereitete, als wäre ich in einen wirklichen Abgrund gestürzt.

Da ich mich von den Knien erhob, fiel mein Blick auf die

Madonna, vor deren Bildnis ein Lämplein brannte; und ich sah es unter dem Bilde mit mattem Glanz durch die Dämmerung leuchten. Ich griff darnach und faßte eine starke Strähne seideweichen, goldig hellen Haares, das ich sogleich erkannte, wie ich auch sogleich wußte, als welches Opfer die Flechte auf dem Altare niedergelegt worden und daß Elisia heute das Weib des wackeren Terenzo geworden. Der Madonna gehörte das Haar der bekehrten Sünderin, ich nahm es jedoch der Madonna fort, barg es unter meiner Kutte auf der bloßen Brust und schlich mit meinem Tempelraub davon.

Nachdem die langen und schweren Fasten der heiligen Adventszeit vorüber, war meine Strafe abgebüßt; ich wurde wieder unter die Brüder und in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, durfte die Beichte ablegen, erhielt Absolution, empfing den göttlichen Leib, ohne mich aller dieser Gnaden würdig fühlen zu können.

Es hatte sich aber meiner eine gewaltige Sehnsucht bemächtigt, die Stätten wieder zu sehen, wo ich geboren worden und als Kind gewesen, wo meine Eltern und Mose lebten. Diese Sehnsucht wuchs und wuchs, bis daß sie Gewalt über mich bekam. Einige Zeit widerstand ich noch, betete inbrünstig um Schutz gegen die Verführung und trug diese meine neue Sünde jede Woche in die Beichte. Doch es war alles nutzlos.

Die ersten Male schlich ich nur bis an die Mauern und Tore des Judenzwingers, woselbst ich mich in einem Winkel verbarg und die Ebräer in ihren Käfig aus und ein gehen sah. Gern weilte ich auf dem Platz vor dem Palast der Cenci; denn hier war ich dem Tempel und dem Hause meiner Eltern am nächsten. Hätte mein Vater oder meine Mutter nach mir gerufen, ich hätte es vernehmen müssen. Aber sie riefen nicht.

Auch um das Theater des Marcellus, auf der Piazza Montanara und beim Bogen der Oktavia trieb ich mich umher, startete in die dunklen Gassen des Ghetto hinein, als führten sie ins Paradies, und wenn ich einem von dem stinkenden Volke begegnete, so mußte ich mir Gewalt antun, ihm nicht um den Hals zu fallen, um ihn nicht an mein Herz zu drücken und auf den Mund zu küssen. Manche Stunde verbrachte ich auf der Brücke Quattro capi, von welcher aus ich hinüberschaute nach dem

Ghetto, der hier von dem Strom bespült wird. Dort lag die Via Fiumara! Die Häuser dieser jammervollen Gasse neigten sich dem Flusse zu, als wollten sie sich hineinstürzen; sie waren gänzlich eingehüllt in Lumpen und Feszen, welche die Juden dort zum Trocknen aufgehängt hatten. Ich sah die Höhle, darin Mose wohnte —

Ich hatte ein Mittel gefunden, vor Sonnenaufgang heimlich aus dem Kloster zu gelangen. So schnell ich konnte, eilte ich zum Ghetto und zum großen Thor, wo ich wartete, bis es sich öffnete, um die wilden menschlichen Tiere hinauszulassen. Vor noch gar nicht so langer Zeit hatte ich ebenso an dem geschlossenen Tore geharrt, aber drinnen in der jüdischen Stadt. Und wenn das Thor aufgetan ward, so sprang ich mit einem Satz hinaus und lief fort — ach, und wohin!

Wiederum nach einiger Zeit vermochte ich mich nicht länger zu überwinden und redete die jüdischen Kinder an — nur die allerkleinsten! Sie hatten große Scheu vor mir; aber ich war geduldig und wartete, bis sie mir vertrauen würden. Was war es für ein Glück, um die Liebe dieser Kinder werben zu dürfen. Nach langer Mühe gelang es mir, einigen von ihnen Zutrauen einzulösen. Mit diesen kam ich nun beinahe jeden Tag zusammen: beim Marcellustheater in einem der ehemaligen Eingänge jenes altertümlichen Gebäudes. Dieser Unterschlupf war wie eine Grotte, und man konnte nur von einer einsamen Gasse aus hineingelangen. Hier kauerten wir nun, die Kinder und ich, die Kleinen alle um mich versammelt, und ich erzählte ihnen Geschichten aus dem alten Testament, alle, die meine Mutter mir erzählt hatte. Diese frommen und herrlichen Geschichten besaßen ja auch die Christen, so war denn meine Sünde — wenigstens diejenige, welche ich an den jüdischen Kindern beging — nicht allzu groß. Dennoch ließ ich jene Zusammenkünfte, sowie alles, was auf meine Sehnsucht nach dem Ghetto und die Juden Bezug hatte, seit längerer Zeit ungebeichtet. Ich beging indessen dieses Unrecht nicht aus Furcht vor der Pönitenz, die mir dafür auferlegt worden wäre, als vielmehr aus tödlicher Angst, mich dem Ghetto nie wieder nahen zu dürfen. Freilich hätte ich die Sache in einer Weise wenden können, daß sie mir, anstatt schwerer Strafe, hohe Belobigung eingetragen,

 denn ich wußte wohl, wie wünschenswert dem Abt der Bekehr einer seiner Mönche mit den Judenkindern erscheinen würde, und was der Hochwürdige davon für das Christentum hoffte. Indessen, ehe ich darin meinem Vorgesetzten Gehorsam geleistet, eher hätte ich mich selber gesteinigt und gekreuzigt.

Wie es nun so geht, und weil der Mensch niemals zufrieden ist, und weil jede starke Begierde nach dem Verbotenen durch sündhafte Erfüllung immer mehr an Macht gewinnt, so genügte es mir bald nicht mehr, außerhalb der Mauern des Ghetto zu bleiben, sondern meine Sehnsucht quälte mich, die jüdische Stadt selber zu betreten.

Es war abends, kurz vor Lores Schluß und bereits dunkel; also, daß mich schwerlich jemand erkennen konnte.

Ich wollte nicht weiter, als bis zum Platz vor dem Tempel, daran das Haus meiner Eltern stand und hatte mir fest vorgenommen, nur wenige Minuten zu bleiben. Alsdann kam ich aber doch nicht fort. Ich hörte das Mahnzeichen, das dem Sperren der Lore vorangeht, ich sah einige Juden in Hast in ihre Stadt zurückkehren, ich wußte, daß ich eilen mußte hinauszu kommen — ich blieb! Nicht von der Stelle konnte ich mich rühren, keiner Bewegung war ich fähig. Ich ließ mich für die Nacht im Ghetto einsperren, ich beging eine neue, schwere Schuld.

Dies geschah eines Sabbatabends in der kalten Jahreszeit, weshalb die Gassen öde waren. Bald brannten in allen Häusern die Sabbatlampen, tönte aus allen Häusern das Beten des Vorsprechers und das Murmeln der Hausgenossen. Ich schritt langsam über den Platz und zum Hause meiner Eltern. Es lag dunkel da, das einzige von allen; die Fenster der Festkammer waren verhängt. Ich drückte mich gegen die Wand und konnte vernehmen, was drinnen geredet wurde. Mein Vater sprach die üblichen Gebete; indessen seine Stimme klang anders als sonst: schwach und zitternd wie die eines alten Mannes. Ich hörte meine Mutter tief aufseufzen.

Jetzt waren die Bitten zu Ende, jetzt setzte die Rebecka in den schimmernden Schüsseln die Festspeisen auf den Tisch; auch das ungefäuerte Brot und den Wein, den mein Vater selbst mischte. Alsdann betete er wiederum, worauf es still ward.

Nun aßen und tranken sie wohl. Gott im Himmel, plötzlich

Dahiel der Konvertit

hörte ich meinen Vater mit starker Stimme vernehmlich sprechen:
„Und segne, Herr, unsern Sohn Dahiel!“

Als ich das hörte, schrie ich laut und schrecklich auf und fuhr zurück von der Mauer, als hätte ein Blitz mich gestreift und flüchtete auf die andere Seite des Platzes. Hier im Dunkeln warf ich mich nieder. Darauf sah ich meinen Vater, eine Lampe in der Hand, aus dem Hause treten, und hinter ihm standen meine Mutter und die Rebekka. Die Leuchte in die Höhe haltend, so daß sie sein Gesicht beschien, sagte mein Vater: „Es ist niemand hier. Laßt uns wieder hineingehen.“

Aber meine Mutter drängte sich vor, sah sich nach allen Seiten um und rief: „Wer hat hier draußen so gräßlich aufgeschrien, da wir drinnen unseren Sohn Dahiel segneten?“

Ich krümmte mich am Boden wie ein getretener Wurm, verstopfte mir mit beiden Händen die Ohren und grub die Zähne in meine Kutte. So lag ich eine Weile. Als ich mich wieder in die Höhe richtete, war das Haus verschlossen und niemand mehr zu sehen.

Nun ging ich langsam, langsam davon, den Weg zur Via Fiumara und von dieser zu der Stelle, wo ich als Knabe so oft gestanden und sehnsuchtsvoll zu dem Hause meines Mose hinübergeschaut hatte. — — Dort hatte er gekauert in seinen Lumpen und in seiner Herrlichkeit und hatte mich geliebt — von allen Menschen mich allein! Und hatte mir gepredigt den Haß gegen das Volk, dessen Knechte die Juden waren und hatte in mich hineingeschrien das Elend von ganz Israel. Und nun stand ich da, ein Abtrünniger und ein Christ und konnte niemand sagen, daß mich ja nur meine heiße Liebe getrieben, hinweg von einem Gott des Hasses und des Zornes, hin zu einem Gott der Liebe und der Barmherzigkeit.

In der Kammer, darin Mose lag, sicherlich wachend und in großen Schmerzen, blißte ein matter Lichtschein auf. Der scheuchte mich fort, als triebe mich ein Engel mit flammendem Schwert davon.

Alle die Straßen ging ich, die ich einstmals gegangen, da ich noch ein Jude und reinen Herzens war; an allen diesen Orten verweilte ich, die mir Denkmäler meiner Kindheit und Jugendzeit bedeuteten. Es hatte sich nichts verändert. Vor der Synagoge sproß immer noch zwischen den Steinen das Gras; in dessen ich suchte darin nicht mehr nach Blumen.

Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Schwelle meines Elternhauses. Ich schlief sehr bald fest ein und träumte: ich sei ein Kind und liege am Herzen meiner Mutter. Es war eine glückselige Nacht.

Die Kälte weckte mich, da der Tag zu grauen begann. Ich erhob mich, wollte vor der Tür mein Morgengebet verrichten, begann auch damit, stockte indessen und ging fort ans Thor und harrte des Öffnens. Aber ich harrte ohne jegliche Ungeduld, und ging für mich die Sonne viel zu früh auf.

Die Wächter, welche das Thor aufsperrten, wunderten sich nicht wenig, als das erste hebräische Vieh, welches sie hinausließen, ein Mönch war; sie spotteten weidlich darüber und schrien mir nach: „Sagt uns, Frater, welche Jüdin hat Euch gebeichtet? Wir wollen uns auch von ihr über Nacht Almosen holen. Nur müßt Ihr uns dazu Eure Kutte leihen.“

Da wandte ich mich um zu den frechen Menschen und sagte: „Eine Jüdin würde jedem, ob Jude oder Christ, ins Gesicht schlagen, der mit einem schamlosen Wort sich zu ihr wendete. Was ihr sucht, holt euch bei den Weibern der Christen.“

Damit ging ich meiner Wege. Sie schimpften und schriem: „Der Pfaff ist ein verkappter Jude! Hep! Hep! Pfui, wie er stinkt!“

Ich dachte: „Ruft nur euer Hep! Hep! hinter mir drein. Es ist gar kein solches Schimpfwort, wie viele meinen, könnte sogar manchem zur Ehre gereichen.“

Um nicht von neuem im Kloster eingeschlossen zu werden, was mich für lange Zeit vom Ghetto entfernt gehalten hätte, log ich, erhielt eine leichte Strafe, die ich mir selber um das Zehn- und Zwanzigfache verschärfte, schlich indessen nach wie vor in die Judenstadt. Am liebsten hätte ich alle Nächte auf der Schwelle meines Elternhauses geschlafen und dafür alle Tage gefastet und mich kasteit. Wäre ich jedoch noch einmal eine Nacht ausgeblieben, so hätte mir kein Lügen mehr geholfen, mich vor langer und strenger Klausur zu bewahren. So verzichtete ich denn auf diese glückseligen Nächte, wollte aber dafür nicht länger wie ein Verbrecher nachts im Ghetto umherschleichen, sondern am hellen Tage in der Judenstadt umhergehen. Dabei war ich mir wohl bewußt, was mir bevorstand, wenn man mich erkannte.

 Also ich ging in den Ghetto. Es war wiederum eines Sabbats und auf den Gassen nicht allzu viel Volks. In der Via Rua erkannte mich einer und wies mich anderen, daß in der ganzen Gasse ein Deuten und Murren entstand. Wo ich hinkam, wich man mir aus, als wäre ich ein Pestkranker. und die Mütter rissen die Kinder zurück, wenn diese in meinem Weg standen. Indessen nicht einer rief mir eine Verwünschung oder ein Schimpfwort nach; wo ich hinkam, war die Gasse still bis auf das leise Raunen und Flüstern, welches vor mir herlief.

Ich ertrug diese Verachtung eines ganzen Volkes, ging ruhigen Schrittes weiter und in die Synagoge, woselbst gerade Gottesdienst war, bei welchem meine ehemaligen Gefährten aus dem hohen Liede sangen, mein Vater die Gebete vortrug, und meine Mutter hinter dem Gitter bei den Frauen saß.

Ich sah wiederum die heiligen Abbilder der Bundeslade, des Leuchters und der Cherubime; ich grüßte wiederum mit den Augen den Pentateuch — —

Aber auch in der Synagoge ward ich erkannt. Hier wurden die Stimmen des Unwillens und der Verachtung gegen mich zu lautem Reden; also, daß dadurch der Gottesdienst gestört wurde, und mein Vater mitten im Gebet innehalten mußte. Dennoch blieb ich. Ich sah nämlich die Augen meines Vaters auf mich gerichtet und konnte den Blick nicht von ihm wenden, des Segens gedenkend, den er in jener Nacht für seinen Sohn vom Himmel erbeten. Da trat ein ehrwürdiger Greis auf mich zu und bat mich, den Gottesdienst durch meine Gegenwart nicht zu entheiligen.

Ich erwiderte mit lauter Stimme: „Vergebt mir!“

Darauf ging ich, und wiederum wichen alle mir aus. Ich dachte: „Könntest du dich niederwerfen und mit deinem ganzen Leibe daliegen, und alle schritten über dich hin, auch dein Vater, auch deine Mutter!“

Als ich den Ghetto verließ, kam ich gerade dazu, wie am Tor ein Judenkind von Christenkindern mißhandelt wurde. Die großen Leute — Christen natürlich — standen dabei und schauten der Mißhandlung ruhig zu. Ich riß das Kind aus den Händen seiner Peiniger und brachte es in den Ghetto; dabei hörte ich

.....
 sie hinter mir her sagen: „Was schert das den Mönch?“ Das nämliche schien auch des Knaben Mutter zu denken. Die Frau schaute mich mißtrauisch an und wandte sich ohne Dank von mir ab.

* 15 *

Wie ich bereits berichtet habe, gehörte zum Kloster ein großer Besitz an Weide und Ackerland.

Derfelbe lag nach den Albanerbergen zu, zwischen der lateinischen und der palästinischen Straße und befand sich dort eine Tenuta, darin der Pächter mit einigen Beamten und den Knechten wohnte. Zur Bebauung des Landes, welches unter dem Pfluge stand, und zur Ernte kam von den Gebirgen und der Meeresküste viel fremdes Volk, das sich in Grotten und Ruinen ansiedelte und so lange blieb, bis die Arbeit getan war. Diese Leute hatten gegen kärglichen Lohn einen schweren Frondienst zu verrichten, denn von hundert starben in manchem Sommer mehr als zehn an Fieber und Sonnenbrand. Auch verging keine Ernte, bei der nicht etliche erstochen oder erschossen wurden, und gerade die Tenuta meines Klosters, wo das unselige Volk am härtesten bedrückt ward. Schuld an solchen Übeln trug wohl vornehmlich der Umstand, daß dem Pächter das Land zu einem ungewöhnlich hohen Zins überlassen worden war, weshalb jener harte und geldgierige Mann sowohl seine Leute als das Land auf die schändeste und schändlichste Weise ausbeutete, um aus seiner Pacht möglichst hohen Gewinn zu erzielen. Nun geschah im ganzen römischen Lande zwar das nämliche, und niemand fand darin etwas Ungebührliches; indessen auf der Tenuta unseres Klosters standen die Dinge sogar für römische Verhältnisse schlimm und erregten ein peinliches Aufsehen. Lange Zeit hatte der Abt sich wenig darum gekümmert; jetzt vernahm er aber, daß unter der üblen Wirtschaft des Pächters nicht nur die Menschen zugrunde gingen, sondern auch — was viel schlimmer war — das Land. Dieses wurde so lange besät und geädert, bis alle Kraft aus der Scholle gesogen, bis das prächtige Erdreich gänzlich verwilderte. War dann die Pacht abgelaufen, so trug der tote Boden für eine lange Reihe von Jahren keinerlei Früchte mehr.

* 266 *

Dahiel der Konvertit

Doch in dieser Weise treiben es, wie gesagt, alle Kaufleute des römischen Aekers, bis das ganze Land, das noch nicht Wildnis geworden, zur Wildnis werden wird. Man glaube aber nicht, daß jene Krämer, Wucherer und Schinder Juden wären! Ist doch den ebräiſchen Händlern und Betrügern allein der Verkauf von Lumpen und altem Eisen gestattet.

Nun sollte jener chriſtliche Pächter wegen des jüdiſchen Wuchers, den er mit dem Lande trieb, von unserem Abt zur Rechenschaft gezogen werden, und war ich zu dieser Botschaft ausesehen worden.

Am frühen Morgen machte ich mich auf den Weg. Eigentlich hätte ich die Stadt durch die Porta Maggiore verlassen sollen; ich schlug indessen eine andere Straße ein: am großen Zirkus und den Thermen des Caracalla vorbei, durch das Thor des heiligen Sebastian hinaus auf die Via Appia antica. Es war dies an einem strahlenden Märztag. Ich sah häufig den blauen Himmel und die beschneiten Gipfel der Sabina, von den Blüten der Mandelbäume wie von rötlichen Schleiern umhüllt. Wo viele solcher lieblichen Bäumchen beisammen standen, glichen sie, aus der Ferne gesehen, rosigen Eilanden, die aus den braunen Hügelwogen des weiten Landes aufragten. Ach, lieber Herrgott, wie schön war deine Erde! Mein armer Verstand konnte es nicht fassen; und es sangen und jubelten davon doch die Lerchen, die hoch über mir hinschossen. Unter ihrem Gesang sprangen die Knospen der Bäume und Büsche auf; erblühten die Blumen, während die Menschheit in ihrer Qual verharren wird, so lange ein Menschenherz schlägt.

Plötzlich überfiel mich eine große Angst vor dem Anblick jener Gegenden, nach denen ich soeben noch ein so heftiges Verlangen getragen; um nicht das Grab der Cäcilia Metella, Hain und Thal der Egeria und alle anderen Stätten des Glückes meines Lebensfrühlings schauen zu müssen, ging ich auf einem weiten Umwege an der aurelianischen Mauer dahin, bis ich in die Nähe der alten Porta Asinaria gelangte. Von hier aus wanderte ich quer über die Felder, ohne umzublicken, der Stelle zu, wo mir in ziemlicher Entfernung eine Waldung hoher Pinien die Lage der Tenuta bezeichnete. Schaute ich auf, so sah ich gerade-

.....
 aus oder links nach dem Gebirge hinüber; auf meiner rechten Seite war für mich die Welt mit einem dichten Vorhang bedeckt.

Gegen Mittag erreichte ich das Gehöft, welches auf einer weiten Wiese inmitten einer überaus herrlichen Pineta gelegen ist, deren schlanke rote Stämme gleich Säulen aus Porphyrr aufsteigen. Rings ist der Wald von einer niedrigen Mauer umgeben, und weideten unter den breiten, die ganze Wiese beschattenden Wipfeln die großen Herden der Tenuta, Pferde und viele mächtig gehörnte Ochsen. Desgleichen gab es eine große Menge von Perlhühnern, Pfauen und Truthühnern, welche schimmerndes Geflügel in dem prächtigen Hain wie in der Wildnis lebte. Das Gebäude der Tenuta gleicht einer Feste mit gewaltigen Mauern und Thürmen; es schien gänzlich öde, als wäre es seit Menschengedenken von seinen Bewohnern verlassen. Wie ich auch pochte und schrie, es wurde mir nicht geöffnet, niemand ließ sich blicken. Nach langem Suchen fand ich bei den Ställen ein altes Weib, das an einer Mauer im Sonnenschein lag und seine Lumpen nach Ungezieser durchsuchte. Dieses Geschöpf Gottes trock zu mir hin, winselte mich an, schrie, ich sollte ihr die Beichte abnehmen und ihr ihre Sünden vergeben. Da ich ihr sagte, daß ich zu solchem Tun nicht die Befugnis hätte, begann sie mich heftig zu schimpfen: ich sei ein rechter Lagedieb! Was ich denn sonst zu tun habe, zu was ich sonst nutz sei? Sie würde keinen Mönch mehr füttern! Alsdann heulte sie von neuem, fing mit mir zu handeln an: ob ich für eine Ölsuppe, oder für eine Eierfrittata, oder für ein gefottenes fettes Perlhuhn ihr ihre Sünden vergeben würde? Wollte ich das nicht, so sollte ich mich zum Teufel scheren.

Nachdem das Weib mich genugsam verwünscht und ihrem Herzen Luft gemacht hatte, erfuhr ich nach langem Fragen, daß sich der Pächter mit dem Ministro und allen Leuten in der Vigna befände, welche die Tenuta unterhalb von Frascati besaß. So mußte ich denn bis zum Abend warten. Nun versuchte ich an dem Weibe meine christliche Pflicht zu erfüllen, redete ihr zu und sprach überaus ernsthaft und milde mit ihr, obwohl mir gar nicht so zu Sinne war, und ich folglich wieder einmal log und

heuchelte, daß ich mich vor mir selber schämte. Auch wollte das Weib gar nicht getröstet oder erhoben sein, sondern begehrte nichts als Vergebung aller ihrer Sünden, auf daß sie mit ruhigem Gewissen von neuem sündigen könnte, wie sie mir in aller Einfalt zugestand. Da ich ihr eine solche Absicht heftig verwies, wobei mein Zorn viel wahrer war als vorher meine Güte, begann sie ihr wüstes Schelten von neuem. Nun ließ ich sie in ihrem körperlichen und geistigen Unflat.

Ich begab mich fort vom Gehöft, setzte mich unter eine Pinie, betete, zog mein Brot hervor und aß. Später ging ich, mir die Äcker zu beschauen, die sich in einem greulichen Zustand befanden; große Strecken lagen voller Steine und Unkraut, waren versumpft und versandet, eine rechte Wildnis und Wüstenei, darinnen es einem Stachelschwein, welches über meinen Weg lief, und einem Pärlein Blauamseln, die über den vorjährigen, hohen grauen Disteln umherflatterten, besser behagte, als den Menschen.

Gegen Abe sah ich die Männer von den Albanerbergen her über die Steppe zurückkehren; zwei davon waren zu Pferde, der Pächter und der Aufseher. Das alte Weib lief ihnen entgegen, schon von weitem unter heftigen Gebärden schreiend: ein Mönch vom Kloster sei gekommen, den hätte der Teufel hergeführt; denn ein solcher — — Das andere konnte ich nicht verstehen. Als die beiden mich erblickten, kam der eine auf mich zugeritten.

Nun war dieser Leuteschinder und Landverderber ein überaus finsterner und troziger Mann von starker, stattlicher Gestalt, dem man seine schlimmen Taten gleich ansah. Er hielt sein Pferd dicht vor mir an und fragte mich, was ich wolle und wer mich gesendet. Ich erwiderte, ich käme im Auftrage meines Abtes und brachte alsdann in schlichten Worten die Beschwerde meines Klosters vor. Zufällig fand diese Unterredung auf eben einem solchen verdorbenen und verwüsteten Acker statt; daneben lag ein Feld, darauf junger Weizen überaus üppig in die Höhe schoß. Aber wie lange würde es dauern, und auch jener Boden trug nichts als Steine und Unkraut. Beide Äcker zeigte ich dem Manne, der auf meine harte Beschuldigung entgegnete: „Kehrt wieder zurück zu Eurem Kloster und sagt Eurem Abt, Ihr hättet seine Beschwerde bei mir vorgebracht und mir die beiden Äcker gezeigt:

.....
 der eine reiche Frucht tragend, der andere toter Boden. Und berichtet Eurem Abt, ich hätte, gleichfalls auf die beiden Felder hingewiesen, Euch erwidern: Seht, diese junge Saat, wie kräftig sie dasteht, reiche Ernte versprechend — gleicht sie nicht einem jungen Menschenkinde, darin das Leben herrlich aufgeht? Da ereignet es sich, daß jene Seele der Kirche verfällt, daß aus einem tüchtigen und nützlichen Menschen ein Priester und Mönch wird. Nun schaut Euch jene Seele nach einiger Zeit, etwa nach zehn Jahren, wieder an. Ich sage Euch, Ihr werdet sie wiederfinden so abgestorben, so bar aller Fruchtbarkeit und Nützlichkeit, wie eben dieser wüste und wilde Acker es ist: die Kirche hat aus dem fetten Boden alle Kraft gesogen und den Acker um seine ganze Ertragsfähigkeit gebracht. Was aber würde Euer Abt sagen, träte der Vater jenes im Kloster zugrunde gerichteten Jünglings mit einer Anklage vor ihn? Sicher, daß der Abt jenem Vater antworten würde: Gehet Eurer Wege! Die Seele Eures Sohnes ward Besitz der Kirche, und diese kann frei mit ihrem Eigentum schalten.

Also antworte ich Eurem Abte auf seine Beschuldigung: Gehet Eurer Wege! Ihr überliebet mir dieses Land gegen Wucherzins; ich ziehe aus diesem Lande, so lange es unter meiner Hand ist, nach Möglichkeit Nutzen, kümmere mich nicht um seinen Zustand, so wenig wie Ihr Euch um den Zustand der Seele kümmert, welche Euch anvertraut worden, und die Ihr verdorben habt.

So lasse ich Eurem Abte antworten.“

Damit wandte der Mann sein Pferd und ritt davon. Aber er hielt sein Tier noch einmal an und rief mir zu: „Habt Ihr in Eurem Kloster von dem Bruder Bartolomeo reden hören?“

Ich entgegnete: „Ich habe diesen guten und frommen Bruder viel rühmen hören. Er starb, ehe ich ins Kloster kam. Kanntet Ihr ihn? Es muß ein prächtiger Jüngling gewesen sein.“

„Er war mein Sohn — — Wollt Ihr in der Lenuta über Nacht bleiben, so sollt Ihr mir willkommen sein.“

Damit gab er seinem Tiere die Sporen und sprengte zum Gehöft. Doch ich folgte ihm nicht, sondern machte mich, trotz der anbrechenden Nacht, auf den Rückweg, der, mit der Antwort jenes Vaters im Herzen, ein unsäglich dunkler war.

Nach kurzer Zeit hatte ich den Weg verloren und versuchte

Dahiel der Konvertit

vergeblich, mich zurecht zu finden. Endlich blieb ich pfadlos auf der wilden Steppe, der Richtung zuschreitend, wo ein mattgelblicher Schein aus der Erde aufzubrauen schien und als ein fahles Gewölk darüber schwebte.

Dort lag Rom.

Es war ein mühseliges Wandern, bald über wüstes Feld, bald über junge Saat, jetzt durch sumpfige Niederung, sodann einen mit Buschwerk bewachsenen Abhang hinab, an antiken Ruinen und mittelalterlichen Thürmen vorüber, deren Trümmer den Boden bedeckten. Indessen meine Seele war gänzlich bei den Worten des Vaters jenes guten, im Kloster verstorbenen Jünglings, so daß ich der Beschwerden meines nächtlichen Ganges kaum achtete, sondern im Geiste vollständig andere Pfade wandelte — keinem Lichtschein entgegen, sondern mehr und mehr von einem himmlischen Glanz hinweg, hinein in die Finsternis. Wiederum mußte ich denken, wie in dem Glauben, den ich als Irrlehre anerkannt und abgeschworen, es sich schwerlich ereignen könnte, daß ein Vater von einem Diener seines Gottes so zu sprechen vermöchte, wie jener Vater zu mir von meiner Kirche gesprochen. Ich mußte denken, wie bei dem verfluchten und einer ewigen Verdammnis verfallenen Volk der Juden kein Jude über die Priesterschaft seines Glaubens so urteilen könnte, wie jener Christ über die Priesterschaft seiner Kirche geurteilt, dieselbe dadurch verurteilend, nicht allein die christliche Priesterschaft, sondern mit dieser zugleich die christliche Kirche, wie sie von jener geschaffen worden. — Ich mußte denken, wie dem verworfenen Stamm der Ebräer sein Göttlichstes, der Tempel, auch wirklich sein Göttlichstes war, wie einem Ebräer jede Nichtachtung dieses Allerheiligsten unmöglich wäre. Und was hatte ich, der ich noch ein Jüngling war, kaum gesalbt und geweiht, im Dienste des höchsten Gottes bereits an Verachtung meines geistlichen Gewandes und meines Klerus erfahren müssen! Herr, Herr, ich bekenne dir, daß mir in jener schwarzen Nacht das Judentum, das schändliche Judentum, erschien gleich einem hehren, leuchtenden Bildnis, und das heilige Christentum, wie es die Kirche Christi entstellt und schimpfirt hat, gleich einer Grimasse des Göttlichen: denn es offenbarte sich mir die Reinheit dieser und die Entartung jener Religion; und war doch der Kultus

Dahiel der Konvertit

der Juden der allerälteste auf Erden und dennoch heutigen Tages nicht anders, als er zu seinem Beginn gewesen.

Der jüdische Glaube war seit bald zwei Jahrtausenden besiegt und unterdrückt, verfolgt und geknechtet, indessen die Kirche Christi die triumphierende genannt wird.

Unterdrückte halten zusammen, klammern sich aneinander, helfen und schützen einander, leben in Frieden und dulden einer den anderen.

Sieger überheben sich. Einem Triumph folgt zügelloser Übermut der Gewaltigen, folgt Entartung — Darum wehe der herrschenden Kirche!

Wie steht geschrieben?

Die, welche die ersten waren, werden die letzten sein; wer erniedrigt ward, soll erhöht werden.

Darum Heil dir, du unterdrücktes —

Hilf Gott! Die ärgsten Versucher eines Menschen sind des Menschen Gedanken. Führe mich nicht in Versuchung! Herr, Herr, ich trage eine heiße Begier ein Christ zu sein, aber ein Christ in deinem göttlichen Sohne, und nicht ein Christ von Christi Kirche.

Wo bin ich hingekommen?!

Verirrt in Finsternis!

Als endlich meine Gedanken abließen mich zu versuchen, verspürte ich plötzlich in allen Gliedern eine solche schwere Ermattung, daß ich meinen eigenen Leib wie einen anderen fremden Körper auf mir lasten fühlte und kaum von der Stelle zu kommen vermochte.

Ich befand mich gerade in einem Tale am Rande eines Morastes, den ich an dem dichten hellen Dunst erkannte, der darüber schwebte — Fieberluft!

Nun wußte ich wohl: ich hätte mich nur niederzulassen brauchen, wo ich gerade stand, und ich wäre am nächsten Morgen erwacht, mit einer Krankheit in mir, daß ich mich alsbald für ewig hätte niederlegen können.

Ich fühlte mich denn auch wie gewaltsam hinabgezogen, ich sank nieder, und wenn ich mich wieder aufraffte und mich schwankenden Schrittes von der verderblichen zu der rettenden Stätte entfernte, so gehorchte ich damit nur jener alten Empfindung, die immer

Dahiel der Konvertit

noch mächtig in mir war und mir zu leben gebot, so lange ich noch unablässig nach dem Glauben rang, dem ich mich zugeschworen.

Mich mit Mühe auf den Füßen haltend, ging ich weiter. Als ich die Höhe erklimmen, sah ich unfern von mir in einer waldigen Schlucht ein Feuer brennen, daran Menschen gelagert waren — sabinische Hirten, wie ich glaubte. Denn ich gewahrte ihre weißen, wilden Hunde, und in einer Luffsteinwand den Eingang einer Höhle, darüber, vom Feuer rötlich bestrahlt, dichtes Buschwerk aufstieg. Da mich froz, ich auch starken Hunger verspürte, so schritt ich auf das Feuer zu, nicht ohne Furcht vor den Hunden, ich, der ich soeben hatte sterben wollen! Sobald ich mich vorsichtig näher wagte, witterte mich diese Teufelsbrut, etliche sprangen auf und stürzten mir unter schrecklichem Geheul entgegen. Ich wäre ohne Zweifel angefallen und zerrissen worden, hätte nicht eine Frauenstimme den wütenden Bestien geboten, von mir abzulassen.

Als ich diese Stimme vernahm, blieb ich stehen, regte und rührte mich nicht, hätte mich nicht vom Flecke gerührt, wenn die Bestien mich in Stücke zerrissen. Ich stand also, ließ mich von den Hunden beschnuppern und anknurren und sah nichts als das Feuer, daran Myrrha stand, ins Dunkel nach mir herüber blickend und die Hunde lockend, wie sie ehemals getan. Sie schien unverändert, als wäre seit meinem letzten Gang zu ihr kein Tag verfloßen; nicht einmal größer war sie geworden.

Jetzt trat eine Frau aus der Grotte, schaute gleichfalls scharf in die Nacht hinein und rief: „Wer ist da?“

Da ich doch nicht erwidern konnte, daß es ein Freund wäre, so schritt ich, ohne zu antworten, langsam, langsam auf das Feuer zu. Auf einmal stand ich Myrrha gegenüber.

Aber sie erkannte mich nicht.

Auch Judäa sagte nur: „'s ist ein Mönch.“

Sie sagte es, als spräche sie von einem Hunde.

Am Feuer lagerten die Juden aus dem Tal der Egeria. Einer mußte aufgestanden und vorgetreten sein, denn plötzlich erblickte ich ihn, und ward sein Körper gänzlich von dem hinziehenden Dampf umqualmt, während auf seinem Haupt der rote Flammenschein lag. „Mose!“

Er stand mir gegenüber, neben Myrrha und sah mich an, wie

.....
 nur mein Todfeind mich ansehen konnte. Seinem Blicke folgend hatte auch Judäa mich erkannt. Aber sie nannte mich nicht bei meinem christlichen Namen, sondern rief mit gellender Stimme: „Das ist der Sohn des Juden Simeon Garfadi, der Christ!“

Darauf versammelten sich die Ebräer um mich. Viele kamen aus den Grotten und Ruinen hinzu, alsdann trat Judäa vor. Auf mich weisend, sprach sie voll grimmigen Hohnes: „Da steht er, der uns rächen wird an unserem eigenen Volke und der den römischen Juden vergelten wird alle die Missetaten, die sie an Juden begangen. Denn dazu ward dieser ausersehen, als er noch im Mutterleib war. Bezeigt euch also liebevoll gegen diesen, bittet ihn, an unserem Feuer sich niederzulassen, auf daß er sich wärme; reicht ihm Speise und Trank, auf daß er sich labe; ladet ihn ein, in unsren Höhlen zu ruhen auf unsren weichsten Sellen, und grüßt ihn: Herr, Verheißener, Messias! Obschon ein Christ, soll dieser Jude uns hoch willkommen sein.“

Sie trat einen Schritt auf mich zu, neigte sich vor mir und fragte mich mit verhöhrender Demut: ob sie und ihre Tochter mir dienen dürften?

Ich erwiderte: „Ach, Judäa, die du mich haffest, weil meine Eltern Übles an dir getan, und ihr anderen Ebräer, die ihr mir ins Gesicht speien möchtet, weil der Stamm Juda, dem ich angehört, euch Böses erwiesen — seht: ich habe dieses Kleid angelegt, weil es ein Gewand des Friedens und der Menschenliebe ist, und weil ich hoffe, in diesem Kleid dem Himmel die Veröhnung mit euch, seinen ewigen Feinden, abzurufen; also, daß vor Gott nicht länger Juden und Christen sind, sondern nur Menschen! Menschen, die leiden, Menschen, die sündigen, Menschen, die bereuen und denen vergeben wird. Darum laßt mich in Frieden von euch gehen und habt selber den Frieden.“

Ich tat einige Schritte und senkte dabei die Augen; denn ich mußte dicht an Myrrha vorüber, die so fremd da stand, als hätten ihre Lippen niemals meine Lippen geküßt, als hätte ich niemals um sie geweint in unsäglicher Liebe und in unsäglichem Jammer. Da hörte ich Moses Stimme und blieb stehen, ganz nahe vor ihr.

„Sieh ihn an, Myrrha! So sieht einer aus, der seinen Glauben abgeschworen, der seinen Gott verleugnet, der sein Volk verraten,

Dahiel der Konvertit

der die Herzen seiner Eltern zermalmt hat. Sieh ihn dir wohl an, ihn, den ich geliebt, mehr als meinen Bruder, der dich geliebt, mehr als seinen Gott. Aber siehe — dieser ist schwachen Herzens. Er ist schlimmer und schändlicher als ein Tempelschänder und Muttermörder. Ist er doch beides geworden.

Frieden und Menschenliebe predigt dieser Abtrünnige? Aber sieh ihn an — ihr alle, seht ihn an! So schaut einer aus, der den Menschen den Frieden bringen will, Juden und Christen die Erlösung. Als ob wir Frieden mit jenen begehrten, als ob wir einer Erlösung bedürften? Alle sehet ihn an, wie er so blaß und jammervoll dasteht. Wißt ihr warum? Fragt ihn! Fragt ihn nach seinem neuen Glauben, nach der Kirche dieses Glaubens, nach den Priestern dieser Kirche. Fragt ihn, ob er selber Frieden hat, ob er selber sich erlöst fühlt? Seht das Ringen seiner elenden Seele; seht, wie er sich verdammt und verlassen fühlt von Gott und den Menschen.

Ich sage euch: Es wird für diesen kommen eine Zeit, da wird er wie ein Verschmachtender in der Wüste sein. Aber wenn er nach dem christlichen Kelch greift, um daraus zu trinken und sich vom Tode zu retten, so wird er leer finden den Kelch und vergeblich seine Hände nach dem Gott ausstrecken, der für sein Volk Manna regnen ließ in der Wüste. Es wird für diesen kein Tropfen vom Himmel herabfallen, und er wird verschmachten.

Also wird geschehen diesem! Also geschehe jedem, der wie dieser getan!“

Während Mose diesen fürchterlichen Fluch über mich aussprach, hob ich meine Augen und sah ihn an. Und ich sah Myrrha an. Aber auf dem einen Antlitz gewahrte ich nur Haß gegen mich und auf dem andern — kein Mitleid. Da schlich ich davon.

Ich ging nicht weit und mit solchen schweren, schleppenden Schritten, als wären meine Füße aneinander geschlossen. Den Hügel hinter dem Lager schritt ich hinan, hin über die Wiesen, und ich gelangte zu dem Steineichenhain. Am Saum des Gehölzes sank ich nieder.

Hier nun bin ich gleich eingeschlafen oder sonst um meine Besinnung gekommen. Ich lag wohl eine ziemliche Weile, ohne von mir zu wissen, als ich aufgeweckt ward. Jemand faßte mich hart an der Schulter und rüttelte mich stark. Ich fuhr in die Höhe, war

Dahiel der Konvertit

indefsen noch so betäubt, daß ich wieder zurücksaß. Wie im Traum sah ich, daß der Morgen dämmerte, und daß an dem fahlen Himmel der Mond unterging — eine glühend rote Sichel. Gleich einem Flammenzeichen hing es über Rom, gerade über der Peterskuppel. Erst dann gewahrte ich, daß ich nicht allein sei.

An meiner Seite kauerte jemand. Es war aber nicht Myrrha.

„Ach, Mose, bist du's?“

Ich sagte es mit einem tiefen Seufzer; darauf schloß ich die Augen wieder. Nach einer Weile fühlte ich, wie Mose sich über mich neigte; ich spürte seinen heißen Atem und hörte ihn raunen: „Ich bin es, du Abtrünniger und Verdammter, denn ich habe noch mit dir zu reden. Viele Stunden bin ich geseßen und habe deinem Schlummer zugesehauet, und ich weiß jetzt, daß auch Verfluchte ruhig schlafen können. Und nun höre mich, höre mich, was ich erwogen und beschlossen habe in den Stunden, da ich neben dir in dunklen Gedanken kauerte, die der Herr, mein Gott, der Gott deiner Väter, den du abgeschworen hast, als Gedanken des Lichts erkennen wird. Wir sind gewesen gleich Brüdern — gleich Brüdern seien wir in dieser allerletzten Stunde; aber nicht Mose und Dahiel, sondern Kain und Abel. Ich will Kain sein, der seinen Bruder erschlägt. Abel, Abel, du sollst sterben von meiner Hand.“

Ich regte mich nicht und dachte: Du schläfst und träumst, dich drückt ein Alp. Und weil die Angst mich beklemmte, stöhnte ich auf.

Mose fuhr fort zu flüstern und zu raunen: „Da du in Schmach und Schanden aus dem jüdischen Lager wichst, wußte ich, daß du nicht weit gehen würdest. Und ich fragte Myrrha, wo du wohl sein könntest. Die Jungfrau kannte den Ort und führte mich her und saß hier mit mir, bis ich sie fortschickte. Siehe, ich hätte dich töten können, während du schliefst, indem ich mich auf dich gewälzt und dich gewürgt hätte. Aber obgleich du sterben sollst von meiner Hand, weckte ich dich, und sobald ich zu dir geredet, werden wir miteinander ringen, und der Herr, mein Gott, der Gott Israels, den du geschändet hast, wird dich in meine Gewalt geben. Also, daß ich es an dir vollziehen werde, hier mit diesem Messer, wie Kain es an seinem Bruder Abel vollzogen. Und fragt der Herr mich: ‚Kain, wo ist dein Bruder?‘, so werde ich

dem Herrn antworten: ‚Du weißt es, Herr.‘ Und der Herr wird sprechen: ‚Du hast wohlgetan. Denn dieser, den du getötet, war ärger als ein giftiger Wurm, den man auch zertreten soll, wo man ihn findet.“

Ich hatte nun meine Augen weit geöffnet, sah das bleiche Morgenlicht ausgegossen über Himmel und Erde und den roten Mond unter sinken hinter den etrusischen Bergen. Und ich sah dicht neben mir Mose mit einem Anliß gleich einem Sterbenden, aber mit dem Blick eines heiligen Richters. Ich sah seinen gebrechlichen Leib aufgerichtet und neben ihm im Grase ein großes Messer. Doch blieb ich, wie ich war, mit dem Rücken gegen den Eichenstamm gelehnt und sagte nur: „Ach, Mose, warum willst du an mir zum Mörder werden? Du hast mich ja doch einstmals lieb gehabt.“

Er versetzte mit einer Stimme, die wie tönendes Erz war: „Eben darum!“

Ich fragte von neuem: „Ist denn dein Haß gegen mich gar so mörderisch?“

„Es ist nicht aus Haß, daß ich dich töte, sondern es geschieht um deinetwillen.“

„Wie, um meinethwillen, o Mose, sinnst du darauf, mir das Leben zu nehmen? Ach, denke doch —“

Er unterbrach mich: „Ich dachte daran, als ich hier bei dir saß, und dein schlummerndes Antliß mich gemahnte, daß ich dich einstmals lieb gehabt und auf deine reine Seele eine starke Hoffnung für Israhel gebaut. Ich habe alles bedacht, und ich will dir sagen wie alles kommen wird, wenn du nach dieser Stunde am Leben bleibst, womit Gott, der Ewige, dich nicht strafen möge.“

Bleibst du am Leben, so wirst du von dieser Stelle mit zermalmtem Herzen weichen; du wirst dein zermalmtes Herz deinem Gott darbringen, an den du glauben mußt, willst du nicht dein Haupt am ersten besten Stein zerschellen. Und es wird eine Zeit kommen, da alles in dir eitel Jammer und Leid ist, da alles sich wandelt zu Lüge und Trug. Alsdann wirst du ein großer Heiliger sein unter den Christen, aber ein falscher Priester vor Gott. Besihest du dann die Macht, und sollte es geschehen, daß du Gewalt bekämpfst über die Juden, deren Volk du einstmals

angehört, und vor denen du jetzt deine Augen niederschlägst — ich sage: ist dann dein die Gewalt, so wirfst du deine Gewalt gegen die Juden wenden, und das Volk, aus welchem du hervorgegangen bist, unterdrücken und knechten. Denn also muß es geschehen, und also ist es geschehen mit jedem von uns, der seinen Glauben abschwor und dadurch bei den Christen zu großem Ansehen gelangte.

„Deine Mutter würde einen Sohn gebären, und der spätgeborene Knabe Tod und Verderben bringen über Vater und Mutter und über viele vom Stamme Judä.“

Also ward deinen Eltern über dich von Judäa geweisagt. Und weil ich nun nicht will, daß die Weisagung sich erfülle, und daß du, der Sohn Simeon Garfadis, des Juden, einst die Juden verfolgst und zu verderben trachtest, und weil ich dich einstmals geliebt habe und dich immer noch liebe — um all dieser Dinge willen muß ich jetzt mit dir ringen, dich besiegen und dich töten.“

Nach diesen furchtbaren Worten warf er sich auf mich, und es geschah dies mit solcher Gewalt, daß ich mit dem ganzen Leibe niederfiel, und er mit seinem ganzen Leibe auf mich zu liegen kam. Ich regte mich nicht, denn mir war, als wäre mein Leben bereits aus mir geflohen. Schon hob er das Messer gegen mich —

Ich weiß nicht mehr zu sagen, wie alles sich ereignete; doch entsinne ich mich, daß über dem Albanergebirg gerade die Sonne aufging, und daß ihre ersten Strahlen mein Gesicht trafen. Vor meine Augen legte sich ein goldiger Glanz wie von Glorie, darin mir ein himmlisches Frauenbildnis erschien, gleichsam umhüllt von schimmernden Geweben, die allmählich feiner und feiner wurden und endlich zerrannen. Jetzt erst erkannte ich sie. Sie stand über mir auf der Höhe, gerade vor der großen gelben Sonnenscheibe, deren Strahlen von ihr auszugehen schienen.

Ich entriß Mose das Messer und versuchte mich zu erheben. Mein Mörder, mit beiden Händen meinen Hals umklammernd, mühte sich, mich zu würgen. Wir rangen zusammen. Ach, es war ein fürchterlicher Kampf, den ich bestehen mußte und dem Myrrha zuschaute. Als Mose stöhnend und röchelnd am Boden lag, richtete ich mich auf und wollte meinem lieben Todfeind in die Höhe helfen. Aber dieser, weil er keinen Mord hatte begehen

Dahiel der Konvertit

.....
können, gebärdete sich wie von Sinnen, verwünschte sich und Gott, daß ich von ihm ablassen mußte. Dann sagte ich zu Myrrha:
„Auch du willst meinen Tod?“

Sie begann am ganzen Leib zu zittern und fragte mit stockender Stimme: „Wollte er dich töten?“

„Aus Liebe, wie er sagte.“

„Aus Liebe —“

Sie seufzte, erschauerte und sah mich an, wie sie mich ehemals angesehen hatte, wenn ich sie gefragt, an was sie dachte, oder ob sie denn wirklich niemand liebte?

Jetzt raffte Mose sich auf, schleppte sich zu Myrrha hin, faßte sie beim Arm und gebot ihr: „Führe mich fort!“

Sie aber stand und sah auf mich. Ich sagte: „Tue, was er von dir verlangt; mich wird nicht dieser richten, sondern Gott.“

Sie aber regte sich nicht. Mose fuhr sie heftig an, sogleich mit ihm zu gehen. Doch sie, als hörte sie nicht, sprach zu mir: „Ziehe dieses Kleid aus, es macht dich so häßlich, und du warst so schön.“

Ich schwieg; sie wiederholte: „Ziehe dieses Kleid aus.“

„Ich kann nicht.“

„Wir pflücken wieder Blumen und winden wieder Kränze. Dann setze ich dir einen davon auf, damit man nicht sieht, was man mit deinen armen Locken getan hat. Komm!“

„Ich kann nicht.“

„Wir wollen wieder auf die Höhen steigen und zusammen die Sonne untergehen sehen. Komm! Komm!“

„Ach, Myrrha!“

„Wir setzen uns wieder in die leuchtende Marmorkammer unter das Bildnis der weißen Frau und lassen uns von den Sonnenstrahlen überrieseln. Und ich erzähle dir wieder —“

„Myrrha, lebe wohl!“

„Und ich küsse dich wieder.“

„Lebe wohl!“

Ich war bereits den Hügel hinab und vernahm von unten ihre süße Stimme, wie Vogelgezwitscher mich lockend. Da hörte ich Moses Ruf, drohend, gebietend, flehend: „Dahiel, Dahiel, komme wieder zu uns zurück! Sie soll dein sein!“

Ich schrie auf in gewaltigem Schmerz. Alsdann floh ich.

Zwei Wochen hindurch strömten ununterbrochen die Frühlingsregen. Die Gegend rings um den Palatin glich einem Sumpf; die Fluten des Liber stiegen beständig.

Ich hatte den Abt gebeten, mich wiederum nach Almosen auszusenden, auch dazu die Erlaubnis des Hochwürdigen erhalten. So befand ich mich denn jeden Tag auf den Gassen, mit hochgeschürzter, gänzlich durchnässter Kutte den Kot durchwatend, statt des Sackes eine große, aus Rohr geflochtene Tasche, darin das Brot, welches ich von milden Seelen empfang, vom Regen nicht durchweicht werden konnte.

Ich sammelte mit großer Geschäftigkeit, ging in die Häuser und bat demütig, aber dringlich um Gaben der Barmherzigkeit. Man spendete mir reichlich. Weniger aus Mildtätigkeit gegen die Bedürftigen, als vielmehr aus Mitleid mit mir, der ich in meinem nassen Kleide einherkam. Hatte ich mein Geschlecht gefüllt, so ließ ich dieses bei einem mir bekannten ältlichen Weibe und begab mich eiligst nach der Brücke Quattro Capi. Hier stellte ich mich auf der rechten Seite an das Geländer und schaute hinunter in den Fluß. Es stand aber jedesmal ein großer Haufe von Menschen auf der Brücke, das Steigen des Wassers zu beobachten. Alle sagten ein schreckliches Unglück voraus. Da dieses indessen hauptsächlich den Stadtteil treffen würde, darin das verachtete Volk wohnte, so warteten sie mehr mit Neugier als mit Sorge.

Jeden Tag sah ich, wie der Strom von Stunde zu Stunde höher stieg und berechnete, wann die gelben Schlammfluten — hörten die Wasserstürze des Himmels nicht alsbald auf — den Ghetto erreichen würden.

Noch zwei Tage, und die ganze Judenstadt stand unter Wasser.

Nun waren die Juden es zwar gewöhnt, beinahe jedes Jahr eine Zeit lang gleich den Kröten und Wasserratten zu leben; doch hatte der Fluß selten ein so bedrohliches Aussehen wie diesmal.

Mußte ich alsdann von meinem Posten auf der Brücke weichen und ins Kloster zurückkehren, ach, so behielt ich in meiner Seele

das Bild des schwellenden Wassers und der darüber hängenden elenden Hütten der Via Fiumara. Diese deuchten mich wie eine Schar in Lumpen gehüllter und zum Tode verurteilter Schwächer, an eine Felsenwand geschmiedet, zu der die mordenden Wogen aufstiegen, langsam, langsam, stetig, stetig. Ich hörte es in den Fluten glucksen und röcheln, als ertränke ein Mensch; darauf war es wiederum ganz still in der Tiefe, ganz lautlos.

Befand ich mich im Kloster, so schaute ich beständig nach dem Himmel, der Tag für Tag voll schweren schwarzen Gewölks hing. Ließ das Regnen einmal nach, war ich gleich überaus freudig; kaum aber hatte ich zu hoffen angefangen, so begannen die Güsse von neuem. In meiner Herzensangst wegen der Gefahr, die dem Ghetto drohte, betete ich inbrünstig, daß Gott dem Regen gebieten möchte, aufzuhören und die Juden nicht mit einer Überschwemmung ihrer Stadt heimzusuchen: es wären gewiß drei Gerechte darinnen. So betete ich, der Christ.

Eines Abends zeigte sich in der am niedrigsten gelegenen Straße zum erstenmale das Wasser. Als ich kurz vor dem Ube von der Brücke nach dem Kloster zurückeilte, vernahm ich das laute Jammern der Juden. Einige der vom Wasser am meisten bedrohten Ebräer wollten ihr Hab und Gut auf dem Plage, daran der Palast der Cenci lag, bergen, aber die Römer duldeten es nicht. Sie wurden also in ihren Zwinger zurückgetrieben, und hinter ihnen die Tore geschlossen.

Ach, wie liebte ich das Volk, von dessen Stamm etliche das unschuldige Gotteslamm an das Kreuz gebracht! Ich wußte es in Not und fühlte mich unzertrennlich zu ihm gehörig.

Hundert Jahre länger Verdammnis hätte ich erleiden mögen, um die Wassersnot gemeinsam mit den Juden bestehen zu können. Die ganze Nacht über wälzte ich mich schlummerlos auf meinem Lager. Von Zeit zu Zeit sprang ich in die Höhe, betete und kasteite mich; denn ich hoffte, durch scharfe Buße den Zorn des Himmels von den Juden abzuwenden und durch mein rinnendes Blut die wilden Wasserfluten verrinnen zu machen.

Kaum durfte ich am nächsten Morgen das Kloster verlassen, als ich mich schon, ohne des Einsammelns von Almosen zu gedenken, auf dem Weg zum Ghetto befand. Der Himmel, nach:

dem er das Unheil vollbracht, war eitel Glanz und Wonne, und brannten die Sonnenstrahlen mir in die Augen.

Weil das ganze Velabrum voller Schlamm und Kot lag, überstieg ich den kapitolinischen Hügel, den das übergetretene Gewässer des gelben Stroms umspülte. Was mußte ich erblicken? Die Piazza Montanara war zu einem Leich geworden, darauf die Leute mit Rähnen fuhren, und von dem aus die Wasserstraßen nach dem Ghetto führten. Am Rande dieses über Nacht entstandenen Sees befand sich eine große Menschenmenge, und rings um mich war ein Geschrei, daß man seinen Nachbarn nicht verstehen konnte. Sie zeterten: immer noch steige der Fluß, und sei der Wasserstand bereits jetzt so hoch, wie er seit einem Jahrhundert nicht gewesen. Im Ghetto flüchteten die Juden auf die Dächer, in der Via Fiumara stürzten die Häuser ein, viele Ebräer wären ertrunken, andere lägen unter den zertümmerten Häusern begraben. Dennoch rührte niemand die Hand, die Juden zu retten.

Ich schrie: „Laßt mich durch! Laßt mich durch! Im Namen Gottes und der heiligsten Jungfrau, laßt mich durch!“

Sie ließen mich durch; doch es dauerte eine geraume Weile, bis ich jemand gefunden hatte, der bereit war, mich in seinen Nachen aufzunehmen.

Der Mann, der das Boot führte fragte mich: „Wohin wollt Ihr, Bruder?“

„In den Ghetto.“

„Was wollt Ihr dort?“

„Retten!“

„Juden?“

„Ja.“

„Ich habe anderes zu tun. Ihr müßt wieder aussteigen.“

„Kommt heute abend in das Kloster am Palatin; daselbst wird man Euch bezahlen.“

„Wer wird mich bezahlen?“

„Der Abt. Fahrt zu!“

Der Mann entschuldigte sich: „Denn Ihr wißt, Bruder, Juden retten zu helfen, bringt keinen Gotteslohn ein. Ihr müßt mir geloben, daß Euer Abt mir zwei Skudi für die Fahrt zahlt.“

„Mein Abt wird Euch drei Skudi zahlen.“

„Abgemacht! — — Was gehen Euch die Juden an?“

„Fahrt zu!“

Wir fuhren.

Das war ein schlimmer Anblick! In allen Gassen das gelbe, schlammige, kotige Gewässer, bis zum ersten Stockwerk reichend. Lautlos flutete es dahin und führte alles mit sich, womit die römischen Juden Handel trieben: Lumpen und Lappen in einer solchen Menge, daß es die ganze Wasserfläche bedeckte und in den Winkeln, an den Straßenecken zu Bollwerken sich aufstaute, welche man, um weiter zu gelangen, mit Stangen durchstoßen mußte. Alle die Menschen, die nicht aus den Häusern geflüchtet waren, füllten die oberen Stockwerke und besetzten die Dächer. Alle lamentierten, wehklagten und schrien, und immer noch vernahm ich den Schreckensruf, daß die Wasser stiegen und stiegen.

Wir schifften an dem Bogen der Oktavia vorüber, woselbst die Kirche des heiligen Engels bis über dem Portal in den Fluten steckte. Hier nahmen Not und Jammer erst recht ihren Anfang, und war keine Hilfe zu erhoffen. Die enge Gasse, darin sich die Fischbänke befinden und die Via Nuova waren fürchterlich anzusehen. Dort ging es zum Hause meiner Eltern. Indessen dieses lag hoch und in ziemlicher Sicherheit. Also gebot ich dem Fährmann, seinen Nachen zur Via Giunara zu lenken, was dieser Christ erst tat, nachdem ich gelobt, ihm vom Abt fünf Skudi auszahlen zu lassen.

Übrigens war es schwierig, an den bezeichneten Ort zu gelangen, und schrien die Juden selber uns zu, zurückzubleiben, es wären viele Häuser eingestürzt, und die Bewohner zum größten Teil geflüchtet. Ich fragte die Leute nach der Mutter des Mose Halarki. Doch wußte niemand mir von dem Weibe zu sagen. Einige meinten: seitdem ihr Sohn bei den Ebräern im Tale der Egeria wäre, sei die Frau schwachsinzig geworden. Bei der großen Not hatte man ihrer ganz vergessen. Plötzlich rief jemand: „Das Haus der Sara Halarki stürze ein, und die Sara sei noch im Hause.“

Alles schrie schrecklich auf, alles schrie: „Helft! Helft!“ Alles jammerte: man könnte nicht mehr zu dem Hause gelangen, man mußte die Sara Halarki umkommen lassen.

„Über lauter als die Menschen um mich schrien, rief in mir eine Stimme: „O Angelikus, einst Dahiel geheiß — — Du hast diesem armen Weibe den Sohn genommen; wäre jetzt deine eigene Mutter in Todesgefahr, du müßtest deine eigene Mutter umkommen lassen, um jene zu retten.“

Der Fährmann war bis zum Eingang der Via Fiumara vordrungen; weiter zu kommen war nicht möglich. In jener Gasse, welche dem Flusse am nächsten und welche am tiefsten gelegen stand das Wasser am höchsten. Dazu kamen die Trümmer der eingestürzten Häuser, dazu kam die Menge der fortgeschwemmten Lumpen, vielerlei Hausrat, alles vermengt und gemischt mit den Schlammassen des übergetretenen Stromes. In kurzer Entfernung gewahrte ich das Haus von Moses Mutter mit klaffenden Rissen und überhängenden Wänden in einem ungeheuren Wust von geborstenem Mauerwerk, Trümmern und Lumpen steckend, wodurch es allein noch zusammengehalten ward. Ich hieß den Fährmann warten, gürtete meine Kutte bis zu den Knien und sprang aus dem Nachen. Hätten alle diejenigen, die meinem Unternehmen zuschauten, nur nicht so gräßlich geschrien. Aber das Geschrei, welches hinter mir drein gellte, brachte mich schier um meine Besinnung.

Ich sprang von Schutthaufen zu Schutthaufen; wo ich das nicht konnte, warf ich mich getrost in das Wasser, in dem ich wohl versunken wäre, hätten nicht Schlamm und Morast den Boden so hoch bedeckt, daß ich überall festen Fuß fassen konnte. Aber es bedurfte einer langen Zeit, die kleine Strecke zurückzulegen, währenddem das arg gefährdete Haus jeden Augenblick einzustürzen drohte. Desgleichen so die Häuser zu meiner Rechten und Linken.

Wollte ich verzagen und ermatten, so brauchte ich nur zu denken: du mußt zu der Frau, die durch dich um ihren Sohn gekommen; und ich gewann sogleich wieder Kräfte.

Endlich erreichte ich das Haus.

Daneben hatte der schreckliche Strom bereits alles niedergerissen, und ich schaute hinaus auf eine weite braune Schlammflut, darinnen das Haus mit geborstenen Mauern stand.

Einige Augenblicke später befand ich mich in einer Kammer des ersten Stockwerkes.

Dahiel der Konvertit

Hier war sie nicht. Ich rief: „Sara Halarki! Sara Halarki!“
Keine Antwort.

Da vernahm ich Gesang aus dem 87. Psalm: „Sie ist fest gegründet auf den heiligen Bergen. Der Herr liebet die Lore Zions über alle Wohnungen Jakobs. Herrliche Dinge werden in dir gepredigt, du Stadt Gottes; Sela.“

Die gespenstische Stimme schien aus der Luft herabzudringen. Ich rief wieder, aber der Gesang währte fort. Doch dann — dann fand ich sie.

Sie kauerte auf der finsternen Treppe, die zum zweiten Stockwerk führte, und war das Wasser beinahe bis zu ihren Füßen gestiegen. Ich stürzte hin, beugte mich über sie, rief sie an. „Sara Halarki!“

Sie kreischte auf, drückte sich gegen die Mauer, stierte mich an.

Ich sagte: „Sara Halarki, steh auf und folge mir. Ich bin gekommen, dich zu deinem Sohn zu bringen. Schnell, laß uns zu ihm gehen! Dein Sohn Mose wartet auf seine Mutter.“

Sie stieß ein klägliches Gewimmer aus und barg das Haupt in ihrem Schoß. Da umfaßte ich sie und bemühte mich, sie emporzuziehen. Aber das Weib riß sich los, schaute mir wiederum starr ins Gesicht, erkannte mich, rief meinen jüdischen Namen und floh vor mir, die Stiege hinauf.

Erst droben auf dem flachen Dach erreichte ich sie, und war es höchste Zeit. Sie stand da, beide Arme mit steif gespreizten Fingern nach mir ausgestreckt, die Augen weit aufgerissen und mit dem Blick des Wahnsinns auf mich gerichtet. So wich sie langsam vor mir zurück, gegen die Brüstung, die nach der Seite der Gasse nur niedrig war.

Aber als ich mich ihr nahen wollte, um sie zu fassen und sie aus dem zusammenstürzenden Hause zu tragen — Gott, Herr Gott! da warf sie sich rücklings hinab.

Sie wollte sich nicht retten lassen von einem, den ihr Sohn verwünscht hatte — —

Ich mußte mich alsdann selbst retten, was wie durch ein Wunder geschah. Kaum befand ich mich auf der Gasse, als das Haus zusammenbrach, so daß ich nicht einmal den Leichnam der Sara Halarki für ihren Sohn bergen konnte. Auch auf meinem Rück-

Dahiel der Konvertit

weg zum Nachen entran ich nur mit Mühe und Not dem Tode. Ach, ich bin wohl einer von denen, die der Herr gekennzeichnet hat, daß sie jede Gefahr überstehen, damit sie alles erleiden, was ihnen bestimmt worden; einer von denen, die nicht sterben können, bis das Maß ihrer Trübsal voll.

Unterdessen war es bekannt geworden, wer ich sei; und hatten einige das arme Weib rücklings auf die Gasse stürzen sehen, weshalb manche glaubten, ich, der Christ, hätte mich an dem Leben der Jüdin vergriffen. So ward ich denn mit Geschrei und Verwünschungen empfangen, und würde man wohl eine tätliche Rache an mir genommen haben, wenn nicht verständige Männer das Volk beruhigt hätten. Sie riefen: „Bevor ihr diesen Christen richtet, vernehmt ihn! Niemand wagt sein eigenes Leben, um ein armes, schwachsinziges Weib zu töten!“

Ich berichtete den Vorgang und auch, weshalb das Weib sich nicht von mir hatte retten lassen wollen. Man glaubte mir, riet mir indessen, mich sogleich zu entfernen, da meine Gegenwart im Ghetto den Juden nur Unheil brächte. So mußte ich denn die Stätte des Jammers verlassen, ohne eine Hand zur Hilfe rühren zu können.

Ich versprach dem Fährmann nochmals, daß er die ausbedungene Summe erhalten sollte, stieg auf der Piazza Montanara am Kapitol aus dem Nachen, drängte mich durch die Menge, suchte einen einsamen Ort auf, woselbst ich mich in der Sonne niederlegte, meine durchnäßte Kutte zu trocknen. Darauf reinigte ich mich notdürftig und ging wieder dahin zurück, von wannen ich gekommen war, und wohin fortan alle meine Wege führten.

Ich begab mich zum Abt, neigte mich demütig und bat: „Gebt mir von dem reichen Erbe, welches dem Kloster durch mich zugefallen, fünf Skudi heraus, denn fünf Skudi wurden von mir einem Manne gelobt, der mich bei der Ueberschwemmung im Ghetto in seinen Nachen aufnahm.“

Der Hochwürdige forschte: „Was wolltest du in der überschwemmten Judenstadt?“

Ich erwiderte der Wahrheit gemäß: „Juden retten. Statt dessen kam eine Jüdin durch mich um ihr Leben. Gebt mir die fünf Skudi, damit ich dem Manne nicht wortbrüchig werde.“

Dahiel der Konvertit

Ich will, so Ihr es genehmigt, neben meinen täglichen Bittgängen um Almosen, auf den Gassen und in den Häusern so lange betteln, bis ich dem Kloster die fünf Studi zurückerstattet habe.“

Der Hochwürdige sprach strafend: „O Bruder Angelikus, wann wirst Du lernen, christlich zu sein?“

„So ist es unchristlich, seinem Nächsten in der Not beizustehen?“

Der Hochwürdige belehrte mich: „Ein Jude ist nicht Dein Nächster. Geh! Ich werde dem Mann, dem du schuldest, die fünf Studi auszahlen lassen.“

Ich neigte mich, dankte demütig und ging.

Eine volle Woche blieb der Ghetto unter Wasser. Auch in anderen Theilen der Stadt stand das Wasser hoch, namentlich in der Gegend der Rotonda; indessen im Vergleiche zu dem Judenquartier zeigte sich das Übel für die Römer gering. Schauderhaft war der Zustand der ebräischen Stadt nachdem die Gewässer sich wieder verlaufen hatten. Schlamm bedeckte die Gassen und Straßen, füllte die unteren Stockwerke der Häuser; und mit dem Schlamm vermengte sich alles, was an Lumpen nicht fortgeschwemmt worden. Zu allem Unglück kam eine starke Hitze, welche einen großen Gestank ausbrütete und schwere Fieber verursachte. Auch die Römer wurden von der greulichen Krankheit befallen und war unter den von dem Übel Ergrieffenen die Sterblichkeit groß. Daran sollten die Juden die Schuld tragen.

Wenn ich ausging, Almosen für die Armen zu sammeln und nebenbei Geld zu erbetteln, mußte ich alles mit anhören, was man in der Stadt über die Juden sagte; ja ich mußte sie schmähen und verwünschen lassen und konnte nichts dagegen tun. Ich brauchte nur den Mund zu öffnen, um die Ebräer zu verteidigen, die Christen zu ermahnen, milde zu sein, so hatte ich sogleich alle gegen mich.

Im Sommer ward ich zum Abt entboten, welcher in einer langen Rede mir mittheilte, ich sollte mich zum Priester vorbereiten, ein Gebot, darüber ich heftig erschrak, sogar im Herzen ganz verzweifelt war, wo ich doch hätte jubeln und jauchzen müssen, als über ein großes Heil, das mir widerfahren sollte. Nachdem der Hochwürdige gesprochen fragte ich, ob ich reden dürfte.

Es ward mir gewährt.

Ich sagte — und ich sagte es voll tiefster Demut: „Hochwürdiger Vater, ich wollte Euch fragen: kann ein Christ, der im Herzen ein Jude ist, ein christlicher Priester werden?“

Der Abt fuhr mich mit scharfer Stimme an: „Bruder Angelikus, wie meinst Du das?“

Ich versetzte: „Hochwürdiger Vater, ich möchte mir von Euch Belehrung erbitten, denn in den heiligen Büchern und Schriften finde ich nichts darüber gesagt. Ich bitte Euch deshalb inständigst, belehrt mich.“

Der Hochwürdigste fragte zurück: „Wie kann ein Christ ein Jude sein?“

Darauf ich: „Wenn er doch ein Jude gewesen?“

Und der Hochwürdige: „Wenn er ein Christ geworden, hat er die Irrlehre des jüdischen Glaubens und die Berruchtheit des ebräischen Volkes durch die Gnade des Herrn erkannt.“

Wiederum ich: „Hat er das wirklich erkannt?“

Wiederum der Hochwürdige: „Da er seinen Glauben abgeschworen und seinen Gott verleugnet — —“

Ich unterfing mich, hier dem Hochwürdigen in die Rede zu fallen: „Auch Judas hat seinen Herrn verraten um dreißig Silberringe. Da kann wohl ein unwissender Jüngling seinen Gott verleugnen — um seiner großen Liebe und seines Wahnes willen. Aber als der Hahn krächte, ging Judas hinaus und erhängte sich. Der andere Schächer jedoch blieb nicht allein leben, sondern soll auch nun obenein Priester werden. Wie viel besser als dieser Christ, der ein Jude gewesen, war Judas Ischariot, der seinen Herrn und Heiland verraten.“

Der Hochwürdige, ganz fahl im Antlitz, zürnte: „Bruder Angelikus, das sind gottlose Reden!“

Und er begann gewaltig in mich hinein zu sprechen. Ich ließ mich tadeln, schelten und ermahnen, und als der Hochwürdige ausgeredet hatte, fragte ich in aller Bescheidenheit: „Vergebt, hochwürdiger Vater, aber welche Antwort erteilt Ihr mir?“

„Welche Antwort?“

„Darf ein schlechter Christ, der in seiner Seele ein guter Jude ist, ein Priester des höchsten Gottes werden, welcher die Herzen kennt und die Nieren prüft? Heißt das nicht Gott versuchen?“

 Ist das nicht Gotteslästerung? Ich stehe Euch an, antwortet mir, denn ich stehe vor Euch und vor Gott in schwerem Zweifel, in schrecklicher Gewissensangst und Noth.“

Und wie ich so meine Qual und Herzenspein vor dem Abt austöhlnte, ergrimmete dieser, sprang auf und rief mit einem Antlitz, das gänzlich entstellt war: „Der Christ, der ein Jude gewesen, hat der Kirche unbedingten Gehorsam gelobt und deswegen — —“

Indessen ich fiel dem Hochwürdigen abermals in die Rede: „Und also muß der Christ, der ein Jude gewesen, der Kirche Gehorsam leisten. Und also wird der Christ, der in seinem Herzen ein Jude geblieben, ein christlicher Priester werden. Ich danke Euch für die empfangene Belehrung.“

Ich ging, und der Hochwürdige ließ mich gehen.

* 17 *

Ich fand mich ab mit Gott. Darin hatte ich bereits große Übung erlangt. Denn weil ich stets von neuem wieder in Zweifel, Ungehorsam und Sünde verfiel, suchte ich schließlich nach einem Auswege, um nicht sinnlos zu werden. Dieser bot sich mir in einer Disputation mit Gott, bei welcher ich zuletzt jedesmal recht behielt. Ich begann die Unterredung, antwortete für Gott und wußte es jedesmal so zu drehen und zu wenden, daß es Gott nichts half, und er mir schließlich zugestehen mußte, es sei so und nicht anders.

Diesesmal dauerte die Unterredung lange, und sicherlich wäre ich dem Zorn des Herrn unterlegen, hätte ich nicht schließlich zu Sankt Franziski vornehmstem Gebot, der völligen Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten, meine Zuflucht genommen. Ich fragte den Herrn: ob etwa er mein nächster Vorgesetzter sei? Darauf mußte mir der Herr zugeben, daß er zu meinem nächsten Vorgesetzten den Abt bestellt. Nun hatte ich gewonnenes Spiel. Ich sagte dem Herrn gerade heraus: „Ja, wenn das so ist, warum hast du mir keinen andern und bessern zum Abt gegeben? Nun hast du dich der Macht über mich begeben und also nichts mehr darein zu reden: der Abt befiehlt und ich gehorche dem Abt. Das Schlimme und Schlechte, das daraus entsteht,

Dahiel der Konvertit

kümmert mich nicht, und es kümmert mich nicht, daß es eine Sünde gegen dich und den heiligen Geist ist. Sieh zu, wie du mit mir fertig wirst. Es wird ein falscher Priester aus mir werden, aber du hast es nicht anders gewollt. Ich habe keinen Teil daran.“

Nachdem ich mich also mit dem Herrn abgefunden, dachte ich nicht weiter über meinen Mangel an jeglicher Würdigkeit zum Priester der heiligen Kirche nach, sondern ich warf mich voll Eifers auf die Vorbereitung zu meinem neuen Stande. Die Amosenbittgänge wurden einem Laienbruder übertragen, und ich widmete mich ganz der großen Sache. Als die Zeit gekommen, erhielt ich die Priesterweihe, las zum erstenmal die Messe, genoß das Blut Christi und spendete den Gläubigen Christi Leib. Alle diese gewaltigen und erhabenen Dinge vollzogen sich, ohne daß ich derselben im mindesten würdig gewesen wäre.

Ich fand mich indessen ab mit Gott. Darauf ward mir das Amt des verstorbenen Bruders Eustachius übertragen, den Juden in der Kirche des heiligen Engels Bekehrung zu predigen.

Es geschah eines Sabbats in der Adventzeit, daß ich zum erstenmal vor den Juden sprechen sollte. Nun war es üblich, einer solchen nichtswürdigen Predigt denselben Text unterzulegen, über welchen am nämlichen Tag der Rabbi in der Synagoge zum jüdischen Volke gesprochen. Ich tat anders: Ich wählte für meine erste Predigt jenen Vers aus dem fünfundsechzigsten Kapitel des Jesaias, den ein jüdischer Konvertit an die Wand der christlichen Kirche bei der Brücke Quattro Capi hatte schreiben lassen und welcher lautet: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Also jener grausame Tag — gesegnet sei sein Andenken! — war gekommen. Bis zu dem Augenblick, da ich mich zu dem Bogen der Oktavia zu begeben hatte, blieb ich in meiner Zelle, mit meiner Predigt beschäftigt. Ein böser Geist — ich spreche im christlichen Sinne — war in mich gefahren, und ich wollte den Höllengeist aus mir reden lassen, wenn ich auf der Kanzel stand, die Juden, denen ich das Heil verkünden sollte, vor mir versammelt, von den Häschern zusammengetrieben. Eine gewaltige, herrliche Freude überkam mich, wie solche ein Feld:

Dahiel der Konvertit

.....
herr vor einer Schlacht empfinden mag, darin ihm der Sieg gewiß ist; und ich konnte die Stunde, wo ich hintreten sollte, um als christlicher Priester den Juden Bekehrung zu predigen, kaum erwarten. Auch in dieser Sache hatte ich mich abgefunden mit Gott und Gottes Zustimmung dazu erhalten — in heißem Kampfe ihm abgerungen. Dieses vollbracht, brauchte ich den Herrn nicht um Kraft und Mut anzugehen.

Ich dachte: Was werden sie mit dir beginnen, wenn du dieses vollbringst?

Ich wußte es nicht und war ungemein begierig, es zu erfahren.

Sie würden alle dabei sein, der Hochwürdige, die Väter und Brüder; auch der Bischof. Sie wollten alle mit anhören, wie der getaufte Jude den Juden von ihrer ewigen Verdammnis donnerte; wie er ihnen die Greuel des Heidentums, die Wonnen des Christentums schilderte; wie er ihnen zurief: „Bekehre dich, Jude! Dein Unglauben stinkt auf zum Himmel. Bekehre dich, Jude!“ Sie wollten alle mitansehen, wie der getaufte Jude vor den getreuen und gerechten Juden stand, ohne von dem Horn Jehovas zermalmt zu werden, ohne sich an die Brust zu schlagen: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Ansehen wollten sie, wie ich das Schändliche beging, ohne mir selber ins Gesicht zu schlagen und vor mir auszuspeien.

Sie sollten kommen, sie sollten hören und sehen!

Ein Bruder pochte an meine Zelle und meldete, daß es Zeit sei.

Ja, es war Zeit!

Ich ging.

Als ich nach dem Bogen der Oktavia kam, standen die Türen der Kirche bereits weit offen. Aber noch war kein Jude drinnen. Ich begab mich in die Sakristei, woselbst der Küster auf mich wartete. Dieser Mann sagte mir, daß zu dem heutigen Gottesdienst kein einziger Jude sich freiwillig einstellen würde, daß sie heute alle hineingetrieben werden müßten; es sei eben ein gar zu verstocktes und dem Heil unzugängliches Volk.

Ich antwortete: „Da habt Ihr recht!“

Nun trat ich in die Kirche, schritt zum Altar, beugte die Kniee, nahm das Allerheiligste herab, küßte es und trug es hinweg.

Jetzt harrte ich in der Sakristei auf den Anfang des Gottesdienstes. Ich vernahm, wie die Juden in die Kirche getrieben wurden, wie die Häfcher sie hart anfuhrten und schimpften, wie einige der also Behandelten laut wehklagten.

Unterdessen ließ ich mir von dem Küster über die letzte Predigt des Bruders Eustachius berichten: wie freudigen und erhobenen Geistes dieser gewesen, wie er mit leuchtendem Antlitz auf der Kanzel gestanden, wie er dem verstockten und dem Heil unzugänglichen Volke mächtig ins Gewissen geredet.

Alsdann ging dieser getreueste Diener des Herrn und richtete sich selbst. Ich aber, ich lebte noch!

Es kamen einige Geisliche in die Sakristei und beglückwünschten mich. Ich dankte ihnen. Sie meinten: es müßte heute für mich ein hoher Feiertag sein, ein Tag der Gnade und der Wonne. Ich erwiderte: sie hätten recht, ein solcher Tag wäre es für mich. Endlich kündigten sie mir an, die ganze Kirche stünde voller Juden, und sie führten mich im Triumph hinaus, bis an die Kanzel.

Ich stieg hinauf.

Da stand ich nun und sollte reden. Mit lauter Stimme sprach ich den Text aus dem Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Als ich aber beginnen wollte, über den Text zu predigen, erhoben die Juden ein Geschrei, daß man kein Wort verstand, und ich zu sprechen aufhören mußte. Die Häfcher schlugen mit ihren langen Stäben unter die Ebräer, bis alle stille waren, und ich von neuem anfangen konnte zu predigen: „Ich recke meine Hände aus zu einem ungehorsamen Volke — —

Hier stehe ich, ein christlicher Priester und recke meine Hände aus zu euch, ihr Juden, ihr Ungehorsamen und Verstockten, die ihr euch nicht wollt bekehren lassen zu dem allein seligmachenden Glauben, sondern eurem Jehova getreu bleibt, trotzdem dieser Gott eurer Väter euch schmachten läßt in der Knechtschaft und kein Ende findet, euch Plagen zu senden und unsäglichen Jammer. Ihr aber haltet zu ihm, ihr glaubt an ihn, ihr hofft auf ihn.

O ihr Loren!

Dahiel der Konvertit

Für alle eure Leiden auf Erden werdet ihr keinen himmlischen Lohn empfangen.

Wohl aber werdet ihr verdammt sein.

O, ihr Toren, ihr blöden Toren!

Betrachtet uns Christen, wie wir selig sind im Herrn. Hört uns jubeln und jubilieren, denn unser ist das Himmelreich.

Seht, es liegt vor euch. Ihr brauchtet nur eure Hände auszustrecken, und ihr empfangt es. Aber ihr wollt nicht. Ihr verschmäht das Himmelreich, ihr haltet fest an eurem Gott, ihr verbleibt in eurer Knechtschaft, ihr ertragt euren Jammer, ohne Unterlaß hoffend und harrend, daß der Messias komme. Ohne Unterlaß hoffend und harrend! Nicht für euch, sondern für diejenigen, welche nach euch kommen.

Ihr Toren, ihr blöden, blinden Toren!

Ich recke meine Hände aus zu euch, ihr Ungehorsamen und Verstockten, die ihr euch nicht wollt bekehren lassen zu einem Glauben, der seine Priester ausendet, allerorten Proselyten zu machen, und diese alsdann sich hinstellen läßt, öffentlich vor den Augen des Volkes, dem sie einst angehört haben, um diesem Volke Bekehrung zu predigen.

Ich, der Konvertit, predige euch also.

Juden, bekehrt euch! Bekehrt euch zu einem Glauben, dessen Bekenner die Juden in einen Zwinger stecken, sie in eine christliche Kirche treiben, die Juden gleich stinkenden Tieren achten, die Juden ausrotten möchten vom Erdboden.

Wie — ihr wollt nicht? Wie — ihr bleibt eurem Gott und eurem Glauben treu?

Hier stehe ich, ein christlicher Priester, und recke meine Hände aus zu euch, ihr Verdammten, und preise euch um eures Ungehorsams und eurer Verstocktheit willen und stehe euch an — seht ihr, mit aufgehobenen Händen — darin verharren zu wollen und verwünsche jeden von euch, welcher nicht darin verharrt, sondern mir nachtut.

Und ihr, gottselige Juden — —“

Aber weiter kam ich nicht.

Alle Geistlichen waren aufgesprungen, schrieten, ich sei toll geworden, drangen gegen die Kanzel vor und geboten mir zu schweigen.

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

Bischof und Abt verließen mit Gebärden des Entsetzens die Kirche, indessen von den anderen etliche auf die Kanzel stiegen, mich gewaltsam hinunter zu drängen, was sie gar nicht nötig gehabt hätten; denn ich hatte vollführt, was sie von mir gefordert — wozu sie mich gezwungen: ich hatte den Juden gepredigt.

Diese verhielten sich vollkommen ruhig. Aber sie waren blaß geworden und als ich hinausgeführt wurde, drängten sie sich zu mir, riefen mich bei meinem alten Namen, nickten und winkten mir zu. Und ich las in ihren Augen, daß sie mir vergeben hatten.

Und ich war glücklich, glücklich!

★ 18 ★

Nachdem sich erwiesen, daß ich nicht toll geworden — was man indessen verschwieg — erhielt ich meine Strafe zugesprochen. Diese bestand in sofortiger Verbannung aus Rom nach einem sabinischen Felsenkloster, welches unter dem gestrigen Abt Evaristus stand.

Es war aber, als wäre ich ein siebenfacher Totschläger und sollte für zeitlebens auf die schändliche Galeere gesandt werden.

Zwei Brüder wurden mir mitgegeben, denen befohlen war, mich zu bewachen; ihnen ward streng verboten, ein Wort mit mir zu reden oder auf eine meiner Fragen Antwort zu geben. In ihrem Geleite machte ich mich eines frühen Morgens auf den Weg, ohne daß ich von einem der Brüder hätte Abschied nehmen dürfen, was mir zu meiner eigenen Betrübniß nicht schwer ward.

Auch der Hochwürdige hatte mich nicht mehr sehen wollen. Ich wußte, daß er mir im Herzen tausend Verwünschungen mit auf den Weg gab, und daß ich nicht bei einem im Kloster eine brüderliche Gesinnung oder ein christliches Bedauern für mich zurückließ.

Wir verließen Rom durch die Porta San Lorenzo. In der Basilika des Heiligen verrichteten meine Begleiter ihre Andacht, während deren Dauer ich vor der Lüre bleiben und auf der Schwelle niederknien mußte. So geschah es bei jeder Kirche, jeder Kapelle, die an unserm Wege lag.

★ 294 ★

Dieser führte uns gerade auf das schimmernde Gebirg der Sabina zu, welches gleich einer gewaltigen leuchtenden Wand vor uns aufstieg. Sie anblickend dachte ich: Das dünken mich heiligere Mauern, als diejenigen waren, aus denen man mich verbannt hat. Wenn diese Felsenwände dich von der Welt scheiden, wird es dir besser ergehen, und du gelangst vielleicht doch noch zum Glauben und zum Christentum, oder aber zum Frieden.

Also schaute ich beinahe freudig vorwärts, wo mir über dem lichten Felsentrücken die beschneiten Gipfel entgegenschimmerten.

Viele sabinische Hirten kamen uns entgegen: Greise, schöne Jünglinge, zarte Knaben, sämmtlich mit Flöten, Schalmeyen oder Dudelsäcken. Sie zogen nach Rom, in dieser heiligen Stadt anzubeten und die Geburt des lieben Heilands zu feiern. Denn diese armseligen Männer, welche mit den Fellen ihrer Ziegen und Lämmer bekleidet waren, dachten zu dieser Zeit daran, daß ihnen zuerst die Botschaft verkündet worden: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. — Euch ward heute der Heiland geboren.

In Scharen zogen sie heran, und wo eine Kapelle oder ein Kreuz sich erhob, da machten sie halt, stellten sich im Kreise auf und begannen, der holdseligen Gottesmutter und dem lieben Jesuskind nach Herzenslust etwas vorzublasen und vorzupfeifen.

So oft wir auf solche musizierende Hirten stießen, blieben wir stehen, entweder vor einem Heiligtum an der Straße, oder auf freiem Felde, oder vor einem Madonnenbild in einer Oliveta, oder vor einem verfallenen Kapellchen am Rand eines Eichenwäldchens. An allen diesen Plätzen fanden sich zu gewissen Stunden andere Hirten ein, deren Herden in der Nähe weideten. Sie stellten sich mit den wandernden Genossen auf, bliesen und pffisen.

Meine beiden Wächter gefellten sich jedesmal zu den anbetenden Hirten. Der eine von ihnen war gleich mit ein Priester; dieser erteilte alsdann den Leuten seinen Segen oder er wurde vom Volke gebeten, ihnen zu predigen. Alle versammelten sich um ihn und er stand und erzählte den Hirten die Geburt des Heilands. Es hingen die Augen der guten Leute an den Lippen des Predigers, mit andachtsvollen Mienen lauschten sie seiner Geschichte: ach, und wie sie glaubten! Herr, Herr, Herr, wie sie glaubten!

Auch bei diesem wahrhaft heiligen Gottesdienst mußte ich von

ferne stehen und zuschauen; und da — zum erstenmal geschah es, daß ich mir wie ein Verbannter und Ausgestoßener vorkam. Ich stand und fühlte wiederum jene unsägliche Sehnsucht und hätte wiederum vor Sehnsucht meinen Geist aufgeben oder mich steinigen und kreuzigen lassen mögen; und ich fühlte mich wiederum gleich einem Verschmachtenden in der Wüste.

Ach, und wie ich jene in Felle gehüllten, einfältigen Menschen um ihres Glaubens willen beneidete! — Herr, Herr, Herr! wie ich sie beneidete!

Erst am Nachmittag erreichten wir Livoli, an welchem schönen Ort wir die Nacht zubringen wollten. Meine Wächter gingen mit mir in ein Kloster unseres Ordens, das neben einem prächtigen Landhause der Erste, nahe der Porta romana, gelegen ist. Ich wurde vor den Prior geführt und von diesem hochwürdigen Manne streng ermahnt, in mich zu gehen und Buße zu tun, denn mein Frevel stänke zum Himmel auf, und Gott ließe sich nicht ungestraft beleidigen. Drauf brachte man mich in eine dunkle, feuchte Zelle, reichte mir ein Stück Brot und schloß hinter mir ab.

Am nächsten Tage setzten wir die Wanderung fort, jenseits der Anioschlucht, auf der alten Via Valeria, welche auch nach Subiaco führt, tief in das wilde und prächtige Gebirge hinein. Es war eine wahrhaft heilige Frühe. Aus den schattigen Tälern stieg ein zarter Dunst empor, und der rosige Himmel hing voll lichter Wölklein. Ich freute mich des fröhlichen Lebens in den Oliveten, darin gerade geerntet wurde. In dem silberhellen Laub glänzten die schwarzen Früchte, welche die Jungfrauen Livolis pflückten. An jeden Baum standen mehr als sechs Leitern gelehnt, auf denen die Mädchen bis in die Wipfel hinaufstiegen, daß von ihnen nur ihr rotes Nieder oder ihr buntes Schleiertuch zu sehen war, oder zuweilen ein schönes braunes Antlitz aus den hellen Zweigen hervorlugte. Sie sangen in den Ästen wie die Vögelein, und es widerhallte von ihren Liedern der Wald.

Auch heute begegneten uns viele sabinische Hirten, auch heute predigte ihnen der Priester auf freiem Feld das Evangelium, auch heute stand ich, brennende Sehnsucht im Herzen, von ferne. Es geschah häufig, daß die guten Leute zu mir traten, mich an-

Dahiel der Konvertit

redeten und mich aufforderten, mit ihnen der Mutter und dem Kinde Verehrung zu erweisen. Alsdann bedeutete ich ihnen, daß sie mich lassen mußten. Ich gewährte, wie sie sich abwendeten und den Bruder über mich befragten, wie dieser ihnen Auskunft gab, und wie sie dann voller Scheu auf mich blickten. Wohl sind selig zu preisen alle, die einfältigen Gemütes sind.

Mittags rasteten wir hinter der sabinischen Stadt Vicovaro in dem Franziskanerkloster San Cosimato.

Dieses Heiligtum liegt in einem Zypressenwalde auf einem jäh absteigenden Felsen über dem Anio, der hier in das harte Gestein tiefe Grotten gerissen. Selbige sind heiliger Aufenthalt; denn in diese Felsenhöhlen flüchtete Sankt Benedikt, da ihm von einem schlimmen Abt nach dem Leben getrachtet wurde. Zwei Raben wiesen ihm von seiner Einsiedelei bei Subiaco hierher den Weg. Doch ward mir nicht gestattet, die geweihte Stätte zu betreten.

Im Kapuzinerkloster von Arsolli übernachteten wir das zweitemal. Der Prior war ein überaus frommer Mann, der sich dermaßen über meine Veruchtheit entsetzte, daß er meine Begleiter hat, von meiner Sünde für die Seelen seiner Mönche Vorteil ziehen und mich ihnen als böses Beispiel aufstellen zu dürfen. Die Bitte wurde dem gottesfürchtigen Mann gewährt. Ich mußte mich in ein Bußhemd hüllen, bekam eine Geißel in die Hand, alsdann wurden die Mönche zusammengerufen und in zwei Reihen aufgestellt. Nun trat ich ein, durchschritt die lebendigen Gassen, wobei ich mich geißelte und mit lauter Stimme ein Bußgebet absprach.

Dreimal mußte ich denselben Weg tun.

Am dritten Tage der Wanderung verließen wir die Via Valeria, begaben uns ein Stück Weges wieder zurück auf die andere Seite des Anio und verloren uns in das hohe Gebirge.

Wie wild und einsam die Welt sein konnte! Ein Schauer überlief mich, da ich die große Öde wahrte, nur Himmel und Felsen. Aber über der Wildnis mochte noch immer der Geist Gottes schweben, wie er einstmals über den Wassern geschwebt hatte.

Wir wanderten viele Stunden, und das ungeheure Schweigen begann mich zu ängstigen. Um den Ton einer Stimme zu hören, richtete ich zum erstenmal eine Frage an meine Begleiter, doch

Dahiel der Konvertit

sie antworteten mir nicht. Ich fragte ein zweites- und drittesmal, da hoben sie einen Bußgesang an; in diesen durfte ich mit einstimmen.

Unter den feierlichen Tönen zogen wir durch die starren Klippen, bis auf einmal der Fels vor uns sich zu spalten und zu öffnen schien, als hätten die Klänge unseres Psalmes ihn erschlossen. Ohne den Gesang zu unterbrechen, traten wir ein in den Spalt und gewahrten hoch über dem Abgrund das Kloster. Ich konnte nicht anders: ich blieb stehen und schaute zurück. Mir war's, als ob die wilde Wand hinter uns sich wiederum schließen müßte.

Unser Gesang verhallte in den Gewölben, in den Gängen des Klosters.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in der Felsenabtei ward ich zum erstenmal zum Abt Evaristus entboten. Der gestrenge und hochwürdige Herr erwartete mich im Hofe und saß auf einem Maultiere. Er befahl mir, ihm zu folgen.

Der Abt ritt voraus und nach ungefähr zwei Stunden gelangten wir auf den Gipfel eines hohen Berges, darin sich eine enge Höhle befand. Vor der Öffnung war ein hohes Kreuz aus Cypressenholz aufgerichtet, und man vermochte zu der Grotte nur zu gelangen, indem man sich dicht an der Felsenwand entlang schob. Wer von Schwindel erfaßt wurde, der tat wohl, den Weg mit geschlossenen Augen zurückzulegen, denn schrecklich war der Abgrund, der zur Seite sich aufthat.

Abt Evaristus war von seinem Tier gestiegen und mit mir zur Höhle gegangen. Hier standen wir nun und schauten auf die Gipfel der sabinischen Alpen. Kein Baum war zu sehen, kaum ein Grassalm.

Abt Evaristus sprach: „In einer ähnlichen Höhle des umbrischen Berges Subiasso hat der heilige Franziskus viele Jahre gelebt und in der Einsamkeit mit seinem Gott gerungen und von sich abgetan, was sündig und menschlich an ihm war. Deshalb ward in dieser Wildnis diese Höhle von mir ausersehen als Aufenthalt für solche Jünger San Franziski, welche es notwendig haben, in der Einsamkeit mit Gott zu ringen und ihre Sünden von sich zu tun.

Diese Höhle ist die Strafzelle unseres Ordens.

Mancher, der gottlos oder ungehorsam oder sonst gänzlich verwerflich war, hat diese Höhle bezogen: einige für Tage, andere

Dahiel der Konvertit

für Wochen und Monate. Einige waren bereits nach Tagen, in dieser Höhle zugebracht, gottesfürchtige, gehorsame und reuige Diener des Herrn und der Kirche, bei anderen brauchte es längere Zeit.

Es hängt von dem Willen eines jeden ab, der diesen Aufenthalt bezieht, wie lange er an demselben verbleibt.

Ich habe dich hieher geführt und ich zeige dir diesen Ort, auf daß du durch den Anblick gemahnt wirst, deine Sünde abzutun, ehe ich dich dazu verurteilen muß, solches Reinigungswerk in der Einsamkeit zu vollbringen; der Anblick dieses Ortes soll dich warnen.

Du bist ein gottloser und ungehorsamer, ein gänzlich verwerflicher Mensch; siehe denn, wohin du es mit deinen Lastern bringen kannst: bis hinauf zu diesem Felsengipfel.

Nun kehre um mit mir.“

Entsetzt faßte mich. Ich konnte nicht reden, vermochte auch nicht, dem Abt gleich zu folgen. Da ich den fürchterlichen Pfad zurückschritt, ohne meine Augen zu schließen, wäre ich beinahe gefallen.

Wieder in das Kloster zurückgekehrt, mußte ich drei Tage unter scharfer Geißelung fasten; alsdann kam Abt Evaristus in meine Zelle.

Er fragte mich: „Was meinst du, Bruder Angelikus, wird der Orden die Strafe der Verurteilung zur Felsenhöhle gegen dich anwenden müssen?“

Ich schrie auf: „Nein! Nein!“

„So unterwirfst du dich?“

„Ja! Ja! Ja!“

Und ich unterwarf mich.

Ich war zerknirscht, reuevoll, bußfertig; ich war in allem ergeben und demütig; ich war gehorsam.

Abt Evaristus gebot mir: „Schreibe die Geschichte deiner Bekehrung nieder. Ich will die Schrift nach Rom senden, als Beweis deiner Reue, deiner Unterwerfung, deines Gehorsams. Schreibe also!“

Und ich schrieb. Zuerst wußte ich kaum, wie ich es beginnen sollte; zuerst lag mein Geist gänzlich gefesselt in den Banden meiner Furcht, in der Nacht meines Grauens vor jenem fürchterlichen Ort; denn ich war feige. Ich heuchelte und log.

Auch wußte ich zuerst gar nicht, was ich mit meinen Gedanken

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

beginnen, wie ich dieselben ordnen, ausdrücken und aufzeichnen sollte — der leichte Federkiel ruhte so schwer in meiner Hand, daß dieselbe mir beinahe erlahmte.

Aber ich war gehorsam: ich schrieb!

Wenn es gar nicht gehen wollte, fastete ich, oder ich geißelte mich. Ich hungerte und mißhandelte mich so lange, bis ich schwach und stumpf war. Und immer, immer das Grausen von jener gräßlichen Stätte.

Unter dem Druck dieses Grausens setzte ich hinter den Namen meiner Eltern gehorsam die mir gebotene Verwünschung, zunächst in Worten, alsdann noch lange Zeit in Gedanken.

Es ist mir aber wunderbar ergangen. Allmählich verlor ich meine Angst, allmählich überwand ich mein Grausen und auch die Feigheit; allmählich ward der Federkiel in meiner Hand leichter und leichter, allmählich lief er schneller und schneller über das Papier, bis mir das Aufzeichnen meiner Gedanken, das Niederschreiben meiner Geschichte so leicht wie das Athemholen wurde. Jedes Wort ward mir gleich einem Ausatmen aus tiefster Brust; ich empfand, als stünde ich auf einem hohen Berg, in frischer Luft, im Sonnenschein.

Ich danke dafür meinem Gott, und ich danke dafür Evaristus, meinem hochwürdigen und gestrengen Abt.

Dieser wird jetzt meine Schrift lesen, denn sie ist beendet: ich habe ihm Gehorsam geleistet.

Alles habe ich der Wahrheit gemäß aufgezeichnet.

Nur, daß ich meine Eltern segne, statt ihnen zu fluchen, daß ich die Juden liebe, statt sie zu hassen, daß ich den jüdischen Glauben, den Glauben meiner Väter, für göttlicher halte als den christlichen.

Gleich werde ich dem Abt Evaristus diese Bekenntnisse abgeben. Der Abt Evaristus wird sie prüfen, der Abt Evaristus wird sie verdammen. Ich erwarte meine Strafe. Ich kenne sie: die Felsenhöhle; aber —

Ich unterwerfe mich nicht!

Wie ist mir so frei, wie ist mir so leicht und wohl.

Oh, mein Vater! Mutter! Mutter!

Dritter Teil

Auf dem Berg der Verdammnis.

Wo bin ich, hier droben in der Felsenwildnis. Seit wann bin ich hier? Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie lange ich mich bereits an dieser Stätte der Verdammnis befinde; in meinem Kerker, auf meinem Nichtplatz, in meinem Grabe. Ich habe die Tage, die Wochen, die Monate nicht gezählt.

Mir scheint's, als hätte ich Gedächtnis und Erinnerung verloren. Es ist mir ganz recht so. Vielmehr, es ist mir ganz gleich. Wozu bedarf der Mensch des Gedächtnisses? Besser für ihn, er vergißt. Und nun gar die Erinnerung! Man sollte sie sich ausbrennen können, wie einem die Augen ausgebrannt werden. Es müßte gut tun, im Gehirn eine spitze, züngelnde Flamme zu spüren. Und das Feuer fräße alles, was in eines Menschen Kopf kreist; Gedanken, Vernunft, Bewußtsein verloderten in der Glut. Und ebenso müßte es mit der Empfindung geschehen können: der Mensch sollte imstande sein, sich abzutöten, daß er von seinem Leibe nichts mehr fühlte, und stäche man diesen mit glühenden Nadeln, vielleicht daß er es dann ertrüge, wenn das Leben ihm giftige Pfeile ins Herz stößt — —

Ich will fortfahren, was ich an mir beobachte und bemerke, getreulich zu verzeichnen; dem Himmel werde ich damit schwerlich dienen, wohl aber mir selbst.

Ich bin matt und vermag die Hand auf dem Papier kaum fortzuschieben. Versuche ich nachzudenken, so ist mir, als ob mein Gehirn klirrend gegen den Schädel stieße.

Ich erinnere mich: es gibt Menschen, die ihre Sinne haben, und die eines Tages von ihren Sinnen kommen. Mit solchen muß es der Himmel gut meinen.

Am nächsten Tage.

Unter heftigen Schmerzen besinne ich mich nach und nach, wie es sich mit mir begeben hat.

Dahiel der Konvertit

Abt Evaristus fragte mich, ob ich bereue. Aber was sollte ich bereuen? Daß ich Christ geworden bin?

Ja, ich bereue. Ich bereue Zeit meines Lebens und in alle Ewigkeit.

Abt Evaristus forderte mich auf, zu widerrufen. Was sollte ich widerrufen? Daß ich den christlichen Glauben angenommen hatte?

Ja, ich widerrufe. Ich widerrufe, daß Himmel und Erde davon gellen.

Abt Evaristus heischte von mir, zu sühnen. Was sollte ich sühnen? Die Todsünde, die ich an meinen Eltern, an meinem Freunde, an meiner Geliebten, an meinem ganzen Volke begangen?

Ja, ich will sühnen! Sühnen will ich unter Stöhnen und Ächzen, in Qual und Herzeleid, sühnen will ich, wie nie ein Mensch, weder Christ noch Jude, eine Untat gesühnt hat.

Nachdem Abt Evaristus mir also Herz und Nieren geprüft und für gänzlich unchristlich befunden hatte, sprach er über mich das Urteil aus, dem ich mich willig unterwarf; habe ich doch Ärgeres verdient.

Sie nahmen mich und führten mich davon, und alle gaben mir das Geleite. Auch das Bild des heiligen Franziskus führten sie mit, das Ora pro nobis wurde gesungen, und über meinen Abfall eine große Lamentation erhoben.

Wir langten an auf dem Gipfel und an jener Stelle, wo der schmale Pfad längs der Wand sich hinzieht. Hier nahmen die Brüder Abschied von mir, und nur dreie folgten mir weiter: Abt Evaristus und zwei Väter. Der eine mit dem Bild von Sankt Franziskus, der andere mit einem Krüge Wassers, einem Laib Brot, der Geißel und einem Büchlein, darin das Leben des Heiligen beschrieben steht.

Wir traten ein in diese Höhle, die Väter setzten nieder was sie trugen, und das Bild des Heiligen wurde aufgestellt. Dann sprach Abt Evaristus die christlichen Worte: „Hier sollst du leben, du Abtrünniger und Verlorener, bis du den Weg wieder zurückfindest. Wildnis und Wüste seien deine Wohnstatt, Sturm und Regen deine Genossen, Sommerglut und Winterkälte deine Freunde. Deinesgleichen seien die Vögel unter dem Himmel. Du kannst

Dahiel der Konvertit

dich in den Abgrund stürzen, der offen unter dir liegt; du kannst in die Öde entweichen, die um dich sich ausdehnt — dem Gericht entgehst du nicht. Wir aber wollen beten, daß hier, wo die Menschen dich verlassen haben, die Gnade des Herrn dich finde.“

Und sie beteten mit lauter Stimme für mich. Dann ließen sie mich allein.

Was tat ich darauf?

Ich warf mich nicht in den Abgrund, denn ich wollte leben; ich entwich auch nicht in die Wildnis, denn ich wollte sühnen.

Ich legte mich nieder, mit meinem Haupt auf einen Stein, und blieb so liegen.

In den ersten Tagen schlief ich viel, sowohl bei Tag als bei Nacht, rührte auch weder das Brot noch das Wasser an, obgleich ich starken Hunger und noch stärkeren Durst verspürte. Es war übrigens gar nicht so schlimm. Nach den ersten heftigen Schmerzen wurde ich bald matt, dann kamen allerlei Träume, Gestalten, Visionen. Ich hungerte gern. Einmal vollständig erschöpft, kam ich nicht wieder zu Kräften. Als ich dann nicht mehr nachzudenken vermochte — das war das Schönste.

Öffne ich die Augen und wende das Haupt, so überblicke ich beinahe alles, was ich von meiner Behausung aus überhaupt erblicken kann: jenseits der tiefen Schlucht einen gewaltigen Felsengipfel und darüber ein winziges Stücklein Himmel. Beides schaue ich häufig lange Zeit an, ohne dabei einen Gedanken zu haben; lieber noch halte ich die Augen geschlossen.

Den Tag erkenne ich daran, daß es in meiner Höhle dämmert und vor der Höhle hell wird. Scheint draußen die Sonne, so bereitet mir ihr helles Licht heftige Schmerzen; wenn der Mond leuchtet, empfinde ich ein heißes Gelüst nach dem Abgrund. Am besten ertrage ich die Sterne. Ich sehe ihnen gern zu, wie sie aus dem dunklen Felsenhaupt so sanft und leise hervorblicken und dann hinter den Felsen meiner Höhle verschwinden; neue Sterne kommen und gehen, und es ist, als ob das ganze Firmament an mir Verlassenen vorüberzöge.

Einmal erblickte ich, auf den Gipfel hingelagert, ein purpurfarbiges, wundersam strahlendes Abendgewölk, über die Maßen

Daniel der Konvertit

herrlich, als wäre es das Gewand Jehovas. Ich richtete mich auf und rief: „Herr, hier bin ich!“

Aber der Herr ging an mir vorüber — die Wolke zog weiter.

Ein anderes Mal schwebte ein gewaltiger brauner Vogel an dem Eingang meines Grabes vorbei, mir so nahe, daß ich das Rauschen seiner Fittiche vernahm. Doch auch das war nicht der Herr. Der Gott meiner Väter will nichts wissen von mir, seinem treulosen Sohne.

Ich kann warten.

Jede Woche kommt vom Kloster ein Bruder heraufgestiegen. Derselbe bringt mir einen großen Krug Wasser und einen Laib Brot. Beides setzt er zu meinen Häupten nieder. Dabei richtet er jedesmal dieselben Fragen an mich: „Bereust du? Widerruffst du? Demütigst du dich?“ Worauf ich ihm jedesmal mit einem dreimaligen „Nein!“ geantwortet habe. Danach verläßt er mich wieder; denn anderes als diese Worte darf der Mönch nicht mit mir reden, auch auf keine Frage mir Antwort geben.

Wieder kam eine Zeit, wo ich schreckliche Pein und grimmige Schmerzen litt; mir war's, als würden meine Eingeweide von einem höllischen Feuer verzehrt und mein Gehirn von tausend Ameisen zernagt und gefressen. Auch fror ich. Es kam bittere Kälte, und der Gipfel vor mir bedeckte sich mit Schnee; demnach war es Winter geworden.

Da brachte der Mönch eine wollene Decke mit, die er neben den Krug und das Brot legte, wo ich sie liegen ließ; denn ich will an Leib und Seele so elend werden, wie ein Mensch das nur sein kann, und ich will alles Menschliche an mir niedertreten und töten. Der Bruder, welcher mein schweres Leiden gewahrte, tat eines Tages wiederum seine drei Fragen, und ich fand kaum die Kraft, dieselben eine nach der andern zu verneinen.

Bald darauf milderten sich meine Qualen und hörten nach kurzer, schwerster Pein völlig auf. Beinahe, daß ich nun immerfort schlief. Aber auch wenn ich wachte, wußte ich kaum von mir; denn ich konnte Schlaf und Wachen — Traum und Wirklichkeit nicht mehr voneinander unterscheiden. Da merkte ich, daß ich sterben würde; und der Herr versuchte mich und es unterlag mein Geist dem Fleisch, also daß ich auf mein Leben und meine Sühne

Dahiel der Konvertit

Verzicht leistete und von Sterbenswonnen durchdrungen ward. Ich sage euch, die ihr mühselig und beladen seid: wenn schon das Leben ein Geschenk der höchsten Liebe Gottes sein soll, so ist der Tod etwas viel Herrlicheres und Himmlischeres; denn er ist eine Spende der höchsten Gnade Gottes.

Aber noch einmal erwachte ich zum Bewußtsein. Da gewahrte ich auf meiner Brust eine große silbergraue Schlange. Sie hatte sich fest zusammengeringelt und schien sich in meiner Kutte über meinem brechenden Herzen wärmen zu wollen. Mein letzter Gedanke war, daß ich nicht einsam stürbe. Dann schwanden mir die Sinne unter himmlischen Klängen, und mein Geist taumelte in den Tod, als ob dieser das ewige Leben wäre.

Als ich meiner dann wieder bewußt ward, war meine erste Empfindung Schreck und Entsetzen; und zwar traf es mich so gewaltig, daß ich davon aufgerüttelt wurde, wie wenn der Odem Gottes mich berührt hätte. Wehe mir: ich lebte! Verzweiflung erfaßte mich. Ich schrie auf gleich einem wilden Tier, wälzte mich am Boden, stieß mein Haupt gegen den Felsen, raste und tobte und kroch auf Händen und Füßen dem Abgrund zu.

Da sah ich einen Glanz auf meiner Brust, gleich einem himmlischen Schein. Ich griff danach und faßte etwas, das sich gar lind und weich an meine starren, kalten Finger schmiegte. Es war eine starke Strähne langen, goldig leuchtenden, seidigen Haares, welches ich die ganze Zeit über, ohne dessen eingedenk zu sein, auf meiner Brust getragen hatte, und welches nun bei meinem tollen Gebaren aus der Kutte gegliitten war. Diese Flechte Frauenhaares, deren ich gänzlich vergessen hatte, hemmte mich auf meinem Todesgang. Es bedurfte aber einer Weile, bis ich mich erinnern konnte, daß es das Haar der schönen Elelia war, welches sie in Santk Bonaventura dem Heiligen dargebracht hatte: an dem Tage, da sie sich dem wackeren Terenzo vermählte. Als ich in Rom aus dem Kloster verstoßen ward, begab ich mich in die Kirche und raubte dem Heiligen das leuchtende Frauenhaar, barg es auf meiner nackten Brust über meinem Herzen und entwich damit: das einzige, was ich aus dem Kloster mit mir nahm in meine Verdammnis. Nun kauerte ich am Boden, schaute auf den Glanz auf meiner Brust und entsann mich, daß ich einstmals

geliebt worden war, und daß ich in meinem Leben, außer vielem Bösen, auch etwas Gutes begangen hatte; und siehe da — an dem Haar des Weibes, das eine Missetäterin gewesen, leitete mich des Herrn Hand lind und sanft wieder in das Dasein zurück.

Aber noch etwas schier Grausiges geschah. Denn wie ich so auf das Haar hinstarrte, schien es sich plötzlich zu regen und lebendig zu werden. Und siehe, aus meiner Kutte kroch die Schlange hervor, die ich, als ich zu sterben meinte, über meinem Herzen gesehen hatte. Das Gewürm mochte sich vor der Kälte in dem warmen weichen Haar geborgen haben.

Un dem goldigen Haar der Tochter der Welt spannen sich meine Lage weiter. Ich legte mir die Strähne wie eine Schlinge um den Hals, so daß die weiche Flechte meinen ganzen Menschen erwärmte, nahm wieder Speise und Trank zu mir, hüllte meinen zum Gerippe abgekehrten Leib in die wollene Decke und schaute um mich, wo vor mir der Gipfel immer noch im Schneegewande herüberschimmerte. Sogar Freude empfand ich, denn jene große silbergraue Schlange wollte nicht von mir weichen. Ich bereitete ihr aus einem Fegen meiner Kutte ein weiches Lager und fütterte sie mit Brosamen. Mir aber war mein Behagen an der Genossenschaft des giftigen Gewürms ein Beispiel, wie schwer es dem Menschen fällt, allein zu sein, und daß er durch nichts so dem Leben abstirbt, wie durch Einsamkeit. Denn es sucht ein Geschöpf Gottes das andere; und wo es nicht so ist, geschieht es nicht nach dem Willen des Höchsten.

Als der Mönch wiederkam und mich lebend fand, verwunderte er sich über die Maßen und tat seine drei Fragen — wie ich wohl merken konnte in der Meinung, mich gänzlich verwandelten Sinnes zu finden. Auch erwiderte ich ihm dieses Mal nur auf die beiden ersten Fragen mit einem Nein; nach der dritten Frage bat ich ihn: er möchte bei seinem nächsten Besuch Linde, Papier und Feder mitbringen; denn ich wäre voll heißen Verlangens, den Gang meines Geistes in allen seinen Windungen, Schleichwegen und Irpfaden aufzuzeichnen. Der Bruder durfte mir nichts entgegen, aber ich mußte, daß er meine Botschaft dem Abt ausrichten würde, und wartete in ungestümer Sehnsucht auf das

Dahiel der Konvertit

Verstreichen der langen, langen Lage. Indessen fuhr ich fort, für meine Gefährtin zu sorgen, und fühlte unablässig nach der Flechte, die ich um meinen Hals trug; und es war mir beides wie kühlender Balsam in brennende Wunden geträufelt.

Dann erschien der Mönch und brachte mir, um was ich gebeten hatte, und siehe: da ward mein zerrütteter Geist wiederum froh.

Und ich begann zu schreiben.

Jetzt weiß ich, wie lange ich hier oben eingeschlossen bin, ich habe es mühsam ausgerechnet: fünf Monate mögen es sein. In diesen fünf Monaten habe ich mein Felsenloch nicht verlassen, wie ich denn auch kein einziges Mal einen Schritt gegangen, sondern nur gekrochen bin, niemals aufrecht gestanden, sondern nur gekniet habe. Den größten Teil dieser langen Zeit verbrachte ich auf dem nackten Fels liegend, so daß mein Rücken geschunden und voller Wunden ist, als hätte ich mich mit der Geißel das Fleisch aufgerissen. Nahrung habe ich nur so viel zu mir genommen, als nötig war, mich am Leben zu erhalten; meine Eingeweide müssen gänzlich vertrocknet sein, denn ich kann mein Brot nur genießen zu einem dünnen Brei erweicht und auch dann nur mit großen Schmerzen. Meine Zunge ist dermaßen geschwollen, daß ich sie nicht zu regen vermag, meine Hände sind wekl und zitternd wie die eines alten Mannes, mein Haupt ist schwer, als wäre mein Schädel voll Blei. Aber meine Augen haben sich gewöhnt, auch in der Nacht zu sehen und die Dinge zu erkennen. Dagegen sticht mich der schwächste Tageschein wie ein Messer ins Gehirn.

Dennoch murte ich nicht. Es lebt eine große Kraft in mir, die sich nicht töten läßt, und ein gewaltiger Troß ist in mir erwacht, dem Abt Evaristus Widerstand zu bieten und diesem ehrwürdigen Mann zu zeigen, was für ein zäher Jude ich bin.

Da mein Gehirn wieder beginnt, seine Funktionen zu verrichten, und der Fluch des Denkenmüßens von neuem als Verdammnis auf mich lastet, habe ich meinen Geist von neuem auf die Betrachtung eines Dinges gerichtet; nämlich auf die Wirkung, welche die Einsamkeit auf den Menschen ausübt, und es ist mir in der Einsamkeit manche Erkenntnis geworden.

Dahiel der Konvertit

In den göttlichen Geschichten und den Erzählungen von dem Leben der Märtyrer und Heiligen ist häufig zu lesen, wie sie gingen und sich in die Wildnis begaben und in der Wildnis lebten, die Liere unter dem Himmel zu Freunden und die Ode als Genossin. Selbst der Größte und Herrlichste von allen: Jesus Christus, stoh in die Wüste. Und liegt dem wohl zugrunde, daß selbst ein wahrhaft großer und heiliger Mensch, wenn er unter Menschen lebt, dem Fluch des Fleisches verfällt und schließlich aufhört, heilig zu sein. Moses stieg auf den Berg, wo der Herr ihn fand, Christus entwich vor den Menschen und rang mit Gott — was ich so auffasse, daß er im Kampf lag mit dem Menschen in seiner Brust — — Sankt Franziskus lebte in den Höhlen des Berges Subiasso und wurde daselbst ein großer Heiliger.

Was sagt uns das?

Das sagt uns, daß die Einsamkeit eine Mörderin ist, welche den Menschen totschiägt und nur den Geist und die Hülle eines Menschen am Leben läßt, die man dann martern, steinigen und verbrennen kann, ohne daß der Heilige, dem solches geschieht, es sonderlich spürt. Auch das will ich niederschreiben: wer einen Menschen zu langer, langer Einsamkeit verurteilt, ist, auch ohne daß er gemordet hat, einem Totschläger gleich zu achten. Abt Evaristus, Abt Evaristus, siehe dich vor, daß auf deine Seele keine Blutschuld fällt! Und sollte ich mich in der Wildnis in einen Unmenschen wandeln — hier erhebe ich meine Hände und bezeuge meine Unschuld. Abt Evaristus — meine Hände hebe ich und zeuge wider dich.

Langsam sammelte ich Kräfte, erhob mich, lernte Stehen und Gehen und verließ mein Grab. Aber die frische Luft verursachte mir Qualen, und das helle Tageslicht bohrte sich noch immer gleich Dolchen in meine Augen, daß ich zu erblinden wähnte.

Ich hatte mich bis zu dem Kreuz geschleppt, das am Eingang meiner Gruft steht, mehr ein Zeichen des Todes als des ewigen Lebens. Hier, hart am Rande des Abgrunds, sank ich geblendet hin; die Schlange war mir gefolgt. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich sie an dem Stamm des Kreuzes emporgeringelt und zu mir herabzüngelnd. Ich ließ das giftige Gewürm ruhig

Dahiel der Konvertit

droben und dachte: Ist das Kreuz ein Symbol des Göttlichen, so mag das Symbol des Bösen, die Schlange, daran haften bleiben; denn das eine ist nicht ohne das andere zu denken. Dann saß ich, mit dem Rücken gegen das Kreuz gelehnt, und gewöhne mich mühsam, die Luft der Welt einzuatmen und von neuem das Licht zu schauen. Damit hatte ich ein großes Lagerwerk vollbracht.

Früh am nächsten Morgen begab ich mich wiederum hinaus vor die Höhle, ruhte lange beim Kreuz, tappte und tastete mich sodann die Felswand entlang. Wohl eine Stunde dauerte es, bis ich die kurze Strecke von der Höhle bis zum Grat zurückgelegt, und die ganze Zeit hing ich an den Klippen, wie schwebend zwischen Himmel und Erde.

Von dem Platz aus, wo die Brüder, als sie mir das Geleit gegeben, Abschied genommen hatten, sah ich dann die Welt zum erstenmal wieder. Ich sah die Felsenberge schneeumglänzt unter dem strahlenden Himmel und gewahrte in der Ferne das römische Land, umzogen von einem hellen Streifen, welchen ich als die unendliche Meeresflut erkannte. Es mag ein erhabener Anblick gewesen sein; aber ich fühlte nichts davon, ich vermochte nichts mehr von der Schönheit der Welt zu empfinden. Und nicht einmal, daß es mir leid tat. Wenn die Seele des Menschen ein Saitenspiel ist, das unter den Griffen des Lebens ertönt, so müssen an dem meinen viele Saiten zerrissen sein. Sobald meine Kräfte es erlaubten, begab ich mich zurück in meine Höhle. Dort war mir am wohlsten.

Allmählich aber gewöhnte ich mich daran, meinen Leib jeden Tag vor meine Behausung zu tragen und vom Gipfel des Berges aus die Welt zu betrachten, ohne Liebe und ohne Lust — und wie, o Abt Evaristus, wie hatte ich die Welt geliebt, wie tief alle Wonnen der Schöpfung empfunden! Dennoch: wenn heute der Versucher zu mir getreten wäre und gesprochen hätte: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du mich anbetest“ — ich würde mich vor dem höllischen Feinde niedergeworfen, die Welt vom Teufel genommen und sie — dem verdammten und stinkenden Volk der Juden gegeben haben.

Denn wenn sie, die das Lamm Gottes geschlachtet, nach dem Tode einer ewigen Verdammnis verfallen, wie die christliche Kirche

Dahiel der Konvertit

lehrt, einer Verdammnis, aus der nichts sie erlösen kann, es müßte denn sein, daß sie sich zum Christentum bekehrten — was sie nicht sollen! — so gebührt ihnen, den Gehafteten und Verfolgten, Geld und Gut, Reichthum und Schätze, Macht und Herrschaft im Leben und alle Herrlichkeit, die von der Erde ist. Darum, um den Juden alles dieses zu geben, würde ich, der christliche Priester, der Ver- suchung des bösen Feindes erliegen und dem Teufel göttliche Ver- ehrung erweisen. Höllengeist, wo bist du? Ich rufe dich an, und ich schreie nach dir, als wärest du Gott.

Die Wandlung vollzieht sich in mir. Wenn ich meine Seele so recht belausche und belauere — und was anderes könnte ich tun in dieser Öde? — so merke ich, wie der Dämon der Einsam- keit seine Klauen in mein Herz schlägt, in mein Herz tiefer und tiefer seine Zähne eingräbt und beginnt, mich zu zerfleischen. Ich fühle es und kann nichts dagegen tun. Auch würde niemand meinen Hilfeschrei hören. Wehrlos, mit gefesselten Händen muß ich mich morden lassen.

Ich könnte Gott anflehen, mich zu retten, aber es ist ja Gottes Wille, daß der Lotschlag an meinem Geist begangen werde; denn wer Gott so recht angehören will, der muß in der Wildnis leben.

Dort bereitet sich sein Geist für die Mission vor, und wenn er aufgehört hat, Mensch zu sein, so zieht er aus und tut, was auf Erden seines Amtes ist.

Ich will auch aufhören Mensch zu sein; ich will den Menschen in mir in den Abgrund werfen; ich will mir ein Amt auf Erden erwählen und will dieses Amt erfüllen.

Franziskus lebte in der Wildnis, bis er nur noch Geist war, bis sein Leib mit dem heiligen Stigma gesegnet ward, bis er einen großen Heiligen aus sich gemacht hatte. Sobald er an sich selbst glaubte, glaubte auch die Welt an ihn.

Ich will an mich glauben.

Inwiefern?

Daß ich zu großen Dingen ausersehen worden, und daß ich diese großen Dinge erfüllen werde.

Zum Heil des jüdischen Volkes.

Inwiefern dem jüdischen Volk zum Heil?

Dahiel der Konvertit

Es losbitten von seinen Sünden kann ich nicht, es zu erlösen von seiner Verdammnis vermag ich nicht, ihm zu ewigen Gütern zu verhelfen, liegt nicht in meiner Macht. Was also kann mein Geist vollbringen für das jüdische Volk?

Da habe ich heute am Rand des Abgrunds dem Kampf zweier Bestien zugeschaut. Es waren zwei Bergfüchse, die sich gepackt hielten und in solche Wut gerieten, daß sie sich völlig ineinander verbißen und sich lebendigen Leibes zerfleischten. Ich hätte sie wohl voneinander scheuchen können, aber ich blieb und schaute ihnen zu; ja, es ergöhte mich, daß sie sich so mörderisch in den Zähnen hatten. Vor Wut ganz blind und toll, kamen sie dem Absturz zu nahe und fielen beide hinunter. Da mußte ich lachen.

Unterdessen ist der Winter vorbei. Es ist Frühling geworden, und einige einsame Blumen blühen sogar hier in der Öde. Ich empfinde jedoch an ihnen weniger Freude als an meiner treuen Gefährtin, der Schlange, die von mir nicht weichen will und gar zutraulich geworden, obgleich sie eine Natter und giftig ist. Es gibt jetzt viele Vögel und allerlei Getier in der Wildnis, und ich gewahre, wie die Arten miteinander im Kriege leben, wie sie sich gegenseitig zerstören und vernichten. Es muß das in der Weltordnung so begründet sein, die nicht voller Liebe ist, sondern voller Haß.

Ich will doch verzeichnen, daß ich wieder begonnen habe, zu beten und mich zu kasteien. Das tat ich, als ich merkte, wie ich in dieser Frühlingszeit von neuem anfing, menschlich zu werden, von neuem Sehnsucht und Verlangen zu empfinden. Einmal weinte ich. Das darf nicht wieder geschehen. In Sankt Franziski Leben lese ich fleißig.

Kürzlich sandte mir Abt Evaristus durch den Bruder außer meinem Laib Brotes und meinem Krug Wassers noch einen Kuchen aus Weizenmehl und ein Krüglein voll Wein. Ich aber nahm beides und warf es vor den Augen des Bruders in den Abgrund. Der Mönch schnitt ein Gesicht, als sähe er mich meine Barmherzigkeit fortwerfen.

Dahiel der Konvertit

.....

Übrigens tut er jedesmal nach wie vor seine drei Fragen, auf die ich ihm gar keine Antwort mehr gebe. Ich erkenne aber des Mannes Gedanken, als ob ich in seiner Seele läse. Er denkt bei sich: „Du bist aber einer! Warum heuchelst du nicht? Siehe, wir machen es dir so bequem. Du brauchst nur zu lügen, und wir tun, als glaubten wir dir. Nur die Wahrheit vertragen wir nicht.“

Aber ich merke doch, daß trotz meiner Verstocktheit der Bruder mich für einen hält, der es noch bis zum Heiligen bringen kann.

Weil ich das ewige Schweigen nicht mehr ertrage, rede ich mit mir selbst oder mit meiner Gefährtin, der Schlange, oder mit den Vögeln, oder mit dem Gestein. Zuweilen ist mir, als ob Schlange, Vogel und Gestein mich verstünden und mir andächtig zuhörten. Alsdann predige ich ihnen.

Es kommt vor, daß ich mich in die Öde hinausstelle und laut schreie, tobe, heule. Das tut mir wohl. Oder ich erklimme den Gipfel und rufe: „Ich bin Dahiel, der Konvertit, Dahiel, der Konvertit, der Konvertit!“

Und ich freue mich, wenn das Echo den Schandnamen widerhallt.

Seit einiger Zeit habe ich bei Tag und Nacht Erscheinungen und erblicke — — Doch darüber muß ich stumm bleiben. Es scheint aber, als ob der Herr mich festhielte und nicht von mir lassen wollte, so gern ich ihm auch entfliehen möchte. Oder hat eine andere Gewalt Macht über mich gewonnen? Nun, wenn sie mich nur dahin leitet, wohin ich gelangen will.

Viele meiner Gedanken unterlasse ich aufzuzeichnen. Ich scheue mich, ihnen Ausdruck zu geben; es tut nicht gut, so nackt und bloß dazustehen, sähen uns auch nur die eigenen Augen. Ich muß lernen zu schweigen.

D Welt! D Welt!

Es kommen jetzt häufig Hirten zu meiner Höhle, bringen mir Milch, Käse und Ricotto, wollen, daß ich ihnen predige, und bitten mich, sie zu segnen. Diese armseligen, wilden Menschen halten mich für einen heiligen Einsiedel und erweisen mir hohe Verehrung.

Ich gerate jedesmal in großen Zorn, weigere mich, ihre Bitten zu erfüllen, werfe die Speisen in den Abgrund, bedeute ihnen,

Daniel der Konvertit

.....
daß ich ein gänzlich unheiliger Mensch sei, und jage sie von dannen. Aber sie glauben mir nicht, sondern bestärken sich nur in ihrem Wahn, kommen immer wieder, umlagern mich förmlich, sehen mich um meinen Segen an, als ob ich ein Wundertäter wäre. Anfangs floh ich und hielt mich vor ihnen verborgen; aber schließlich habe ich mich ergeben müssen. Sie kommen auch zu mir mit allerlei Gebrechen behaftet, die ich heilen soll.

Diese Ereignisse hat Abt Evaristus erfahren, und der Herr kam selbst zu mir heraufgestiegen.

Ich merkte wohl, daß er sich vor meinem Anblick entsetzte. Auch mag ich übel genug aussehen. Meine Kutte ist zerrissen, und man schaut durch die Fugen meines Gewandes das nackte Fleisch, das dem Körper eines Greises anzugehören scheint. An Haupt und Wangen ist das Haar gewachsen, als hätte ich ein halbes Jahrhundert hier oben verbracht; mein Leib starrt vor Schmutz, und wenn ich mit meinen zitternden Knochenhänden über mein Gesicht fahre, so ist mir's, als ob ich einen Totenschädel betaste.

Abt Evaristus sprach zu mir: „Wiederum kommt ein großes Ärgernis von dir; denn wie ich vernommen, gibst du dich dem törichtesten Volk für einen Heiligen aus. Sie glauben an dich, und auch daß du Wunder verrichtest.“

Ich erwiderte; „Soll ich für ihren Aberglauben verantwortlich sein? Mich scheren sie nicht.“

„Dennoch besitzest du große Gewalt über sie.“

„Davon weiß ich nichts. Ich rufe sie nicht, sie kommen.“

Der Hochwürdige schwieg. Dann nach einer Weile: „Wie lange willst du noch in deiner Sünde beharren?“

„Ihr fragt mich mehr, als ich wissen kann.“

„So bist du noch immer nicht bußfertig?“

„Ich bin immer noch Mensch.“

„Wie meinst du das?“

„Solltet Ihr das nicht wissen?“

„Nein.“

„Kommt nach einem Jahre wieder und fragt mich; wenn ich es Euch auch dann nicht sagen kann, seht Ihr es vielleicht mit Euren eigenen Augen.“

Dahiel der Konvertit

Abt Evaristus seufzte tief und schmerzlich auf, warf sich am Abgrund beim Kreuz nieder und betete mit lauter Stimme für mich. Als er so dicht vor mir kniete, hätte ich mich gern auf ihn geworfen. Es hätte nur eines Ruckes bedurft — —

Jetzt bin ich länger als ein Jahr hier oben. Ich merke es an den Gluten der Sonne; es muß Hochsommer sein. Der Himmel gleicht einem weißglühenden Gewölbe, dem die Sonne wie ein gewaltiger Rubin eingefügt ist. Vom Gebirge habe ich seit vielen Wochen nichts gesehen, die Erde scheint ein Feuerherd zu sein und zu dampfen. Die Luft atmet sich ein wie Qualm.

In meinem Loch ist es kühl; aber ich will mich kasteien. Und so kriechte ich denn jeden Morgen hervor und betete mich auf das glühende Gestein, mitten in die Sonne und lasse mich von ihren Strahlen das Gehirn versengen. Oft verliere ich darüber das Bewußtsein, und längst würde es mich getöket haben, wäre mein Leib noch von menschlicher Art. Zuweilen faßt mich bestialische Wut. Ich springe auf, brülle gleich einem Vieh, zerfleische mich in blutiger Eier, hüpfte und springe wie im Weitzstanz, so lange, bis ich niederstürze.

Dann kommen Geister zu mir, kauern sich neben mich und raunen mir zu — —

Ich kann nichts mehr aufzeichnen.

Es ist wieder Winter, ich liege in meiner Höhle, die Schlange ist bei mir.

Heute fiel es mir ein: Papst Anaklet II. war eines Juden Enkel.

Papst Anaklet II. war einer der schlimmsten Feinde Israels.

Und er besaß doch die Macht, das Volk der Verdammten auf Erden und im Himmel zu erlösen, dem Volk der Verdammten auf Erden Gutes zu tun und — was mehr ist — das Volk der Verdammten im Leben hoch zu erheben.

Und das ist das Erhabene der katholischen Kirche, daß eines Mörders und eines Bettlers Sohn, daß selbst der Enkel eines Juden Papst und Statthalter Christi werden kann. Wie, wenn

Dahiel der Konvertit

es nochmals geschehen würde? Ein Konvertit wird Papst und dieser Papst —

Juble, Israel, juble und jauchze!

Hosianna! Hosianna!

Dich erlösen zu können durch irdische Macht —

Wie wird mir!

Dieses sind die letzten Worte, die ich in meinem Grabe niederschreibe: Zwei volle Jahre habe ich hier droben zugebracht. Morgen kommen sie: der Abt Evaristus, alle Brüder und viel Volks und führen mich vom Berg hinab ins Kloster zurück. Ich habe meine Sünde erkannt und bereut; ich widerrufe, ich demütige mich, ich unterwerfe mich.

Das Volk hält mich für einen Heiligen.

Ich werde Großes vollbringen; denn ich will es.

* 2 *

Von nun an wird in der Geschichte Dahiels, des Konvertiten, vielfach, wenn nicht hauptsächlich, der Herausgeber reden müssen. Denn die nun folgenden Aufzeichnungen des Mönchs genügen nicht, um an ihrer Hand allein die Erzählung weiter zu führen. Häufig weisen sie große Lücken auf und sie sind oft nur fragmentarischer Art; anderes wiederum scheint vernichtet worden zu sein, manches ist überhaupt nicht mittheilbar.

Auch kann diesen Bekenntnissen nicht mehr voller Glaube geschenkt werden; nur wo dieselben Ereignisse erzählen, sind sie noch zuverlässig. Als Beweis für die Wahrheit der folgenden Berichte mag die Klosterchronik gelten, die der Verfasser aus Rom sich zu verschaffen gewußt, mit der er die Aufzeichnungen des Mönchs und späteren Abtes sorgfältig verglichen, und die ihm bis zur Katastrophe einen zuverlässigen Führer abgibt.

Aber geradezu erschreckend ist es, zu beobachten, welchen Verlauf die Entwicklung jenes Mannes nimmt, der zuerst als ein schönes und reines Jünglingsbild vor uns gestanden. Die Wandlung, die mit dem Konvertiten vorgeht, vollzieht sich nicht in jenen zwei fürchterlichen Jahren, zugebracht in der Felsenhöhle der

* 317 *

Dahiel der Konvertit

hohen Sabina — sie beginnt erst während dieser Strafzeit, um sodann unaufhaltsam um sich zu greifen, bis der ganze Mensch verändert und verwandelt ist.

Schon bald nachdem er sich unterworfen, gleicht das Gesicht des Franziskanermönchs, welcher nach erlittener Strafe und geantener Buße in einer Klausel nahe dem Kloster lebt, kaum noch in einem Zuge dem Antlitz jenes unglücklichen, des höchsten Mitleids würdigen Jünglings, der sich wieder zu der Religion seiner Väter bekennt und mit der Leidenschaftlichkeit eines Märtyrers für seinen Glauben leidet. Äußerlich durchaus ein Priester der katholischen Kirche, verläßt der Konvertit den Ort der Verdammnis, um fortan sein Inneres sorgfältig zu verhüllen, und das sogar vor sich selbst. Oft scheint die Maske das wahre Gesicht zu sein; ja, es sind schon sehr bald alle Anzeichen vorhanden, daß aus dieser Maske mit der Zeit des Mannes wahres Gesicht werden wird. Immer noch beinahe ein Jüngling — denn aus dem Felsenkerker zurückkehrend, zählt er erst fünf- und zwanzig Jahre — lebt er als starrer Asket weiter, hart gegen andere wie gegen sich selbst, ein unerbittlicher, unbeugsamer Geist. Zuweilen nimmt er sein Tagebuch wieder auf. Aber es sind länger keine Bekenntnisse, denn es sind länger keine Wahrheiten mehr. Er hat ein Ziel im Auge, welchem er unaufhaltsam zuschreitet, jeden Weg einschlagend, der ihn dahinführt, kein Mittel scheuend, das ihn seinem Vorhaben näher bringt.

Wir sind Zeuge, wie der edle, milde, rein menschliche Geist des Juden in das unerbittliche Gemüt eines fanatischen Priesters der katholischen Kirche sich wandelt; wie er, der als Jüngling in überschwenglicher Liebe die Menschheit, die ganze Menschheit, an sein Herz drücken wollte, dahin gelangt, die Menschheit — die ganze Menschheit zu hassen; Zeuge sind wir, wie der Mann, der, um dem jüdischen Volk zu irdischer Macht und Glückseligkeit zu verhelfen, sich selbst dazu bringt, allen seinen Idealen treulos zu werden. Unaufhaltsam sehen wir ihn vorwärts schreiten, gegen jede Regung, die seinem Zweck nicht zu gute kommt, sich versteinern. Er heuchelt und lügt, er begehrt Verbrechen und Untaten, er wird zum Meineidigen und zum Mörder. Und kaum hat er das alles vollbracht, kaum hat er die erste

Dahiel der Konvertit

Stufe erklommen, kaum hält er die Macht in seiner Hand, als es sich enthüllt, daß er selbst in seinen innersten Regungen nicht mehr Dahiel, der Jude, ist, sondern daß — allmählich, unmerklich, aber mit entsetzlicher Konsequenz — aus Angelikus, dem Mönch und Priester, der Abt Theodorus geworden ist: ein wilder, wütender Fanatiker, der diejenigen haßt, verfolgt und vernichtet, für welche er sein ganzes Leben zum Opfer gebracht, für welche er sich einst mit Wonne zwanzigfach hätte kreuzigen und steinigen lassen.

Teils aus den vorgefundenen Aufzeichnungen des Konvertiten — so weit ich dieselben benützen konnte und durfte — teils aus der Klosterchronik und aus den Mitteilungen jenes letzten Mönches habe ich nun das Material gesammelt, welches mich in den Stand setzt, Fortsetzung und Schluß aus dem Leben des Helden dieser Ghetto- und Klostergeschichte so zu erzählen, daß ich hoffen darf, kein Begebnis zu fälschen. Wo es irgend angeht, werde ich fortfahren, an Stelle der Erzählung die Biographie zu setzen.

Ich nehme die Geschichte da wieder auf, wo sie bei den zuletzt mitgeteilten Bekenntnissen abbrach: Abt Evaristus hat von der Reue und der Unterwerfung des Bruders Angelikus Kunde erhalten und ersteigt mit der gesamten Bruderschaft den Berg, um den Büßer in das Kloster zurückzuführen . . .

Die Prozession, welche an einem Septemberabend die braune Felsenöde durchzog, gestaltete sich zu einem vollständigen Triumphzug für die siegreiche Kirche. Das Kloster entfaltete seinen ganzen Pomp, um die Rückkehr des reuigen Sünders zu einer erhebenden Feier zu machen. Mit allen Bannern, Kirchenfahnen, Heiligenbildern, Prachtgeräten und sonstigen geweihten Schaustücken holte die Bruderschaft den Wiederkehrenden ein. Der hochwürdige Evaristus hatte den großen Abtsornat angelegt, am Eingange der Schlucht war aus Steineichenzweigen und blühendem Ginster eine Triumphpforte errichtet und der Weg bis zum Kloster dicht mit Myrten bestreut worden. Von Arfoli, Subiaco und Olevano her kam das Landvolk zusammengeströmt, der frommen Feier beizuwohnen; ja, viele waren mit den Mönchen den Berg hinaufgezogen.

Droben holte der Abt in eigener Person den Büsser aus der Höhle. Als dieser hervortrat: mit verwildertem Haar, fahlem Anflig, eingefunkenen Wangen und Augen; in Lumpen gehüllt, mit Unrat bedeckt, das Gespenst eines Menschen — als die Menge den Mönch erblickte, bemächtigte sich ihrer eine ungeheure Erregung. Die Weiber brachen in Tränen und wilde Lamentationen aus, und die Hirten, welche den Büsser als Heiligen verehrten, drängten ungestüm zu ihm, um sein zerfestes Gewand zu küssen und sich von ihm segnen zu lassen — was der Mönch indessen nicht that. Viele der Weiber knieten nieder.

Nun holten die Brüder das Bild des heiligen Franziskus, welches das Wunder der Bekehrung vollbracht hatte, aus der Grotte, zeigten es dem Volk und ordneten sich zum Zuge. Kerzentragende Mönche umgaben das Bildnis des Heiligen, der Weihrauchkessel ward geschwenkt, so daß die Gestalt Sanct Franziskus' von Glorie umstrahlt in einem dichten Dunstgewölk dem Volke erschien. Dahinter, an der Seite des Abts, schritt der Bruder Angelikus in solcher Schwäche und Ermattung aller Lebensgeister, daß er von zwei Brüdern geleitet werden mußte.

Unter fortwährenden Bußgesängen, die das Volk mit dumpfem Chorus begleitete, erreichte die Prozeßion die Schlucht, wo die Glocken des Klosters den Zug begrüßten. Vor der Triumphpforte mußte Halt gemacht werden; der hüßende Mönch hatte das Bewußtsein verloren. Man flößte ihm Wein ein, doch dauerte es eine Weile, bis er sich wieder genugsam erholt hatte, um weiterzuschreiten zu können. Allen erregte sein Anblick Mitleid und Bewunderung, und keiner in der Menge dachte daran, daß er ein Gotteslästerer, Übeltäter und großer Sünder gewesen, sondern es hielten ihn alle für einen überaus frommen, der höchsten Verehrung würdigen Mann und zukünftigen Heiligen.

Der erste Akt öffentlicher Pönitenz, welchen der Büsser zu vollziehen hatte, sollte vor dem Eingang der Klosterkirche stattfinden; doch ehe es so weit kam, ereignete sich ein Vorfall, der, obgleich an sich unbedeutend, die Aufmerksamkeit der Menge in hohem Grade auf sich zog.

Unter dem Volk, das sich in nächster Nähe der Kirche sammengeschart hatte, befand sich ein junges, überaus schönes

Dahiel der Konvertit

Weib, mit herrlichem, goldig glänzendem Haar, in der Tracht einer wohlhabenden Bürgerin. Als diese Frau des Büßers ansichtig wurde, drängte sie sich in heftiger Erregung vor, so daß sie hart neben die Tür zu stehen kam, durch welche der Mönch eintreten mußte.

Angelikus schritt mühsam dahin, ohne seine Blicke vom Boden zu erheben. Bereits waren die Brüder mit dem Bildnis des Heiligen in die Kirche gezogen und hatten sich drinnen, jeder mit seiner Kerze, in einem dichten Halbkreis um die Tür aufgestellt, so daß ein feuriger Kranz entstand, in dessen Mitte der Abt Platz nahm. Nun verstummte der Gesang. Auch das Glockengeläut hörte auf, und es entstand eine tiefe Stille, in welcher der Büßer seine Stimme erhob, die einen hohlen und heiseren Klang hatte. Er sprach das: „Und ich unterwerfe mich!“ Dreimal sprach er es. Dann sollte er niederfallen, wobei er mit seinem Gesicht hart auf die steinernen Schwellen aufschlagen mußte. Aber ehe das geschah, sank vor ihm jenes Weib auf die Steine, in ihrem Schoß sein Haupt auffangend. Sogleich sprangen die Mönche herzu, die Frau von dem Büßer wegzureißen; doch dieser lag so schwer in des Weibes Schoß, daß er von seinen Genossen in die Höhe gezogen werden mußte. Nun standen sich die fremde Frau und der heilige Mönch an der Kirchentür einander gegenüber, blickten sich an, und alles Volk schaute auf die beiden.

Da trat Abt Evaristus hervor und fragte den Mönch mit lauter Stimme: „Kennst du diese?“

Immerfort mit seinen eingesunken brennenden Augen das schöne Weib anstarrend, hörte der Mönch gar nicht des Abtes Worte, so daß dieser noch einmal fragen mußte: „Kennst du diese?“

Da fuhr der Befragte mit einer Gebärde, als ob er ersticken müßte nach seinem Hals und stieß dann hervor: „Ich kenne sie nicht.“

Darauf wendete der Abt sich zu dem Weibe: „Kennt Ihr diesen Mönch?“

Unverwandt den Mönch anblickend, sagte auch das Weib: „Ich kenne ihn nicht.“

Zürnend wies der Abt sie fort. Sie wich unter das Volk zurück, ohne ihre Augen von dem gottseligen Büßer zu lassen,

Dahiel der Konvertit

bis er mit dem übrigen Teil der Prozession in der Kirche verschwunden war. Das Volk drängte nach; und jenes wunder-schöne Weib betrat die Kirche nicht.

Drinnen vollzog sich die heilige Handlung ohne weitere Störung. Der Büssende legte vor allem Volk ein umfassendes Bekenntnis seiner Schuld ab, zeigte sich des Verbrechens gegen Gott und die Kirche, widerrief seine Frevel, bat den Himmel und die Heiligen, den Abt und alle Brüder um Vergebung. Darauf wurde er, nach von neuem beschworenem Gelübde, von neuem in den Schoß der christlichen Kirche und in den Orden von Sankt Franziskus aufgenommen. Nach dieser Feierlichkeit zelebrierte der Abt eine Messe und erteilte dem Volk den Segen; dann führten sie den Bruder Angelikus in das Kloster und in seine Zelle. Ein Bad wurde ihm bereitet, er reinigte sich, ließ sich den Bart abnehmen und das Haupt scheren, tat eine neue Kutte an und genoß etwas Trank und Speise, worauf er wiederum in große Schwäche verfiel. Die Ereignisse dieses Tages zeichnete Abt Evaristus selbst in die Chronik des Klosters ein, nicht ohne daran eine stolze Betrachtung über die Macht und die Herrlichkeit des christlichen Glaubens zu knüpfen. Des weiteren spricht er sich mit starkem Unwillen über das Volk aus, das in dem durch die Gewalt der Kirche bekehrten Sünder so gleich einen Heiligen erblickte, nur weil der Mann eher wie eine Bestie ausgeschaut, als wie ein Ebenbild Gottes. Auch jenes schönen und mitleidigen Weibes tat der Abt mit einem scharfen Worte Erwähnung.

Angelikus schrieb von diesem Tage: „Wer gedemütigt wird, der wird erhöht werden.

Voller Demut war ich und voller Hoffnung bin ich, wie das Volk voller Glauben ist. Hätte ich heute zu ihm gesprochen: ‚Volk, ich kann Wunder tun,‘ so würde das Volk mir erwidert haben: ‚Ja, Herr!‘ Die Sehnsucht des Volkes nach Mirakeln ist unendlich und unsterblich, so daß, wenn es keine Götter und Heiligen gäbe, das Volk sich solche schaffen würde.

Ich bin matt, aber ich bin sehr glücklich; denn ich erkenne den Weg, der vor mir liegt und fürchte nichts, was mich darin aufhalten könnte. Es müßte denn mein eigenes Menschentum

Dahiel der Konvertit

sein. Aber daß dieses nicht wieder in aller seiner Schwäche sich regt, dafür soll gesorgt werden.

Das war auch ein Sieg; nämlich, daß ich jenes Weib verleugnen konnte. Göttliches Mitleid trieb sie, sich mir in den Weg zu werfen und mein Haupt in ihren Schoß zu betten; von solchem Mitleid war einstmals meine Seele für sie erfüllt. Es ist gut, daß auch dieses überwunden. Mitleid empfinden heißt fühlen, und fühlen heißt Mensch sein.

Und sie erwiderte dem Abt: ‚Ich kenne ihn nicht.‘ Wie sie mich dabei anschaute! Es muß an ihrer Seele gerissen haben, ihr Herz muß gezückt haben, als sie tat, was ich getan.

Mein Haupt ruhte in ihrem Schoß wie ein Kind am Herzen der Mutter; meine starren Glieder erschauerten in Lebenswärme, und ich empfand das Leben ihres Leibes. Als ich sie dann anblickte, gewahrte ich, daß sie noch schöner geworden.

Ich trage ihr Haar immer noch bei mir. Das ist vom Übel.“

Angelikus setzte im Kloster seine asketische Lebensweise fort; in allem streng nach den Regeln des heiligen Franziskus sich richtend, welche auch in diesem Hause des Heiligen vielfach gemildert oder gar gelockert worden waren. Er fastete auch an den Tagen, wo den Mönchen andere Nahrung als Fastenspeise gestattet war, er trug eine abgetragene Kutte, deren Risse er notdürftig mit Fetzen alten Linnens flickte, unterzog sich freiwillig jeder Art von härtester Pönitenz und erwirkte sich die Erlaubnis, außerhalb des Klosters, an einer besonders wilden und unheimlichen Stelle der Schlucht, aus Steinen und Stangen eine Hütte zu errichten und in derselben zu hausen. Denn — darauf gründete er sein Gesuch an den Abt — der Heilige hatte den Jüngern seines Ordens streng untersagt, ein festes, gemauertes Haus zu besitzen.

So unlieb es dem Abte war, mußte er sich dennoch entschließen, dem ungestümen Drängen des Eifrigen nachzugeben und die Genehmigung zur Errichtung der Einsiedelei zu erteilen. Die Brüder murrten laut dawider und mußten von ihrem Oberen eindringlich ermahnt werden, dem frommen Vorhaben ihres Genossen auch nicht in Gedanken entgegen zu sein. Übrigens zeigte sich Angelikus gegen die Brüder so voller Ehrerbietung, Ge-

Dahiel der Konvertit

függigkeit und Demut, daß diese ihm nach und nach geneigter wurden. Schließlich mochten sie denken: „Wenn dieser getaufte Jude und bekehrte Gotteslästerer durchaus ein Heiliger werden will, was geht es uns an? Es wird dem Kloster zugute kommen.“

Der Platz, welchen Angelikus sich zum Bau der Hütte erwählt hatte, lag ganz am Ende der Schlucht, dort, wo sie mit himmelhohen, senkrecht abfallenden Felsen schloß. Den unteren Teil der Wände deckte niedriges Gestrüpp von Arbutus und Erika, darüber ragte nacktes, vielfach zerrissenes Gestein auf. Mittelft eines breiten Messers, wie solches die Landleute zum Ausholzen der Buschwälder zu benützen pflegen, bahnte sich Angelikus vom Kloster aus einen Pfad durch die Wildnis bis zu der Stelle, woselbst er seine Einsiedelei aufzubauen gedachte. Von diesem Platz aus sah er zu dem Hause des Heiligen hinüber, das wie ein riesiger Felsblock die Schlucht schloß. Niemals fiel ein Strahl der Sonne auf die trostlose Stätte.

Der Bau selbst war in wenigen Tagen vollendet. Zuerst schleppte Angelikus die Felssteine herbei, dann schichtete er sie auf, so einen Raum herstellend von der Größe seiner Klosterzelle, gerade hoch genug, um darin aufrecht stehen zu können. Als die vier Mauern errichtet waren — mit einer einzigen Öffnung, die als Tür und als Fenster zugleich diente — verstopfte er die Fugen dürrig mit Erikakraut und baute dann das Dach aus Arbutusstangen, die mit Zweigen durchflochten und mit Felsstücken beschwert wurden. Als Lager schüttete er eine Streu von trockenen Blättern auf, ein Stein vertrat die Stelle des Brettes, darauf er des Nachts sein Haupt ruhen ließ. Nachdem er das alles gefertigt, bat er den Abt, die Hütte zu weihen, was dieser mit vieler Feierlichkeit tat.

Angelikus lebte wie ein Einsiedler in der Wüste. Anfänglich beteiligte er sich noch an den gemeinsamen Mahlzeiten und Andachten im Kloster; jedoch mit dem Wachsen seiner Askese — mit dem Wachsen seines Ruhmes als zukünftiger Heiliger — befreite er sich mehr und mehr von dem Zwang des Klosterlebens, sein Dasein streng nach den Ordensregeln für sich führend. Ein Knabe, der in der Schlucht die Ziegenherde des Klosters hütete, versorgte ihn mit Nahrung, und ein dienender Bruder

Dahiel der Konvertit

.....
brachte ihm häufig von den Schätzen der Klosterbibliothek; denn der junge Anachoret hatte beschlossen, ein gewaltiger Weiser und großer Gelehrter zu werden. Jede Stunde, die er nicht in Gebet und Buße zubrachte, verwandte er zum Studium der großen Kirchenväter. Tagsüber verließ er seine Einsiedelei niemals, gönnte sich immer weniger Schlaf und durchwachte die Nächte bei einer Ölleuchte über mächtigen Folianten und vergilbten Manuskripten. Fühlte er, daß Müdigkeit ihn zu übermannen drohte, entblößte er den Rücken und geißelte sich, bis auf eine völlige Erschöpfung aller Kräfte die Ekstase folgte. Bisweilen verließ er nachts die Hütte und durchirrte mit nackten Füßen stundenlang die Wildnis, sinnlose Worte vor sich hinhurmelmnd, oder gleich einem Wahnsinnigen ausschreiend. Diese nächtlichen Wanderungen dehnte er häufig bis zu dem Bergesgipfel aus, wo sich jene Höhle der Verdammnis befand; es haben Hirten ihn dort gesehen, im Morgengrauen unter tollen Gebärden und schrecklichem Gestöhn längs des Abgrundes hin und her laufen. Oder die Erschrockenen gewahrten den heiligen Mann, auf dem Gipfel stehend und laut mit dem Versucher redend, der ihm die Welt zu geben versprach, wenn er sich niederwarf und anbetete. Voller Entsetzen flohen die Leute, überall erzählend, was sie geschaut, und wie der Geist den frommen Einsiedel antreibe, mit dem Teufel zu ringen.

Im Kloster war man von allem, was der freiwillige Büsser begann, genau unterrichtet. Abt Evaristus trug sich mit schweren Bedenken und entschloß sich schließlich, darüber nach Rom zu berichten. Die Antwort lautete: den Bruder Angelikus, so lange er mit seinem Anachoretentum keinen Mißbrauch treibe und sonst kein öffentliches Ärgernis gebe, ruhig gewähren zu lassen. „Denn es kann nichts schaden, wenn das Volk wahrnimmt, wie der Geist Sankt Franziski immer noch lebendig ist, fortfährt zu wirken, und wie der Himmel jederzeit imstande ist, Wunder zu tun.“

Sowohl seine Bedenken als die aus Rom erhaltene Weisung zeichnete Abt Evaristus in die Chronik ein, dabei jeder Reflexion sich enthaltend. Von dem dienenden Bruder, der ihm die Bücher brachte, vernahm Angelikus von dem Schreiben des Abtes nach

Rom; unter den Fragmenten seiner Bekenntnisse befindet sich aus jener Zeit folgende Stelle: „. . . Einer, der mächtig ist, haßt mich. Ich bin ihm ein Ärgernis, welches er gern aus seinen Augen entfernen möchte. Aber siehe: was eine Quelle gewesen, ist zum Bächlein geworden. Und wird das Bächlein schwellen zum Bach, der Bach wachsen zum Strom, und dieser mit reißenden Wogen hinfluten über das Land.

Ich bin indessen nichts als ein demütiger Mönch, der Gott in der Einsamkeit sucht, und der des Herrn Macht in der Wildnis den Steinen predigen möchte. Denn wunderbar ist die Erkenntnis, die ich jeden Tag, jeden Augenblick aus der Größe Gottes schöpfe, die ein ewiger Brunnen ist.

Auch dessen gedenke ich: Der Gott, welcher das Volk der Juden — es sei verdammt! — durch die Wüste führte, und welcher Moses auf dem Berge in Feuerflammen erschien, — es ist dieser Gott ein Gott des Grimmes, und kommt auch die Rache von Gott.

Sollte der, welcher mich haßt, sterben, so kenne ich einen, der des Toten Amt übernehmen wird. Das ist nur eine Stufe, aber es ist die Stufe zu einem Thron. Ich muß wachsen. Der Herr gebietet es mir. Es ist der Wille des Herrn, seinen Knecht zu erheben. Wenn es der Wille des Herrn ist, wird der Herr den, welcher mich haßt, zu sich rufen und mich an dessen Stelle setzen, damit ich dereinst verwalte auf Erden das göttliche Rächeramt.

Schwer und schwerer wird mir's, den Anblick der Menschen zu ertragen; derselbe reißt an meinem Herzen und zerrt an meiner Seele. Aber ich muß mich überwinden und muß es um mich sehen, dieses Geschlecht, das ich nicht mehr liebe. Ich will unter die Menschen gehen, auf die Berge zu den Hirten und in die Dörfer, wenn sie ihre Feste feiern, und wenn der Geist mich treibt, will ich zu ihnen reden, was der Geist mir eingibt.

Da ist der Hirtenknabe, der mir meine Speise zu trägt. Es ist ein fröhlicher Bursch, Oft, wenn er seine Herde weidete, hörte ich ihn singen. Des Knaben Gesang störte mich in meinen Meditationen und dem Studium heiliger Werke; und ich habe ihm sein Singen verboten. Nun ist es still um mich. Ich vernehme keinen anderen Ton als das Geläut der Klostersglocken, das

Dahiel der Konvertit

Brausen des Sturmes, das Prasseln des Regens, das Gepolter abstürzenden Gesteins und den Schrei eines Raubvogels. Das sind mir gerade die rechten Stimmen. Aber der Knabe, seitdem er nicht mehr singen darf, hat einen traurigen Blick.

Was tut das! Das Leben ist nicht dazu da, fröhlich zu sein; und um meine Nächsten glücklich zu machen, bin ich nicht Priester geworden.

Als ich das letztemal auf dem Gipfel und in der Höhle war, wem bin ich da begegnet? Meiner treuen Gefährtin, der Schlange. Ich fing sie und sie biß mich. Mein Arm schwoh hoch auf. Ich saugte mir indessen eiligst das giftige Blut aus und verspüre jetzt nur noch etwas Steifheit und bisweilen einige Schmerzen in dem gebissenen Glied. Die Natter nahm ich mit und sperrte sie in ein Gefäß und fütterte sie nun; doch hört sie nicht auf, gegen mich zu zischen und zu züngeln.

Ich liebe sie trotzdem.“

* 3 *

In Subiaco fand die große Prozession zu Ehren des Corpus Domini statt, ein Fest, welches an keinem anderen sabinischen Ort mit solchem Prunk gefeiert ward: liegen doch in nächster Nähe Subiacos die beiden größten und mächtigsten Heiligtümer des Kirchenstaates: die Klöster Sankt Benedikts, deren Ruhm sogar den Glanz des Hauses von Sankt Franziskus in Assisi überstrahlt.

Für die Gemüter des Volkes geradezu überwältigend war der endlos erscheinende Festzug. Derselbe entwickelte sich aus den unterirdischen Gewölben der Kirchen und Kapellen des Klosters zur heiligen Höhle. Dem Volk, das sich an dem Abgrund, an welchem auch dieses Kloster schwebt, versammelt hatte, war es als öffnete sich der Fels, um die Schar der Mönche, die Menge der Heiligtümer, die Fülle der Blumen, des Goldes und der Edelsteine, das Lichtmeer der Kerzen und die Weihrauchwolken aus seinen dunklen Schlünden hinaus in den Glanz des Tages strömen zu lassen. Die steile Felsenstiege wälzte es sich hinab, durch den finstern Steineichenhain, den wilden Berg hernieder, die Schlucht entlang, bis zum zweiten Kloster, dessen Pforten aufsprangen, um unter dem Geläut der Glocken, dem Donner der Böller eine zweite,

* 327 *

Dahiel der Konvertit

.....
womöglich noch gewaltigere Welle von klösterlicher Pracht und Herrlichkeit zu entsenden. Zu einem einzigen Strome vereinigt, wogte es nun an den Ruinen der Villa des Nero vorüber, der grauen Stadt zu. Diese hatte sich mit Laub und Blumen geschmückt, die Gassen überspannten grüne Wölbungen, die öden Mauern waren mit bunten Teppichen bekleidet, das Innere aller Kirchen in Festsäle verwandelt, der ganze Ort wimmelnd von allerlei Volks. Jedes Weib, jede Jungfrau reich geschmückt; andächtig niedergesunken auch alle Männer, alle Kinder. Ein Brausen von Glockentönen. Dazwischen das Krachen der Geschütze, das Knattern der Gewehre, das Psalmieren der Mönche, das gellende Gnadengeschrei der Verzückten.

Darüber der Himmel gleich einer Decke aus Lapislazuli; ringsum das wilde Felsenland: Gipfel gedrängt an Gipfel, kahl und zur ewigen Wüste verdammt, aus den wahrhaft elysäischen Gefilden des Tals sich erhebend.

Aber es schien keine Feier des gestorbenen und von den Toten wiederauferstandenen Leibes Christi zu sein, sondern ein Fest der Jünger Sankt Benedikts.

Auch die Franziskaner des Klosters, dem Angelikus angehörte, waren gekommen; denn weil ihr Heiligtum in der Öde lag, sie also für keine ihnen zugehörige Ortschaft eine Corpus Domini-Prozession veranstalten konnten, war es üblich, daß sich die Bruderschaft an dem Feierzuge der Benediktiner beteiligte. Ihren stolzen Abt an der Spitze schritten die Mönche als die letzten des langen Zuges; ein jeder eine Kerze tragend, ein jeder das Haupt in Demut gesenkt, glichen sie einer Schar Überwundener, die den siegreichen Benediktinern als Vasallen und Knechte nachzogen. Den scharfen Augen des Abtes entging es nicht, daß sich das Volk bereits von den Knien erhob, noch bevor die Franziskaner vorübergezogen.

Dennoch sollten die Franziskaner in der den Benediktinern unterwürfigen Stadt den Ruhm des großen Festtags ernten. Es trug sich, was einem Mirakel gleichkam, folgendermaßen zu: Der Umzug durch die Stadt war gehalten worden, die Prozession hatte sich in die Kirche begeben, wo der Abt von Santo Speco die Messe zelebrierte. In derselben Ordnung, wie sie gekommen, verließ die Bruderschaft den Dom.

Dahiel der Konvertit

Plötzlich ergriff eine lebhaftere Unruhe das Volk. Wer kniete, der erhob sich. Ein heftiges Drängen entstand: der Zug der Benediktiner geriet in Verwirrung und wurde zum Stillstand genötigt. Hallendes Geschrei übertönte das Glockengeläute, die wilden Stimmen schwellen lauter und lauter an, kamen näher und näher. Die Prozession löste sich auf.

Mehr noch als die Benediktiner nahmen die Franziskaner ein Ärgernis an der Sache; da hörten sie plötzlich von einem Chorus von Weibern den verzückten Ruf angestimmt: „Evviva San Franzisko!“

Die Franziskaner blickten sich betroffen an; unwillkürlich erhoben sie die Häupter, der Ausdruck ihrer Gesichter veränderte sich plötzlich. Die kleine Schar der Jünger des großen Heiligen von Assisi schien auf einmal gewachsen zu sein; nicht mehr voll tiefer Demut standen sie da und ihr Abt konnte wieder seine stolze Miene zeigen.

Was war geschehen?

Da sahen die Leute ein seltsames Schauspiel — — An der Spitze eines Haufen Landvolks, umdrängt von Hirten und braunen Weibern, die sich wie heidnische Mänaden gebärdeten, erblickten die Franziskaner einen der Ihren. Wie ein Sieger schritt er einher, das wachsbleiche Antlitz gleichsam durchleuchtet von einem innern Feuer, die Augen in fanatischer Begeisterung glühend, mit dem Ausdruck einer gewaltigen Empfindung, welche die Gestalt des armseligen Mönches zu einer beinahe großartigen Erscheinung machte. Angelikus!

Das Volk, das ihm folgte, schrie: „Seht den Heiligen! — Hört den Heiligen! — Laßt euch von dem Heiligen predigen! — Tut Buße, denn das Gericht ist nahe! — Es lebe die Madonna! Es lebe San Franzisko! Es lebe der heilige Mönch!“

Der Tumult wuchs. Die Benediktiner wollten das Volk zur Ruhe weisen, wollten dem Verzückten das Reden verbieten. Als jedoch die Franziskaner das gewahrten, sammelten sie sich unter Anführung des Abtes um ihren bedrohten Genossen. Auch das Volk ergriff sofort Partei. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht: der Franziskaner habe ein Wunder getan und einen Kranken geheilt. Derer, die an den neuen Heiligen glaubten, wurden mehr

.....
 und mehr, die Partei der Benediktiner schmolz zusehends, so daß diese es für das beste hielten, vorderhand das Feld zu räumen.

Angelikus begann zu reden. Sogleich trat tiefe Stille ein. Auf den Stufen eines altertümlichen Marienheiligtums stehend, predigte der Franziskaner: „Ich sage euch, die Zeit der Buße ist gekommen, denn gekommen ist die Zeit der Vergeltung.

Blickt hin! Seht“ — und er deutete auf die Prozession der Benediktiner — „seht, wie sie prunken mit Gottes Wort, wie sie Gottes Wort in Gold und Kleinodien hüllen. Wißt ihr, von wannen diese Schätze ihnen kommen? Von dir, o christliches Volk! Von deinen Seufzern, deinen Tränen, deiner Arbeit, deiner Armut. Wehe! Das Gold erstickt das Wort Gottes, die Kleinodien würgen den göttlichen Geist, die Reichtümer der christlichen Kirche morden die Liebe zum Herrn.

Und darum predige ich euch: Tut Buße! Und darum verkündige ich euch: Die Vergeltung wird kommen, auch über euch, die ihr euch von der goldenen Herrlichkeit, welche von der Kirche Christi ausgeht, die Sinne blenden laßt, so daß ihr nur dann auf das Wort Gottes hört, wenn es vor euch stolziert in seidnen Gewändern, eine Krone auf dem Haupt und ein Zepter in Händen.

Ich will euch sagen, wie das Wort Gottes beschaffen sein muß, will es in Wahrheit vom Herrn kommen — — In Lumpen muß es wandeln über die Erde, die nackten Füße zerrissen von spitzem Gestein und scharfen Dornen, der Leib ermattet von Hunger und Mangel, das Haupt gebeugt in Demut und Niedrigkeit. Tränen muß es im Auge haben, Seufzer auf den Lippen. Dienen muß es wollen, nicht herrschen; anbeten, nicht angebetet werden; Erbarmen üben, nicht um Erbarmen sich anflehen lassen.

Die christliche Kirche, o christliches Volk, ist geworden wie Franz von Assisi gewesen, ehe er bekehrt und heilig ward: gleich einer Königin prunkt sie. Es muß aber die christliche Kirche werden, was Franziskus geworden, nachdem ihm die Erleuchtung gekommen. Da ging er hin, nahm seines reichen Vaters Geld und Gut und schenkte es den Armen; und als sein Vater ihn deswegen schalt, verließ er seines Vaters Haus, so nackt und bloß, wie er dereinst auf die Welt gekommen, und schenkte seine Kleider den Bedürftigen.

Ich aber sage euch: die Kirche muß hingehen und nehmen ihres

Dahiel der Konvertit

reichen Vaters Schätze und diese unter die Armen und Bedürftigen verteilen. Sie muß Purpur, Krone und Zepter von sich werfen, sich entkleiden ihres Glanzes und nackt und bloß ausziehen, um das wahre Evangelium zu verkünden, welches ist ein Evangelium der Armut und Demut. Was der Heilige von Affisi getan, muß die Kirche Christi tun. Sonst wehe dir, du falsche Dienerin des Herrn!

Darum demütige dich, du hoffärtige Kirche! Darum tue Buße, du zuchtlose Braut des Herrn, denn über deinem Haupt schwebt die Vergeltung.

Und es wird kommen der Tag — —“

Aber hier wurde der Redner unterbrochen. Eine gellende Weiberstimme schrie: „Du Vermaledeiter! Da du in Rom in der Kirche des heiligen Engels den Juden Bekehrung predigen solltest, lästertest du die Christen; und nun stehst du hier, der du ein Jude gewesen, und lässest dich anschreien: ‚Heiliger!‘ Ein Scheinheiliger bist du, ein Lügner und Heuchler!“

Das Volk fuhr in wildem Getümmel auf die Sprecherin los; einige Benediktiner erschienen plötzlich und fingen an zu predigen; die Franziskaner sahen bestürzt aus.

Abt Evaristus aber rief: „Welches Weib hat einen unseres Ordens gelästert?“

Aber schon hatte das Weib sich zu dem Mönch hingedrängt.

Es war eine Jüdin, eine von denen, welche sich im Lande herumtreiben, dem Volk seine Träume deuten, die Zukunft prophezeien und heimlich allerlei Tränke, Salben und Heilmittel verkaufen. Diese war ein älteres Weib, armselig gekleidet, aber von hoher, stolzer Gestalt. Sie hatte sich ein großes buntes Tuch über das Haupt gelegt, so daß nur die Nächststehenden ihr Gesicht erkennen, und über die Spuren großartiger Schönheit darin erstaunen konnten. Dicht trat sie vor den Franziskaner hin, blißte ihn mit ihren schwarzen, funkelnden Augen an und fragte mit lauter Stimme: „Dahiel, du Jude, kennst du mich?“

Angelikus antwortete: „Du bist Judäa, ein wüstes Weib.“ Und zum Volke gewendet, rief er: „Dahiel, der Jude, war ich, aber Angelikus, der Christ, bin ich geworden. Ein Verstockter und Verblendeter war ich, ein Bußfertiger und Erleuchteter bin ich jetzt.“ Und das Judenweib fest anblickend: „Du aber, Judäa,

Dahiel der Konvertit

.....
wenn du nach Rom kommst, begib dich in die Judenstadt und schreie auf den Gassen aus: Du habest in Subiaco Dahiel, den Konvertiten, dem christlichen Volke predigen hören, daß die Vergeltung kommen werde! Und schleiche dich in das Haus meiner Eltern und sage denen, die mich gezeugt haben: Du hättest Angelikus, den Christen, gesehen, als einen auf dem eine große Sühne liegt.“

Und er wendete dem Weibe den Rücken.

In diesem Augenblick trat sein Abt zu ihm und rief: „Und hast du einstmals, wie dieses Weib aussagt, in einer christlichen Kirche die Christen gelästert, so bezeuge nun vor dem versammelten christlichen Volk deinen gewandelten Sinn und sage vor allem Volk deine Gedanken über die Juden, damit dieses Weib auch das im Ghetto verkündige.“

Angelikus stand und blickte den Abt an, daß dieser unwillkürlich zurückbebt, als würde nach seiner Brust ein Dolch gezündet. Aber dann senkte der Mönch die Augen und rief mit gewaltiger Stimme in das schweigende Volk hinein: „Mein Abt gebietet und ich gehorche! Wie ich schon einmal von den Juden mich losgesagt, so tue ich es hier zum zweitenmal: verfluchend sie, deren Sohn ich war und das ganze jüdische Volk!“

Dann, als ob nichts geschehen wäre, setzte er, bis zur Ekstase sich steigend, seine Predigt fort. Die Augen des Volkes hingen an seinen Lippen, die Frauen brachen in Tränen und wilden Jammer aus, selbst die Männer fühlten sich von der Macht seine Beredsamkeit fortgerissen. Die Franziskaner aber wurden stolz auf ihren Genossen, der ihrem Kloster an diesem Tag zu einem großen Siege verholfen.

Judäa jedoch, da sie den Abt erblickte, hatte heftig, wie in Scheu vor dem hochwürdigen Mann, ihr Gesicht wieder mit dem Tuch bedeckt und war alsbald in der Volksmenge verschwunden.

*

Aus den Bekenntnissen

. . . Aber ich gewahrte wohl, wie der Abt gegen mich gesonnen war, da er das törichte Volk mich anrufen hörte, und das Lobpreisen der Brüder vernahm. Gern hätte auch der Hochwürdige mich einen Scheinheiligen, Heuchler und Lügner gescholten, wie

Dahiel der Konvertit

jenes jüdische Weib vor dem ganzen Volk getan. Indessen aus Weisheit schwieg er; doch schwieg er weniger um dem Orden Sankt Franziski die Ehre zu geben, als vielmehr aus Mißgunst und Haß gegen die hochmütigen Jünger des heiligen Benedikts, die in den fürnehmsten und fettesten Klöstern des Landes sitzen, unermessliches Gut zu eigen haben und die Franziskaner verächtlich behandeln; auch darauf sich zu gute tuend, daß ihr Heiliger um viele Jahrhunderte älter ist als der unsere. Deshalb gab sich Abt Evaristus die Miene, als glaubte er an meine Erleuchtung, und antwortete allen, die ihn darum befragten: „Es ist ein heiliger Geist, der aus dem jungen Menschen redet. Der Geist Sankt Franziski ist über diesen bekehrten Sünder gekommen.“ Aber in seiner Seele gelobte er sich, es mir gedenken zu wollen.

Und gedenken will ich es dir — —

Daß du mich in jenes Felsengrab gelegt hast, wohin weder Sonne noch Mond schien, das habe ich dir vergessen, ja, das habe ich dir gedankt; denn das hat meinen Geist geweckt und mich mit wahrhaftiger Erleuchtung erfüllt, so daß ich nicht bin, was du im Herzen mir ansinnst zu sein: ein Scheinheiliger, Heuchler und Lügner. Vergessen sei es dir und gedankt. Aber gedenken will ich dir und vergelten will ich dir, daß du mich vor allen Leuten aufgerufen, meinem Volk zu fluchen vor einer meines Volks. Du wußtest wohl, was du mir damit antatest. Und weil du mir das getan, verdientest du, daß auch du in einen Schlund versänkest, tief wie der Abgrund, in den du mich gestoßen, daraus es kein Auferstehen gibt. So möge Gott dir gnädig sein.

Um dem törichtten Volk und meinen mich überschwenglich lobenden Brüdern zu entgehen, entwich ich zu einer Kapelle, welche vor der Stadt gelegen ist, vorgebend, daß ich mit dem Geist meines Heiligen mich bereden müßte. Aber die Weiber hielten das Heiligtum, darin sie mich betend wähten, belagert. Da ward ich zornig und gebot den Frauen augenblicks in ihre Häuser heimzukehren. Sie schrieten mich um meinen Segen an, den ich ihnen in Gottes Namen erteilte, mit großen Gebärden, als ob ich etwas absonderlich Geheimnisvolles und Göttliches vollzöge. Dann endlich ließen sie mich gehen; darüber war es hoher Nachmittag geworden.

Ich hatte mir aber etwas vorgenommen, das ich nun ausführen wollte. Kaum waren die Weiber verschwunden, als auch ich ging. Aber wo sollte ich das Judenweib auffinden? Doch von Kindheit an bekannt mit den Gewohnheiten des Volkes aus dem Thal der Egeria, schlug ich den Weg ein, der von der Stadt zur Anioschlucht führt, durch die Maisfelder und Bignen, denn die Landstraße wimmelte von Volk, welches leicht in mir den neuen Heiligen hätte erkennen können.

In großer Ermattung, sowohl des Körpers, als des Geistes, wanderte ich durch die Gefilde längs des Flusses, die jahraus jahrein dem Landmann schier überreiche Frucht tragen. Es war völlig einsam um mich. Ich vernahm das Rauschen der Wellen des nahen Anio, das Flüstern des Windes in den Rebelauben und den Nachtgesang der Vögel in den Wipfeln der Feigen- und Granatbäume. Ich dachte jedoch nicht, daß es Gottes Stimme war, die zu mir sprach. Auf die Gipfel des Felsengebirges senkte sich der Abendhimmel herab, gleich einem aus Gold und Purpur gewebten Vorhang. Ich hielt es indessen nicht für ein Stück vom Gewande des Herrn.

Ich gelangte in einen Nebengang, an dessen Seiten sich rechts und links breite Streifen dunkelroter Nelken hinzogen und über mir aus der dichten Laubdecke quoll eine Fülle ihrer Reife entgegenwühlender Trauben hervor. Da ward ich plötzlich im Geist viele Jahre meines Lebens zurückgeführt, und ich wandelte wiederum durch den Nebengang der Bignen am Fuß des Berges Mario, lauschte auf das Rauschen der Libervogel, sah im Abendsonnengold die Kuppel der Peterskirche strahlen und hörte eine sanfte Frauenstimme rufen —

Und ich hörte eine sanfte Frauenstimme rufen: „Angelikus!“

Ich glaubte, mein Geist läge in den Banden eines Traumes, und ich hätte darin vernommen, daß Elelia, jene arge Sünderin, mich bei Namen rief. Und ich dachte: keine Stimme soll mich jemals mehr in Versuchung führen; ich habe die Versuchung bestanden. Und weil ich glaubte, daß mir der Böse das verführerische Weib alsbald in seiner ganzen lieblichen und teuflischen Schönheit körperlich vor Augen führen werde, so schloß ich sie und schritt mit geschlossenen Augen weiter. Da hörte ich einen leisen Auf-

 schrei, und als ich aufblickte, gewahrte ich denn auch das Spuk-
 bild vor mir.

Ich befand mich — so schien es mir — in der Vigna der
 wackeren Sora Filomela, vor dem ganz von Ranken und Blüten
 umspunnenen Häuschen dieser wahrhaft gottesfürchtigen Frau. Und
 vor dem Hause auf einer Bank saß die Clelia in einem sittsamen
 Gewand, ohne Kette oder Spangen, mit wie in Verzückung
 leuchtenden Augen mich anblickend, in ihrer ganzen strahlenden
 Schönheit. Sie hatte den Schoß voller Gemüse, die sie für die
 Abendmahlzeit auslas, eine Schar Lauben pickte eifrig an den
 zarten goldgelben Salatblättern, welche sie dem Vogelvolk hin-
 geworfen hatte. Sie starrte mich an, als ob ich eine Erscheinung
 wäre, da ich sie doch selbst für einen rechten Höllenspuk hielt,
 so daß ich fast laut gerufen hätte: »Apage Satanas!«

Aber das Weib blieb vor meinen Augen, und ich mußte er-
 kennen, daß es Fleisch und Blut war.

Mit einer Miene und Gebärde höchsten Glückes sprang Clelia
 in die Höhe und lief auf mich zu, nicht anders, als ob sie einen
 Gottgesandten und Messias grüßen wollte. Ich aber dachte
 daran, daß ich sie an der Kirchentür, da sie mein Haupt in ihrem
 Schoß auffing, verleugnet hatte, mußte also glauben, daß sie
 mir grollte, und ihr verzücktes Gebaren für eitel Trug und Ver-
 stellung halten. Mit anscheinend höchster Freude redete sie mich
 an: „Also kommt Ihr doch zu uns, lieber und hochwürdiger
 Bruder? Kommt Ihr, um mit eigenen Augen das gute Werk
 zu schauen, das Ihr an uns vollbracht habt? Das ist göttig von
 Euch, wie wir es indessen anders von Euch gar nicht gewohnt
 sind. Aber Ihr seid müde von dem weiten Weg und müßt un-
 paß sein, denn Ihr seht bleich und krank aus. Laßt es Euch ge-
 fallen, auszuruhen unter dem Dache, das Ihr zu einem glück-
 lichen Hause gemacht habt. Mein wackerer Lorenzo ist über Land,
 wird jedoch bis zum Abend zurückkehren. Der wird staunen! Eine
 größere Freude, als bei seiner Heimkunft Euch in seinem Hause
 zu finden, könnte meinem Manne gar nicht begegnen — — Und
 was werdet Ihr dazu sagen, daß meine liebe Lante Filomela
 jetzt bei uns lebt? Sie hat ihre Vigna am Monte Mario ver-
 kauft und ist nun für ihr ganzes Leben hieher zu uns gezogen,

Dahiel der Konvertit

.....

um unser Glück und alles, was der Himmel uns in seiner Gnade geschenkt hat, mit uns zu teilen. Heute ist sie in die Stadt zum Fest; ich weiß nicht, wo sie so lange bleibt, sie könnte längst wieder da sein. Wenn die gute Filomela Euch hier trifft, die gibt ja wohl vor lauter Glückseligkeit ihren Geist auf. Welche Freude! Welche Freude!“

Während dieser Worte, die sie mit zitternder Wonne und der lieblichsten Miene an mich richtete, hatte sie mich zur Bank vor dem Hause geführt, und weil die Bank von hartem Stein war, riß sie ihr seidenes Tuch vom Halse, breitete es über den Marmor aus und bat mich, niederzusitzen, was ich auch tat; denn ich war gänzlich ermattet und fühlte meine Kräfte schwinden. Dabei war ich im Herzen voller Unwillen gegen das Weib, welches tat, als hätte sie mich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.

Sie war gar geschäftig um mich her, säuberte den Tisch von dem Gemüse, scheuchte das zudringliche Laubenvolk fort und las vom Boden dem Abfall auf. Dabei gewahrte sie, daß meine nackten Füße dicht mit Staub bedeckt, auch gänzlich aufgeschwollen und blutrünstig waren. Sie tat einen lauten Schrei, wurde blaß, lief ins Haus und kam nach einer kleinen Weile mit einem schönen, wassergefüllten Gefäß aus getriebenem Kupfer zurück. Damit kauerte sie sich nieder, tauchte meine Füße in die laue Flut, wo hinein sie Lavendelwasser geschüttet, und badete sie; alles, ohne ein Wort zu sprechen, in tiefster Demut und doch voller Glückseligkeit, mir diesen niederen Dienst leisten zu dürfen, nicht anders, als ob ich der Herr und sie jene heilige Büsserin wäre.

Und auch sie mochte an Maria Magdalena denken; denn als sie meine wunden Füße gewaschen hatte, fuhr sie mit einer jähen Bewegung nach ihrem Haupt, zog einen goldenen Pfeil, der scharf war gleich einem Dolche, aus ihrem herrlichen Haar, daß dieses sich löste und wie ein strahlender Schleier um sie nieder sank. Dabei sah sie mir mit heißem Flehen in die Augen, und weil ich ihr trotzdem ein so sündhaftes Tun mit strengen Worten verwehren wollte, sagte sie und lächelte dazu: „Seht, wie lang es wieder geworden ist.“

Da schwieg ich und sie trocknete mir mit ihrem seideweichen, leuchtenden Haar die Füße, daß es diese wie eine Welle Goldes

Dahiel der Konvertit

.....
umfloß. Und zu der Liebestat dieser großen Sünderin schlugen in den Wignen die Nachtigallen und sank die purpurfarbene Abendröte auf die dämmerungsvolle Erde herab —

Beide schwiegen wir. Als ich, nachdem sie ihr Werk geendet, aufblickte, gewahrte ich unter den Bogen des Nebengangs ein Kind; es war ein Mägdlein von etwa vier Jahren, mit langem, hellem Gelock und holdselig wie ein Engel des Himmels. Dieses liebliche Geschöpf hatte ein Fingerlein in den Mund gesteckt und blickte aus großen, erschrockenen Augen auf den fremden Mann, vor dem die Mutter im Staube lag. Als das Kind nun gewahrte, daß auch ich es betrachtete, hub es bitterlich zu weinen an.

Das Weib des Lorenzo fuhr in die Höhe, eilte zu dem weinenden Kinde, kniete nieder und sprach der Kleinen zu; und das tat die Frau mit solcher Bärtlichkeit und einem so strahlenden Mutterglück, wie ich zuvor niemals gesehen. Als das Mägdlein ruhig geworden, mit ihren braunen Patschhändchen eifrig die feuchten Auglein rieb und nur noch ein wenig schluchzte, faßte ihre Mutter sie bei der Hand, führte sie mir zu und bat voller Inbrunst: „Segnet mein Kind.“

Was sollte ich tun? Ich legte also meine Hand auf des Kindes Scheitel und segnete es, währenddessen das schöne Wesen mich unverwandt anstarrte und wiederum mit allen fünf kleinen Fingern ins rosige Mäulchen fuhr, was die Mutter aber nicht duldete.

Als ich das Kind gesegnet hatte — Glück wird mein Segen ihm schwerlich bringen — fragte ich die Frau: „Wie heißt Euer Mädchen?“

Sie mit einem heißen Erröten, das ihr von der Stirn bis zum Hals hinabließ, erwiderte: „Wir ließen es Angelika taufen.“

Darauf sagte ich nichts, und es schwieg auch das Weib; als aber das Kind sich an seine Mutter drängte, hob diese es auf, drückte es an ihre Brust, küßte es herzlich und sagte leise und innig: „Unser Kind ist unser guter Engel, wie der es war, nach dem wir es genannt haben und dem wir auch diese Himmelsgnade verdanken.“ Und das Kind anredend: „Sage, meine Angelika, wenn du abends und morgens die gute Gottesmutter bittest, daß sie mit den holden Englein bei dir sein möge, für wen tust

.....
du da noch ein besonderes Gebetlein? Sage es diesem guten Mann.“

Da faltete das Kind seine Händlein, schlug die unschuldigen Augen auf, schaute gar ehrbar und fromm darein und sprach mit seinem feinen, silberhellen Stimmchen: „Für den lieben, guten Bruder Angelikus.“

Mit einen strahlenden Blick zuwerfend, forschte die Mutter weiter: „Wer ist denn dieser liebe, gute Bruder Angelikus, für dessen Glück du jeden Abend und jeden Morgen die süße Gottesmutter gar herzlich bittest?“

Und das Kind, ohne sich zu besinnen: „Der liebe, gute Bruder Angelikus ist ein gar frommer und gottesfürchtiger Mann.“

Da ich mein Gesicht abwendete, rief die Frau: „Und hast du den guten Bruder Angelikus denn lieb?“

Darauf hörte ich das Kind ernsthaft und mit großer Innigkeit sagen: „Gar zu lieb!“

Alsdann die Mutter: „Siehst du, mein Liebling, dieser Mann hier ist der liebe, gute Bruder Angelikus, und nun zeige ihm, daß er dir von Herzen lieb ist, als wenn er dein eigener Vater wäre.“

Und ich hörte das Weib aufschluchzen; aber gleich darauf rief sie mit heiterer Stimme dem Kinde zu: „Geh zu deinem lieben, guten Bruder Angelikus; aber daß du fein artig bist.“

Damit setzte sie mir das liebliche Kind auf den Schoß und dieses, nachdem es bis daher eine große Scheu, um nicht zu sagen Furcht, vor mir gezeigt hatte, war plötzlich wie verwandelt und das zärtlichste, zutraulichste Geschöpf. Es schmiegte sich an mich, drängte sein Lockenköpfchen gegen meine Brust, umschlang mich mit beiden Armchen und rief: „Du bist der liebe, gute Bruder Angelikus! Ich habe dich gräßlich lieb.“

Die Mutter lobte: „So ist's recht. Plaudere dem guten Bruder Angelikus etwas vor, ich will ihm derweilen zu essen bringen.“

Das Kind fuhr fort zu schwätzen: „Warum sprichst du nicht mit mir? Bist du krank?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Was fehlt dir denn? Du mußt nicht so traurig aussehen, sonst weint meine Mamma — — Ich möchte dir gern meine Puppe bringen, aber ich habe sie schon zu Bett gelegt, und

 wenn ich sie aufwecke, schreit sie, das dumme Ding. Weißt du, wo meine Puppe schläft? In den roten Blumen, die wir immer pflücken und der lieben Gottesmutter bringen. Die Großmutter ist in der Stadt und bringt mir einen heiligen Benedikt mit von Rosinen und süßen Zibeben. Das schmeckt gut! Du bist wohl so traurig, weil du Hunger hast? Wenn mich hungert, fang' ich an zu weinen, und dann bekomm' ich etwas. Aber du bist groß, du darfst nicht weinen, nicht wahr? Meine Mammina gibt dir gleich zu essen: Feigen, süßen Wein und Ciambelli. Und wenn die Großmutter kommt, schenk' ich dir meinen heiligen Benedikt, denn du bist ja der liebe, gute Bruder Angelikus — Da kommt die Mammina.“

Sie glitt von meinem Schoß herab und lief ihrer Mutter entgegen, die eben aus dem Hause trat. Das Kind rief: „Ach, Mammina, der liebe, gute Angelikus ist krank! Du mußt ihm schnell einen Kuß geben, damit er wieder gesund wird!“

Das Weib schalt die Kleine, weil sie gar so unbändig sei und sie so heftig am Rocke zerrte, daß sie beinahe alles, was sie trug, hätte fallen lassen. Dann trat sie an den Tisch, deckte ihn mit einem prächtigen Linnentuch und stellte die Speisen auf: nur Früchte und weißes Brot. Dabei sagte sie: „Ich weiß noch von ehemals, was Ihr am liebsten genießt. Nun sagen die Leute: Ihr seiet ein Einsiedler und Heiliger und lebtet wie die frommen Männer in der Wüste. Und ich glaube es auch; denn man sieht Euch Euer heiliges Leben an. Ich bitte Euch aber herzlich, macht mir nicht den Kummer, ungestärkt aus diesem Hause zu gehen. Das, womit Ihr einst meine Seele speistet, war freilich Himmelsmanna und ein Trunk aus dem Born der Gnade des Herrn; ich, armes Weib, kann Euch nur irdische Speise und irdischen Trank vorsetzen, aber es wird sogar Euch, dem Gesegneten, in diesem Hause gesegnet sein.“

Damit nahm sie eine große braune Feige und reichte sie mir; auch von dem Wein und dem feinen Brote genoß ich, Speisen, die seit vielen Jahren nicht über meine Lippen gekommen. Als die Tochter Elias merkte, daß ich es mir — nicht ohne starke Gewissensbisse — schmecken ließ, klatschte sie fröhlich in die Händchen, kletterte wieder auf meinen Schoß und schaute mir andächtig zu. Da nahm ich das Kind und herzte und küßte es.

Die Nacht war bereits angebrochen und das Kind von der Magd zu Bett gebracht worden, als die wackere Cora Filomela aus der Stadt zurückkam. Elia hatte keine Lampe angezündet, und da der Mond noch nicht aufgegangen war, so herrschte unter der Rebenlaube große Dunkelheit. Das junge Weib raunte mir zu, mich still zu verhalten und redete die Heimkehrende an: „Wo bleibt Ihr nur, Großmutter? Angelika mußte ohne ihren süßen Sankt Benedikt zu Bette und war bitterböse auf Euch. Ihr seid gewiß im ‚Rebhuhn‘ bei der Wirtin sitzen geblieben?“

Ich hörte die Alte in großer Aufregung erwidern: „Wärfst du dabei gewesen! Hättest du das erlebt! Laut jammern hätt' ich mögen, daß du gerade heute zu Hause bleiben mußtest, weil dein Mann nach Olevano gegangen ist. Welches Unglück! Immerfort dachte ich an dich und was du gesagt haben würdest, wenn du das mit angesehen hättest, und was du sagen wirst, wenn du es jetzt hörst.“

„Was ist geschehen?“

„Wunder über Wunder!“

„Haben die Benediktiner ein Mirakel getan?“

„Ach, die Benediktiner! Geh mir doch mit den Benediktinern! Was vermögen die! Einen leibhaftigen Heiligen hab' ich gesehen.“

„Aber, Großmutter!“

„Einen leibhaftigen Heiligen, sage ich dir. Und was für einen! Und wer war es wohl? Nun, so rate doch! Du rätsst es nicht. Kein anderer war's als unser gebenedeiter Bruder Angelikus.“

Da kam die Magd mit der Leuchte. Cora Filomela sah mich, da ich gerade aufgestanden war, um der Frau ihre sündhafte Rede zu verbieten; sie stieß einen lauten Schrei aus und wäre zu meinen Füßen hingesunken, wenn ich ihr nicht heftig abgewinkt und sie eiligst gesegnet hätte.

„Ja, da ist er!“ rief das unverständige junge Weib mit vor Freude bebender Stimme. „Bei uns ist er! Er ist bei uns eingekehrt, und nun ist zu der irdischen Liebe, die in diesem Hause wohnt, auch die himmlische Liebe gekommen.“

Dahiel der Konvertit

.....
Nachdem Sora Filomela mich mit strömenden Tränen bewillkommt und so lange von meiner Heiligkeit geredet hatte, bis die Clelia, meinen Unmut gewahrend, der Schwägerin einen Wink gab, zu schweigen, kauerten sich die beiden Frauen auf der Schwelle der Tür nieder und berichteten mir, wie, seitdem ich in Rom von ihnen geschieden, der Segen des Himmels auf ihnen geweilt habe, und was für ein redlicher, prächtiger, glücklicher Mann der Terenzo sei. Sie erzählten noch, als unten in Subiaco zu Ehren des hohen Festtags ein über die Massen herrliches Feuerwerk abgebrannt wurde, so daß es war, als ob ein ganzer Himmel von Sonnen, Monden und Sternen, eine ganze Hölle von roten, weißen und blauen Flammen unter Blitz und Donner in die Luft gesprengt würde. Als es darauf stille ward und nur noch eine silberhelle Dampfwolke über der Stadt lag gleich einer himmlischen Erscheinung, rief die Alte unter lautem Schluchzen: „'s ist gerade wie in den Oktobertagen jenes gebenedeiten Jahres, wo wir Drei im Häuschen am Monte Mario beisammen saßen und rings um uns die Römer ihre Feste feierten.“

Hierauf erwiderte ich nichts; aber Clelia sagte mit großer Innigkeit: „Nein, heute ist es viel besser, als damals; denn heute schläft drinnen im Hause mein süßes Kind und jeden Augenblick muß mein wackerer Terenzo heimkehren und unser lieber Bruder Angelikus weilt als ein herrlicher Gottesgeist unter uns.“

Auch auf diese Rede antwortete ich nichts, wie ich überhaupt meinen Mund kaum öffnete, sondern die anderen reden ließ; aber ich fühlte plötzlich einen heftigen Unwillen in mir erwachen, daß es heute besser sein sollte als zu jener Zeit, wo das schöne Weib in sündhafter Liebe für mich entbrannt war, wie ich mich auch sonst mit einer Menge von unwilligen und zornigen Empfindungen trug, wohl dadurch in mir erweckt, daß diese ehemalige Sünderin ihr jetziges Leben so weltlich und leichtfertig nahm und so blühend und glücklich war, wo sie doch voller Zerknirschung und Jammer hätte sein müssen, eingedenk ihrer schändlichen Vergangenheit. Auch gegen ihren Ehegatten richtete sich in meinem Herzen ein heftiger, aber heiliger Zorn. Denn wie konnte er mit diesem Weibe ohne jedes Bedenken so irdisch glücklich sein?!

Dahiel der Konvertit

Ich saß noch in solche Betrachtungen versunken, als Elia einen lauten Freudenruf that, in die Höhe sprang und ihrem heimkehrenden Mann entgegenlief, rufend: „Bruder Angelitus ist da!“

„Wer?“

„Bruder Angelitus, unser Bruder Angelitus!“

Damit zog sie ihren Gatten zu mir hin und kaum, daß ich in dem breitschulterigen, stattlichen und sicheren Manne den überschlanen, leidenschaftlichen Jüngling von ehemals wieder erkannte.

Auch er zeigte — oder heuchelte — bei meinem Anblick eine große Freude, ja, er küßte mir sogar, obgleich er ein recht hochmütiger Christ zu sein schien, voller Demut die Hand und stand dann mit abgezogenem Hute vor mir, setzte diesen auch später in meiner Gegenwart nicht auf. Ernsthaft hörte er auf die wortreichen Berichte der beiden Frauen über das heutige Mirakel und über meinen Besuch in seinem Hause, das eine scheinbar durchaus gläubig aufnehmend und über das andere in hohem Maße beglückt. Als die Weiber endlich im Loben und Preisen inne hielten, wendete er sich zu mir und sagte mit allem Anschein einer wahrhaftigen und tiefen Empfindung: „Wir wußten, daß Ihr, hochwürdiger Bruder, in unserer Nähe weiltet und daß Ihr um der Leiden des Herrn willen vieles erduldet. Auch hat mein Weib Euch einmal gesehen. Wir haben dann oft darüber geredet, ob einer von uns, oder wir beide, Euch aufsuchen sollten, um Euch zu berichten, wie es bei uns steht und zugeht, denn wir meinten immer, unser Glück müßte Euch freuen. Gern hätten wir auch das Kind zu Euch gebracht, damit Ihr es segnet. Aber wir vernahmen von Eurer großen Frömmigkeit, daß Ihr als ein heiliger Einsiedel lebtet und Euch gänzlich von der Welt abgewendet hättet. Da fanden wir nicht den Mut, mit unseren irdischen Freuden vor Euch zu treten. Nun Ihr aber selbst gekommen seid, mögt Ihr mit eigenen Augen Euer Werk sehen und wie in diesem Hause Euer Name hoch und heilig gehalten wird.“

Nach diesen Worten trat ein langes Schweigen ein, welches Lorenzo unterbrach. Er sagte zu seinem Weibe: „Von dem Wein, den wir bei der Laufe unseres Kindes getrunken, steht

noch ein Krug im Keller. Diesen hole. Denn heute ist für unser Haus ein größerer Festtag als damals.“

Sogleich ging die Frau und die Alte begleitete sie. Seinem Weibe mit den Augen folgend, sprach der Mann in tiefer Bewegung: „Es ist alles so gekommen, wie Ihr es vorausgesagt; womöglich noch besser und herrlicher. Denn nicht nur, daß ich mein Weib, die Mutter meines Kindes, von Herzen liebe, ich halte sie auch hoch in meinem Herzen. Ja, sie ist für mich so von aller Schuld entfühnt und rein von jeder Sünde, als ob sie mir als Jungfrau vermählt worden wäre. Und denkt Euch: auch sie liebt mich ehrlich und herzlich, ganz so, wie Ihr es verkündet habt, und es ist alles wie ein Wunder gewesen. In der ersten Zeit war es freilich ein großes Elend und noch Schlimmeres, doch dann — Aber das soll sie selbst Euch erzählen, denn ich vermag's nicht.“

Nun kamen die beiden Frauen zurück. Während Sora Silomela den Wein und die Gläser brachte, pflückte Celilia eine Menge der roten Nelken, die sie auf den Tisch warf, daß derselbe ganz davon bedeckt war. Auf dieses duftige Tafeltuch stellte die Alte den Krug; doch weigerte ich mich, Wein zu trinken, weshalb auch die anderen den Feiertrank nicht anrührten.

Als ich mich erhob, um zu gehen, taten alle, als ob ihnen ein Unglück geschehen sollte und baten mich flehenlich, die Nacht in ihrem Hause zu bleiben: ich wäre gänzlich ermattet, der Weg weit und beschwerlich und in der Dunkelheit gar nicht zu finden. Ich wies aber auf den Mond, der soeben aufging und der wie ein Feuerbrand hinter den schwarzen Bergen hervorbrach, bedeutete ihnen, daß ich die Nacht in keinem fremden Hause zubringen dürfte, und wendete mich zum Gehen. Der Mann sagte zu seinem Weibe: „Du könntest unserem hochwürdigen und lieben Bruder das Geleit durch die Wignen geben.“

Das Weib erwiderte nichts, auch ich schwieg still. Aber dann bat sie: „Auf einen Augenblick tretet in das Haus und an das Bett unseres Kindes.“

Sie ergriff die Lampe und schritt voraus und ich folgte ihr mit den anderen; aber in das Schlafgemach trat ich mit der Mutter allein ein.

In seinem zierlichen Bettlein lag das liebliche Kind der Sünderin, friedlich schlummernd, das Antlitz ganz heiß von gesundem Schlaf und beide Händchen über der bunten Decke gefaltet. Es war, als sähe ich das Jesuskind in heiligem Schlummer liegen und bei diesem Anblick gelobte ich mir, die Seele dieses Kindes zu retten und sie dem Himmel zuzuführen, doch ohne daß ich mir bewußt war, wie das geschehen könnte. Nachdem ich das Kind eine Weile betrachtet und über seinem Haupte das Zeichen des Kreuzes gemacht, verließ ich das Gemach und das Haus, nahm von dem Mann und der Großmutter raschen Abschied und ging mit dem jungen Weibe davon.

Es war eine schwüle Sommernacht und gerade die Zeit, da die Johanniskäfer ihr leuchtendes Wesen trieben. Um unsere Gestalten zog sich ein dichtes Gewimmel winziger, smaragdgrüner Lichter. Es war, als rieselte ein Regen zitternder Funken vom Himmel herab. Das glühende Gewürm hing an allen Gräsern, lag in den Kelchen der Blumen, schwebte unter den Nebengängen dahin, flog um Leib und Haupt des jungen Weibes und ließ sich auf ihren goldigen Scheitel nieder, daß es die Sünderin wie mit unirdischem Glanz umstrahlte. Am Flusse, an dessen Ufer wir langsam und schweigend dahinwandelten, war ein Gewoge von Funken, wie ich nie zuvor gesehen; die Lichtlein erfüllten die ganze Luft, ja sie verdeckten schier das Heer der Sterne, die, wenn sie einmal durch das Gewirr aufblühten, als die höchsten Schwärme der Sommerkäfer erschienen.

Da die stumme Gegenwart der Frau mich bedrückte, redete ich sie endlich an: „Was habt Ihr mir zu sagen?“

Sie erwiderte: „Mein guter Mann ist nicht mitgekommen, Euch das Geleit zu geben, weil er wußte, daß es mir eine große Wohlthat sein würde, Euch berichten zu dürfen. Wenn Ihr mich also anhören wollet —“

„Redet!“

Und sie begann: „Ihr erinnert Euch wohl noch, daß ich, als die gute Filomela Euch die Geschichte meiner Mutter, der Dionizia Baldi, erzählte, diese am offenen Fenster mit anhörte, was ich Euch später auch mitgeteilt habe. Seht, diese Geschichte meiner Mutter war das größte Unglück, welches ich aus

.....
 meinem vergangenen, schändlichen Leben meinem wackeren
 Lorenzo mit in die Ehe brachte; denn ich brütete so viel und
 so lange darüber, bis ich nahe daran war, von Sinnen zu
 kommen. Immerfort mußte ich denken: Was hilft es, daß
 du dir zugeschworen hast, deinem Manne ein tugendhaftes und
 getreues Weib zu sein? Das Böse liegt nun einmal in deiner
 Natur, und nach seiner Natur muß der Mensch leben. Du
 magst wollen oder nicht, es nimmt mit dir noch einmal ein
 Ende mit Schrecken. Denn gegen seine gute oder böse Natur
 vermag der Mensch nichts. Meine Mutter, die Dionizia Baldi,
 hat ihren Carlo heiß geliebt und mußte doch von ihm hinweg —
 noch dazu mit seinem Kinde unter dem Herzen. Ebenso wird
 auch dir geschehen, die du deiner Mutter echte Tochter bist.

In dieser Weise tobte ich gegen mich selbst, daß mein armer
 Lorenzo ein wahres Hölleben mit mir führte. Er durfte mir
 nicht nahe kommen und hätte sich zu jener Zeit am liebsten
 eine Kugel durch den Kopf geschossen. Aber ich konnte ihm
 nicht helfen, obschon ich den besten Willen dazu hatte und im
 Geiste immerfort mit Euch verkehrte, Euch jeden meiner Ge-
 danken bekannte, Euch um Rat befragte und Eure Hilfe an-
 suchte, wie ich denn überhaupt — —

Mein armer Lorenzo hatte eine heilige Geduld mit mir, begeg-
 nete mir wie ein Freund und Bruder, war fleißig und unglücklich.

Eines Tages stellte ich mir wieder einmal mit tausend Mar-
 tern so recht eindringlich vor, wie ich ein treuloses Weib werden
 und von neuem in Schande und Lasterhaftigkeit verfallen müßte.
 Da packten mich Jammer und Entsetzen und ich beschloß, dieses
 Leben nicht länger fortzuführen. Ohne an etwas anderes zu
 denken, sprang ich von meiner Arbeit auf, aus dem Hause, durch
 die Vigna zum Fluß, und an dieser nämlichen Stelle, wo wir
 jetzt stehen, warf ich mich in den Strom.

Mein Mann war bei den Neben beschäftigt, als er mich
 aus dem Hause stürzen sah. Er folgte mir, konnte mich indessen
 nicht mehr erreichen, sprang mir nach und brachte mich aus den
 Fluten und ins Leben wieder zurück.

Ich lag immer noch wie tot auf meinem Lager, als mir
 war, ich vernähme Eure Stimme, die mit lauten, feierlichen,

Dahiel der Konvertit

.....
mächtigen Worten mich mahnte, von meinem Wahn zu lassen, die Gnade des Herrn zu erkennen und mich meinem Gatten zum Weibe zu geben, was ich Euch ebenfalls mit lauten, feierlichen Worten gelobte. Während Ihr noch zu mir spracht, unter dem Klang Eurer Stimme, kam ich zum Bewußtsein, sah meinen Terenzo mit todtbleichem Antlitz neben meinem Bette stehen und lächelte ihn an. Da weinte er vor Leid und vor Freude.

Doch das Wundersamste war, daß ich mich zu jener Zeit meines ganzen vergangenen Lebens und aller meiner sinnlosen, dunklen Gedanken nur wie eines Traumes erinnern konnte; ja selbst, nachdem mir alles wieder deutlich geworden, schien es mir immer noch als etwas gänzlich Unwirkliches, so daß ich gar nicht zu begreifen vermochte, wie ich dazu hatte gelangen können, einem solchen schrecklichen Wahn zu verfallen. Sobald ich etwas bei Kräften war, vertraute ich mich meinem Manne an, gerade als kniete ich vor Euch im Beichtstuhl. Nachdem ich ihm alles bekannt hatte, küßte ich ihn.

Seht, von nun an begann für uns beide ein neues Leben. Die ganze Welt deuchte mir verwandelt und schöne Blumen dort zu blühen, wo ich bis dahin nur Disteln und Dornen erblickt hatte. Ich gewann Freude an meinem Dasein; ja, ich fing an, mein Leben zu lieben, da es meinen armen Terenzo so hoch beglückte, nicht anders, als ob jeder Tag, mit mir verbracht, ihm ein himmlisches Gnadengeschenk wäre. Und da er ein über die Maßen guter Mensch ist, redlich und wahrhaftig und mit einer göttlichen Liebe für mich im Herzen, so ward auch er mir von Tag zu Tag lieber, wie ich mit denn auch täglich Mühe gebe, in einer Weise zu leben, die seiner nicht unwürdig ist.

Auch sonst klopfte das Glück bei uns an und wir taten dem Himmelsgast alle Türen auf. Die Früchte gediehen, die Reben, die Oliven und das türkische Korn; wir umpflanzten das Haus mit Rosen und Ranken, Terenzo baute den Nebengang, ich pflegte die roten Nelken, alles, damit das Haus der Vigna am Monte Mario gleiche, woselbst ihr uns verlobt hattet. Dann zog die gute Filomela zu uns und zuletzt sandte der Himmel uns ein

Dahiel der Konvertit

.....
Englein, unser süßes, geliebtes Kind, das wir nach dem Heiligen
unseres Hauses benannten.

„Ach, meine Angelika —“

Das Weib schwieg. Wir standen am Ufer des Flusses, über dessen rauschenden Wellen das Spiel der Leuchtkäfer hin und her ging, daß es war, als sprängen Funken aus dem schwarzen Wasser. Des Weibes Geschichte hatte mir aber die Seele nicht bewegt. Denn ich fand darin zu viel irdische Leidenschaften, zu viel Glück und Freuden, für welche der Mensch nun einmal nicht auf der Erde ist. Und da des Weibes ewiges Wohl mir am Herzen lag — hatte ich doch die Frau aus der ärgsten Sünde errettet — so beschloß ich bei mir, mich ihrer Seele zu erbarmen und diese zur Erkenntnis des Himmlischen, zur Buße und Abtötung des Fleisches zu führen, was mir wohl gelingen sollte, denn meine Macht über sie war immer noch schier übergewaltig. Ich rang noch mit diesen Gedanken, als sie mir weiter bekannte: „Denkt, lieber Bruder, was für ein Geschenk mein Mann mir gemacht, bald nachdem ich ihm eine Tochter geboren. Der Gute hatte sich heimlich hinauf nach Dlevano begeben, welche Stadt meiner Mutter Heimatsort ist; dort hatte er in sichere Erfahrung gebracht, daß meine Großmutter eine überaus rechtsiche und tugendhafte Frau gewesen, die im ganzen Ort in Ansehen gestanden. So mußte ich denn vollends erkennen, welcher Torheit ich mich hingegeben hatte, daß ich darüber fast zugrunde gegangen wäre und mit mir ein sicherlich reineres und besseres Leben. Dafür bin ich aber auch jetzt, als wäre mir von den Augen eine Binde gefallen. Ach, lieber Bruder, es ist das menschliche Leben, trotz allen Jammers, doch eine gar heilige Sache.“

Sie schwieg und wir gingen weiter, immer den Fluß entlang, der Schlucht zu, darin sich die Klöster Sankt Benedikts und die Ruinen der Villa des Kaisers Nero befinden. Ich lauschte auf das Rauschen der Wellen, auf das Geflüster des Nachtwindes in den Wipfeln der Erlen und Ulmen und auf den leisen Schritt des jungen Weibes, dessen Haar ich immer noch auf meinem Herzen trug. Dann sprach ich zu ihr: „Vieles ist anders geworden; du bist nicht mehr die Elia, die meine schweren

Dahiel der Konvertit

.....

Wunden verband und pflegte, und ich bin nicht mehr der Angelikus, der mit dir im Garten einer Verwandten Blumen und Früchte pflückte; und keines von uns beiden vermag seinen alten Menschen wieder anzutun. Es war eine sündhafte Zeit, in der meine Seele sich noch in großer Blindheit befand. Nun bin ich geweckt worden und nun weiß ich, was auf Erden meines Amtes ist. Auch an dir werde ich es üben, an dir und deinem Kinde. Vieles an dir ist noch vom Übel und könnte von der Mutter auf das Kind übergehen. Denn es steht geschrieben: Der Eltern Missetaten sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Daran denke.“

Das Weib war stehen geblieben. Der Mond schien auf ihre Gestalt und ihr Antlitz. Ich sah, daß sie heftig zitterte und aus großen, entsetzten Augen auf mich blickte.

Ein Stöhnen kam aus ihrem Munde und sie stammelte mir nach: „Der Eltern Missetaten sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied?“

Ich erwiderte: „So steht es geschrieben.“

„Aber,“ fuhr sie auf, „mein Kind ist rein von Sünden.“

Da mahnte ich sie: „Rein von Sünden warst auch du, da du noch ein Kind warst; und die Missetaten deiner Mutter wurden dennoch an dir heimgesucht.“

Da sank das Weib vor mir nieder, nicht anders, als hätte sie einen mörderischen Schlag empfangen.

„Du Gottgeliebter, du Gebenedeiter, du Heiliger, rette mein Kind!“ schrie sie mich an. „Bewahre es davor, daß es durch die Missetaten seiner Mutter vernichtet werde an Leib und Seele.“

Und sie fiel mit dem Gesicht auf meine Füße, lag wie leblos, nur daß ihren Leib Schauer schüttelten. Ich aber erkannte daran, wie Gott selbst diese sündige Seele in meine Gewalt gegeben hatte und daß ich mit ihr verfahren sollte, wie es mich gut dünkte. Und ich sprach: „Was in meiner Macht steht, soll geschehen, meine Hand wird dich führen. Wann kannst du zu mir kommen?“

„Wann Ihr gebietet.“

„Dann will ich dich treffen am Eingang der Schlucht, unterhalb der Ruinen, nach drei Tagen. Aber komme nicht vor Anbruch der Nacht.“

„Wollt Ihr nicht lieber in unser Haus kommen?“

„Nein. — Du willst nicht kommen?“

„Ich komme.“

„Allein.“

Ich schied von ihr und sie dankte mir mit heißen Tränen.

* 5 *

Ginsam schritt ich weiter durch die leuchtende Nacht. Und ich gedachte des Mannes, des Weibes und des Kindes. Alle drei lebten in irdischer Glückseligkeit, recht als Kinder der Welt, und es lag doch auf allen dreien eine schwere Schuld; auf dem Mann, weil er ohne besondere Bedenken ein solches Weib geehelicht hatte, auf dem Weibe, weil es so sündig gewesen, und auf dem Kind, da es von einem solchen Weibe geboren worden war. Mann und Frau mußten ihr sündiges Fleisch kasteien und ihre frevelhaften Begierden für immer ersticken, das Kind streng in der Zucht des Herrn halten, sonst würde es noch — wie das Weib in den Tagen der Erkenntnis befürchtet hatte — ein Ende mit Schrecken nehmen. Denn je mehr ich daran grübelte, um so gewisser schien es mir, daß über diesen drei Sündern ein Verhängnis schwebte, und ich sah schon die Vergeltung hereinbrechen. Da warf ich mich auf freiem Felde nieder und ging den Herrn mit heißem Flehen an, mir beizustehen, daß ich ihm die Seelen dieser Drei zuführe. Darauf war ich von einer festen Zuversicht durchdrungen und mein Geist mit großer Freudigkeit erfüllt. Nachdem ich mich von meinen Knien erhoben hatte, schaute ich um mich: in welcher Gegend befand ich mich? Ich war so in Betrachtungen versunken gewesen, daß ich des Weges nicht geachtet und die Richtung verloren hatte. Wie verwunderte ich mich, da ich entdeckte, daß ich in einem weiten Kreise gegangen war und mich von neuem in der Bigna des Lorenzo befand und zwar dicht vor dem Hause, darin diejenigen wohnten, deren unsterbliche Seelen zu retten der Herr mit soeben geheißenen hatte. Über diese Fügung ergriff mich Staunen und Schrecken, daß ich beinahe geflohen wäre. Aber ich überwand die Anwandlung und

vermochte es über mich, dem Hause zu nahen; denn im Erdgeschoss sah ich noch ein Fenster erleuchtet und ich wurde von meinem Geiste getrieben, hinzuzutreten und hineinzuschauen.

Das Zimmer, darin das Licht brannte, war das Schlafgemach der Ehegatten, wo auch das Bett des Kindes stand, unter einem Bild der Gottesmutter, welche der heilige Franziskus als Fürbitterin anspricht. Das heilige Bildnis war mit frischen Nelken bekränzt, zwei Kerzen brannten davor und es hielten unter der Tafel die beiden ihre Andacht. Der Mann stand gesenkten Hauptes, mit gefalteten Händen, indessen das Weib auf dem Steinboden kniete und die Gebete vorsprach, mit leiser Stimme, um das Kind nicht zu wecken. Doch da das Fenster geöffnet war, so mußte ich vernehmen, was drinnen gebetet wurde. Dem Himmel allein war bekannt, ob die Herzen wußten, was die Lippen sprachen.

Auch als sie ihre Andacht beendet hatten, wich ich nicht von dem Hause, sondern drückte mich nur noch mehr an die Wand. In meine Seele war ein großes Mißtrauen gekommen, denn von Tag zu Tag erkannte ich mehr und mehr, wie die Welt voller Heuchelei steckt. Von meinem Platz aus konnte ich die Eheleute nicht mehr sehen, wohl aber ihr leises Gespräch hören. Das Weib sagte: „Das war heut ein rechter Freudentag.“

Der Mann darauf: „Das war er.“

„Aber dir fehlt etwas; ich merke es dir an.“

„Nun ja.“

„Was ist's?“ fragte die Frau.

„Daß du es nicht weißt!“

„Ich weiß es wahrlich nicht.“

„Der arme Mensch!“

„Wer?“

„Wer anders, als Bruder Angelikus,“ entgegnete Lorenzo.

„Was ist's mit ihm?“

„Ist der verändert!“

„Er sieht heilig aus, wie einer, dessen Geist und Gedanken gar nicht mehr auf der Erde sind.“

„Zum Erbarmen elend saß er da. Ich hätte fortgehen und weinen mögen.“

Dahiel der Konvertit

„Er kommt gewiß noch einmal als Heiliger in den Kalender zu stehen,“ meinte bewundernd die Frau.

„Das mag sein, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß er ein unglücklicher Mensch ist.“

„Unglücklich?“

„Was er für Augen hat und welchen Blick!“

„Einen sehr traurigen.“

„Und so starr, gar nicht wie der Blick eines Menschen.“

„Er ist auch mehr als ein Mensch.“

„Ach, laß doch das!“ entgegnete ihr Terenzo. „Wenn ich denke, wie er damals war — ein herrlicher Jüngling! Und jetzt — — Ich sage Dir, das haben die Pfaffen aus ihm gemacht, die haben ihn auf dem Gewissen. Es ist ein Jammer.“

„Sprich nicht so! Du darfst nicht so reden,“ bat die Frau angstvoll.

„Sei nicht böse. Ich rede ja nur aus Erbarmen so von ihm und weil ich ihm von ganzer Seele gut gewesen bin.“

„Gut gewesen bin?“ fragte das Weib.

„Jetzt könnt' ich kein Herz mehr zu ihm fassen.“

„Terenzo, Terenzo!“

„Er tut mir leid genug. Und wenn ich denke, was wir ihm alles zu danken haben.“

„Ja, daran denke nur.“

„Und daß er noch immer ein junger Mensch ist, kaum älter als ich.“

Die beiden wurden still. Ich stand und hielt meinen Atem an, konnte indessen nichts mehr vernehmen.

Doch ging ich noch nicht. Ich mußte denken: „Was sagte dieser Mensch von mir? Ich sei ein ganz anderer geworden? Allerdings bin ich nicht mehr derselbe wie damals. Dem Himmel sei Dank! Er könnte kein Zutrauen mehr zu mir fassen? Ich habe es ja gleich gewußt: alles Heuchelei, alles Lug und Trug! Und wie demütig er tat, wie er sich zu freuen schien. — Auch das Weib wird in ihrem Herzen ebenso denken; oder wenn sie heute noch nicht so dachte, wird sie es morgen tun. Dafür wird der Mann schon sorgen. — Ich daure ihn so herzlich. O du unreiner Geist! Und ich wäre noch immer so jung — — Bin ich das? Kaum älter als er. Er sieht gar stattlich aus. Und

Dahiel der Konvertit

.....
ich — wie mag mein Gesicht sein? Ich weiß nichts davon.
Was kümmert's mich?"

Da fingen die drinnen wieder zu reden an. Der Mann sprach: „Als du mit ihm gingst, hast du ihm da alles gesagt?"

„Ja. Es schien auch dein Wille zu sein.“

„Ich wollte, daß er alles wissen sollte; er hat ein Recht dazu.
Wie nahm er's auf?"

„Er sagte nicht viel.“

„Was sagte er?"

„Du kannst es dir wohl denken.“

„Nein.“

„Er ermahnte mich.“

„Er ermahnte dich? Weshalb ermahnte er dich?"

„Daß ich mein Glück erkennen sollte.“

„Da hat er recht; aber das tun wir ja.“

„Dann meinte er noch —“

„So sprich doch.“

„Wir sollten das Kind in der Gnade des Herrn erziehen.“

„Freilich! Freilich!“

„Da wir nicht wissen könnten, wie es dereinst dem Kinde erginge.“

„So Gott will, gut; so Gott will, recht gut. Aber allerdings; wissen können wir es nicht.“

„Nun, siehst du!“

„Ich glaube gar, du weinst.“

„Mir ist bang.“

„Warum?"

„Um des Kindes willen.“

„Torheit!“

„Denn wenn man bedenkt —“

„Wenn man was bedenkt?"

„Daß des Kindes Mutter eine so schändliche Frau gewesen —“

„Clelia!“

„Und wenn das an dem Kinde einstmals heimgesucht werden sollte —“

„Heimgesucht werden?"

„Ach, Terenzo —“

Dahiel der Konvertit

„Das ist ja alles Torheit. Wenn das Kind nur brav wird; und dafür wollen wir schon sorgen. Es ist ein gar zu gutes Kind, ein so frommes Kind.“

„Das ist es. Es ist unser süßes, heißgeliebtes Kind. Und nicht wahr, noch ist es ohne Sünde?“

„Wie sollte unsere Angelika voller Sünde sein?“

„Durch ihre Geburt, durch die Sünden ihrer Mutter.“

„Du sollst nicht so reden. Ich will es nicht! Du bist mein liebes Weib, alles andere haben wir vergessen.“

„Das wird unserem Kinde nichts helfen.“

„Sei doch verständig,“ mahnte der Mann.

„Denn wie steht geschrieben?“

„Was hast du nur heute?“

„Die Sünden der Eltern sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“

„Das ist ein unchristlicher Spruch.“

„Ach, lästere nicht, mein Terenzo.“

„Wo soll das geschrieben stehen?“

„In Gottes Wort.“

„Das glaube ich nicht.“

„Es ist aber doch wahr.“

„Ich müßte so unchristlich sein, wie dieser Spruch es ist, wenn ich das glauben sollte. Wer hat es Dir gesagt? Gewiß der Mönch.“

„Nein, nein!“

„Wo könntest du sonst das schreckliche Wort herhaben?“

„Ich schwöre Dir zu —“

„Woher hast Du's?“

„Ich weiß es seit langem, hatte es nur vergessen; nun ist es mir von neuem ins Gedächtnis gekommen.“

„Dann vergiß es wieder. Aber vergiß es schnell! Solche Gedanken sind vom Übel.“

„Ich will versuchen, nicht mehr daran zu denken.“

„Du darfst nicht mehr daran denken; um des Kindes willen darfst du es nicht.“

„Ach, Terenzo, unser Kind —“

„So sei doch ruhig.“

„Du hast recht, ich bin sehr unverständlich.“

„Hat der Bruder Dir gesagt, daß er wiederkommen wollte?“
„Nein.“
„So sei darüber nicht traurig. Er gehört nicht mehr zu uns; wir wollen keinen zwischen uns kommen lassen.“
„Wie du redest!“
„Für alles, was er an uns getan hat, bin ich ihm von Herzen dankbar, und ich verehere ihn hoch als einen wahrhaft heiligen Mann. Aber besser ist besser, und am besten ist's, wenn er nicht wieder zu uns kommt.“
„Du tust ihm sehr unrecht.“
„Versprich mir, nicht zu ihm zu gehen. Was hast Du?“
„Ich stieß mich am Tisch.“
„Versprich mir's.“
„Ach, laß doch das!“
„Versprich es mir.“
„Wie heftig du sein kannst! — Ich verspreche es dir.“
„Dann ist's gut. Ich verspreche dir dafür, nicht mehr heftig zu sein. Und jetzt gib mir einen Kuß.“

Ich war von der Wand zurückgetreten, ich spähte im Zimmer, ich sah, wie der Mann sein Weib an seine Brust ziehen und auf den Mund küssen wollte. Aber sie entwand sich ihm, warf sich über das Bett ihres Kindes und weinte bitterlich.

Ich fühlte Erbarmen mit ihr. Obgleich sie eine große Sünderin gewesen und geblieben war, — denn hatte sie nicht soeben ihren Mann gröblich belogen? — fühlte ich doch heftiges Erbarmen mit dem Weibe. Voller Mitleid und Jammer entwich ich. Da ich mich noch einmal umwandte, war das Licht erloschen.

So muß es auch in der Seele des Menschen sein: die Sonne des Glücks muß erlöschen und es muß darin dunkel werden, finstere Nacht.

Denselben Weg, den ich vor einer halben Stunde mit dem Weibe gegangen war, schritt ich zurück, bis ich die Straße erreichte, welche von Subiaco durch das Banditenland nach Rojate und Olevano führt. Hier beginnt die Schlucht, über welche an dieser Stelle eine Brücke geschlagen ist. Wer zu den Klöstern des heiligen Benedikts will, der überschreitet die Brücke nicht,

sondern steigt den Felsenhang hinauf, welcher neben dem Biadukt den wilden Berg entlang führt. Aber ich hatte nichts bei den Benediktinern und in ihren Heiligtümern zu schaffen.

Also überschritt ich die Brücke, unter deren Bogen in der Tiefe der Fluß toste, ging dann vom Wege ab, linker Hand in die Felsenwildnis hinein; ein unmögliches Unternehmen, hätte der Mond nicht taghell geschienen. Indessen auch so gab es der Gefahren genug; denn schaurig war die Stätte, ein unheilvoller Ort, welchen Geister und Dämonen bewohnten.

Ich empfahl meine Seele Gott dem Herrn und verlor mich in das Gewirr von Klippen und alten Römerruinen, welche zwischen Dickichten und Blumengebüschen sich aufstürmten. Bald mußte ich mühselig über mächtiges Getrümmer klettern, bald durch enge Felspaltten kriechen; ich verlor mich in dunklen Grotten und in Hallen, an deren Wänden weißer Marmor glänzte; jetzt hatte ich hohe, feierliche Wölbungen über mir, im nächsten Augenblick von Mondesstrahlen durchleuchtete Baumwipfel oder den freien Himmel voll Silberglanzes. Dabei sank ich tief in Kräuter und Blumen ein, Schlingpflanzen hemmten meinen Weg, ich verstrickte mich im Ginster, dessen Düste mich schwer betäubten und verirrte mich zuletzt in einem Labyrinth von Hallen und Gängen, wo zerstückte Marmorleiber mir den Weg versperrten, im Mondlicht blasse, abgeschlagene Häupter mich anstarrten, bleiche Arme sich nach mir ausstreckten. Was würde ich tun, wenn mir in dieser Wildnis der Geist des Teufels Nero begegnete, welcher hier bei seinem Leben eine goldene Stätte seiner schändlichen Lüste gehabt. Es raschelte in den Büschen, seufzte in den Lüften, Gevögel der Nacht, Fledermäuse und Eulen, umflatterten mich, in den Höhen und Tiefen wimmelte es von Leuchtgewürm. Ich rief sie, die ich an dieser Stätte suchte: „Judäa!“

Lange schrie ich den Namen, den das Echo zurückgab; endlich kam sie herangekrochen gleich einem wilden Tier und stand auf einmal vor mir.

„Ich wußte, daß du kommen würdest, und ich weiß auch, was du von mir willst.“

Ich fragte sie: „Was also will ich von dir?“

Und die Teufelin, mit einem höllischen Gelächter, gab mir zur Antwort: „Ein Weib.“

Die verruchte Jüdin! Meinen ganzen Zorn schüttete ich aus über sie, schalt und verwünschte sie, daß jedes christliche Geschöpf, welches an die Hölle glaubte, voller Zittern und Zagen gewesen wäre. Aber diese Ungläubige focht mein Grimm nicht an, und als ich endlich nichts mehr zu donnern und zu fluchen wußte, sprach die Unholdin mit großer Gelassenheit: „Wenn du heute noch nicht jenes von mir zu fordern kominst, so wirst du eines anderen Tages doch kommen, es zu heischen, du wirst dann sagen: ‚Judäa, verdammtes Weib, verschaffe mir einen neuen Strick für meine Rutte.‘ Oder du verlangst: ‚Geh und hole mir einen zähen Riemen für meine Geißel, damit ich dir besser den Rücken zerfleischen kann.‘ Oder du bettelst: ‚Spende mir von deinen heilsamen Tränken.‘ Ich werde dann sagen: ‚Ja, ich will dir den Strick, den Riemen, den Trank beschaffen, und ich werde gehen und für dich etwas anderes krämeren und das andere wird das Rechte sein. Denn daß es in der heiligen Weise, wie du es den Leuten und vielleicht auch dir selber glauben machen willst, nicht fortgehen kann, das sehe ich dir an den Augen an. Seitdem wir uns zuletzt im Thal der Egeria vor der Grotte sahen, hast du den bösen Blick bekommen, und wäre ich ein Christenweib, so späche ich, wenn ich dir auf der Straße begegnete, schnell den Zauber, den die Frauen deines Glaubens gegen den bösen Blick anwenden. Alles dieses wußte ich von dir, da ich dich heute in der Stadt vor allem Volk als einen Heiligen sprechen hörte und sogleich in dir den Scheinheiligen und Heuchler erkannte, wie ich dir, du Abtrünniger, auch vor allem Volk ins Gesicht gesagt habe. Und nun berichte mir, um welcher schlechten Sache willen Du gekommen; denn dein guter Geist ist es nicht, der dich in die Wildnis zu dem schändlichen Weib Judäa führt.“

Ich überwand meinen Unwillen und Abscheu, und ver-
schmähend, auf die freche Rede der Jüdin — die ja selbst bei
ihren Glaubensgenossen als eine Abtrünnige galt — Antwort zu
geben, tat ich zuerst die Frage: ob sie allein vom Thal der Egeria
in die sabinischen Berge gekommen, oder ob sonst noch jemand bei

.....
 ihr sei? Mit einem höhnischen Lachen erwiderte das Weib:
 „Fürchte nichts, du heiliger Mann! Weder meine Tochter
 Myrtha ist bei mir, daß sie dich durch ihre Schönheit berücken
 könnte, noch dein Freund Mose Halarki, um dich totzuschlagen
 gleich einem räudigen Hund, wie er tun wollte droben im Eichen-
 wäldlein der heidnischen Göttin Egeria.“

Ich sagte: „Mein Leben steht in Gottes Hand. Wie Gott mein
 Leben vor den Umstrickungen jenes Betörten gerettet hat, so wird
 es mit seinem Willen auch weiterhin mit mir geschehen. Denn von
 Gottes Willen lasse ich mich leiten ohne zu grübeln, wohin dieser
 mich führt.“

Das Weib spottete: „So ist's recht, du frommer und ge-
 treuer Knecht des Herrn!“

Ich, ohne mich an den Hohn der Argen zu kehren, sprach
 mit großer Ruhe weiter: „Wisse, ich bin gekommen, dich zu
 fragen, woraus du entnimmst, daß ich ein Scheinheiliger, ein
 Heuchler und falscher Priester sei? Da ich noch ein Knabe
 war, vernahm ich, du hättest die Gabe, in den Seelen der
 Menschen zu lesen, zu erkennen, was geheim ist, und in die Zu-
 kunft zu schauen. Unheils genug hast du damit in dem Hause
 nahe dem jüdischen Tempel angerichtet, und noch mehr des Un-
 heils würde von dir kommen, wenn man besser auf dich hörte.
 Siehe, beinahe daß auch ich an dein höllisches Prophetentum
 geglaubt hätte, als du mich aber heute vor allem Volk be-
 schuldigtest, ein Scheinheiliger und schändlicher Lügner zu sein
 — siehe, o Judäa, da erkannte ich auf einmal, wie blind deine
 Augen sind, wie dir die Seelen der Menschen verschlossen bleiben,
 wie du eine falsche Prophetin und eine Betrügerin bist. Denn von
 dem, was in meinem Herzen lebte, als ich vor allem Volk hintrat,
 um den Juden zu fluchen — davon hast du nichts gewußt.“

Dieses sagend, schaute ich dem schlimmen Weibe fest in die
 Augen. Wir standen nahe beisammen, dicht vor einer schreck-
 lichen Untiefe, wo der wilde, mondbeglänzte Fluß gleich einer
 Flut geschmolzenen Silbers im Felsentessel schäumte und toste.
 Der Mond schien Judäa gerade ins Gesicht, daß ich recht er-
 kennen konnte, mit welchem Blick auch sie mir in die Augen
 spähte. Sie blieb eine ganze Weile stumm; dann sprach sie mit

leiser Stimme, aber jedes Wort scharf hervorstößend, als ob sie mit ihre Rede ins Herz bohren wollte: „Ich sehe dein Gemüt vor mir gleich einem aufgeschlagenen Buche und ich lese die Schrift, davon deine Seele voll ist; und ich erkenne, daß du selbst sie nicht zu lesen vermagst und gänzlich unwissend bist, was du in deiner Seele trägst und wie dein Geist sich verwandelt hat. Es liegt in dir wie die Keime einer Pflanze im Boden der Erde, und du kannst nichts dazu tun, ebensowenig wie die Erde es zu hindern vermag, daß der Keim quillt und aufgeht, sprießt und gedeiht, wächst und Blüte und Frucht trägt. Die Frucht deines Lebens wird eine Giftfrucht sein; doch du wirst meinen, es sei ein Apfel des Paradieses. Und du wirst davon genießen und die Erkenntnis empfangen, ein Wissen, welches dich töten wird.“

Ich entgegnete: „Also gestehst du ein, daß deine heutige Erkenntnis meines Christentums und meines geistlichen Wesens eine falsche Offenbarung deines Geistes gewesen?“

„Ich gestehe ein, daß ich dich heute nicht völlig erkannte und daß du ein aufrichtiger Schwärmer und Wahnsüchtiger bist.“

„Aber doch ein ehrlicher Priester der katholischen Kirche?“

„Dieses in höherem Maße, als du selbst es weißt. Und du wirst es noch gänzlich werden: gänzlich ein Zelot des christlichen Glaubens.“

Da das Weib dieses sagte, triumphierte ich im Herzen über sie, erkennend, daß sie nichts von meinem innern Zustand wußte. Und ich spottete im geheimen der Lörin, welche anderen und sich selbst vorlog, eine große Weise zu sein. Doch verschwieg ich solche Gedanken und schickte mich an, die böse Stätte und das arge Weib zu verlassen. Da sprach Judäa: „Sonst hättest du mich nichts zu fragen?“

„Was sollte ich dich noch zu fragen haben?“

„Nach meiner Tochter Myrrha.“

„Was schert mich deine Tochter!“

„Sie ist über die Maßen schön geworden, noch schöner, als ihre Mutter gewesen, und wird von den Juden aus dem Tal der Egeria gleich einer Königin geachtet.“

„Möge der Herr sie erleuchten. Ich will für sie beten.“

„Wenn ich heimkehre, werde ich sie dem Mose Halarki zum

Dahiel der Konvertit

Weibe geben, wie bei den Juden vom Tal der Egeria ein Mädchen eben einem Manne vermählt wird: in keinem Tempel, ohne Priester. — Sagtest du etwas?“

„Nein.“

„Mose Halaraki ist der mächtigste Mann im Stamme der Verstoßenen, die er wie ein Fürst und Feldherr anführt. Meine Tränke und Salben haben ihm geholfen, daß er aufrecht stehen und am Stabe dahinwanken kann. Aber sein Körper ist eine Mißgestalt geblieben, gänzlich unähnlich der Schönheit, welche dich einstmals geschmückt hat. Und daß Du auch dieses noch weißt: meine Tochter Myrtha verabscheut, was häßlich ist, und wird nur mit Widerwillen ihrem Manne anhängen. Auch trägt sie immer noch das Bildnis eines Jünglings im Herzen mit langem Gelock und leuchtendem Augenpaar. — Sagst du auch jetzt nichts?“

„Kein Wort.“

„Aber ich hörte dich seufzen.“

„Über deine Berruchtheit.“

„Warum schiltst du mich? Weil ich meine Tochter einem ungeliebten Manne zum Weib gebe? Das ist Sitte auch bei dem Stamm der Juden, dem du angehört hast. Was schreist du also dagegen?“

„Du hast recht, mich kümmert's nicht. Lebe wohl.“

Doch die Unholdin ließ mich nicht von sich.

„Und du fragst mich nicht nach Simeon, dem Manne, der dich erzeugte, nicht nach Hanna, der Frau, die dich gebar?“

Ohne Antwort wollte ich davonschreiten, aber ich wußte nicht gleich, nach welcher Seite ich mich zu wenden hatte. So blieben denn meine Füße gänzlich gegen meinen Willen am Boden haften und ich hörte das Weib sagen: „Dein Vater Simeon ist ein alter Mann geworden mit weißem Haar, ein Greis, der sich am Stabe zum Tempel tastet und kindische Worte lallt: ‚Dahiel, mein Sohn! Dahiel, mein Sohn!‘ Deine Mutter Hannah ist seit vielen Jahren bettlägerig und ihr Lebenslicht gleicht einem Lämplein, dessen Docht das Öl aufgezehrt hat. Wenn ich nun in den römischen Ghetto kommen werde, dort die Botschaft auszurichten, die du mir gegeben, und mich

Dahiel der Konvertit

.....
in das Haus nahe dem Tempel einschleiche und daselbst rufe:
,Ich sah den, der einst Dahiel hieß! Ich sah ihn als einen
großen Priester der christlichen Kirche und vernahm aus seinem
Munde den Fluch geschleudert gegen sein Volk.' — Wenn ich
also spreche, wird das Lebenslicht des Weibes Hannah unter
meinen Worten verlöschen und der Greis Simeon wird ihr mit
Jammer nachfahren in die Grube. Willst du es daher, so
schweige ich.“

. . . Ich habe vergessen, welche Antwort ich dem Weibe gab; ich
glaube, ich schrie sie an, daß sie eine Lügnerin, eine Unholdin und
Teufelin sei, und wich mit Grausen von ihr. Da hörte ich sie
hinter mir drein rufen: „Kain hat nur seinen Bruder getödet;
hier flieht einer, der Vater und Mutter gemordet.“

* 6 *

Seit dem Tage, an welchem der junge Heilige das Haus des
wackeren Lorenzo mit seinem Besuche gewürdigt hatte, lag
ein Unsegen auf dem Hause. In der Vigna dagegen war eine
Fruchtbarkeit und ein Gedeihen wie noch in keinem Jahre zu-
vor. Die Trauben drängten sich durch das gelichtete Blattwerk
der Sonne entgegen, daß eine Frucht die andere zu erdrücken
schien, und der Herr des Gartens bereits Sorge trug, woher er
alle die Fässer nehmen sollte, um den ganzen Himmelssegens un-
terzubringen: die Quitten, die Mispeln und Granatbäume mußten
gestützt werden, damit sie ihre Last an Früchten tragen konnten;
die Frauen ernteten eine Überfülle von Feigen, Pfirsichen und
Mandeln; die Tomatenfelder waren aus der Ferne ganz rot an-
zusehen, und der Wohlgeruch der vielen Kräuter und Gewürze,
die der betriebsame junge Landmann in seiner Vigna anbaute,
füllte, mit den Blumendüften sich mischend, ringsum die Luft.

So waren Gedeihen und Segen überall, nur nicht im Hause.
Denn über des Hauses Herrin ruhte es wie eine unsichtbare, un-
heilvolle Gewalt, der die junge Frau von Tag zu Tag mehr ver-
fiel. Sie mußte krank sein. Ihr immer sehr blasses Gesicht erschien
jetzt beinahe blutlos, ihre Augen hatten einen heißen, fieberhaften
Glanz, und ihr Blick war unstet und starr. Selbst ihre Bewegungen

* 360 *

 schienen anders geworden zu sein: müde und matt. Sie tat alles gleichsam mit einer gewaltsamen Anstrengung, als kostete es sie Mühe, sich aufrecht zu erhalten, zu gehen und den Arm zu heben. Vorbei war die heitere Ruhe ihres Wesens, vorbei das sichere Glück, welches wie der Glanz eines Sonnentags über ihr ausgebreitet gelegen. Immer stiller wurde ihre Miene, immer trostloser ihr Blick. Sie verfiel in Schwermut, in Liefesinn. Stundenlang konnte sie dasitzen, die Arme schlaff niederhängend, den Kopf auf die Brust gesenkt, stier vor sich hinschauend und häufig schwer aufseufzend, daß es wie Stöhnen klang. Trat jemand an sie heran, so schreckte sie zitternd auf, ängstlich bedacht, ihren Zustand zu verbergen. Dann belebte sie sich, sprach und beschäftigte sich im Hause. Aber alles tat sie gewaltsam, hastig und aufgeregt. Nicht selten kam es vor, daß ihre Kraft plötzlich versagte und sie in ihren alten Zustand zurückfiel.

Gegen ihren Mann war sie scheu, verschlossen und fremd. Sie entzog sich seiner Zärtlichkeit, erbebt unter seinen forschenden Blicken, vermied angstvoll, mit ihm allein zu sein, floh wohl gar seine Nähe. Dann wiederum, wenn sie seine Sorge, seinen Schmerz sah, konnte sie außer sich geraten. Unter einem Strom von Tränen warf sie sich an seinen Hals, mit wilder Leidenschaftlichkeit sich anlegend, daß sie ihn, der so gut und großmütig sei, unglücklich mache, daß sie niemals eines Mannes Weib hätte werden sollen, daß sie damit ein Verbrechen begangen, welches sich noch schrecklich rächen würde. Sie sank ihm zu Füßen und bat ihn voll unsäglichen Jammers, in heller Verzweiflung um Verzeihung; sie wollte sich nicht beruhigen lassen, wies jedes Zureden mit Heftigkeit zurück und gebärdete sich wie von Sinnen. Ebenso wunderbar war ihr Wesen gegen ihr Kind. Bald konnte sie den Anblick des lieblichen Geschöpfes nicht ertragen, bald zeigte sie eine überschwengliche Zärtlichkeit für ihre Tochter. Sie riß das Kind an sich, herzte und küßte es, als ob sie es mit ihren Liebesungen ersticken wollte, weinte, betete, verwünschte sich, es geboren zu haben, ergoß sich in herzzerreisendem Jammer über des Kindes Schicksal, sie zur Mutter zu haben.

Häufig, wenn niemand es sah, nahm sie das Kind, hob es zu einem Spiegel empor und verglich sein Gesicht mit dem ihren.

Es sagten immer alle, wie wunderbar das Kind seiner Mutter gleiche, alle staunten über die Ähnlichkeit von Mutter und Tochter. Mit wahrer Todesangst prüfte Clelia, ob es wirklich so wäre. Zuweilen beredete sie sich, es sei Täuschung, und das Kind gleiche mehr seinem Vater. Dann wiederum meinte sie, in des Kindes Zügen eine solche Ähnlichkeit mit den ihren zu entdecken, daß es ihr war, als sähe sie im Glase ihr eigenes verjüngtes Gesicht. Oder es mochte auch nur ein Blick, eine Miene, eine Bewegung des Kindes sein, welche die Mutter an sich selbst erinnerten: das hat sie von dir! In solchen Augenblicken schien bei der Unglücklichen der Wahnsinn auszubrechen; sie stieß das Kind von sich, warf sich zu Boden, wand sich in Qualen, raufte ihr Haar, um schließlich in gänzliche Ermattung und Apathie zu verfallen.

Am ruhigsten war sie beim Beten, das sie mit heißer Inbrunst verrichtete, die einen immer leidenschaftlicheren Charakter annahm. Stundenlang lag sie vor dem Madonnenbilde auf den Knien. Sie zündete jeden Tag geweihte Kerzen an, wand jeden Tag einen Kranz und fastete. Häufig betete sie, das Kind in den Armen haltend. Allmählich begann Angelika vor ihrer Mutter Furcht zu empfinden; sie weinte, flüchtete von ihr hinweg zur Großmutter oder zum Vater, was dann Clelia das Herz zerriß und sie mit heftiger Eifersucht auf ihren eigenen Mann erfüllte. Mit der Zeit nahm ihre Traurigkeit in einer Weise zu, daß sie sich um nichts mehr kümmerte und nur noch ihren Andachtsübungen oblag. Sie kleidete sich nicht länger sorgfältig und sah bald über die Maßen verwahrlost aus; sie fand im Hause keine Ruhe mehr, lief schon früh morgens nach Subiaco und dort von Kirche zu Kirche; oder sie stieg zu dem Benediktinerkloster hinauf und lag vor der Grotte des Heiligen wie eine büßende Magdalena niedergesunken, sich in Askese erschöpfend, so daß sie sich des Abends kaum nach Hause zu schleppen vermochte.

Dem armen Terenzo war es, als träumte er mit offenen Augen. Er begriff es gar nicht. Er sah sein Glück verloren gehen und mußte es geschehen lassen, gleich einem, der zuschaut, wie sein Haus in Flammen aufgeht und in Trümmer fällt, ohne eine Hand zur Hilfe rühren zu können. Was war mit seinem Weibe, was war mit ihm selbst geschehen? Sie waren zusammen so

glücklich gewesen und jetzt — — Gar nichts begriff er! Wie war eine solche Wandlung möglich? Er war derselbe, das Kind war dasselbe geblieben, nur daß es von Tag zu Tag schöner, lieblicher, herziger wurde — nichts hatte sich verändert und doch war alles anders geworden. Er grübelte und grübelte über das Rätsel, ohne eine Lösung zu finden. Vielleicht daß er es begriffen hätte, wäre Bruder Angelikus, der neue Heilige und Wundertäter, häufig ins Haus gekommen. Aber dieser ließ sich nicht sehen, und Clelia konnte auch nicht dort gewesen sein; denn das Kloster, dem der heilige Einsiedler angehörte, lag gute drei Stunden von der Vigna entfernt. Also das eine, was die Wandlung seines Weibes zur Not hätte erklären können, war es nicht, und eine andere Lösung vermochte er nicht zu finden, so sehr er seinen Kopf auch anstrengte. Er hatte es durchgeseht, mit Clelia nach Subiaco zum Apotheker zu gehen. Der weise Mann verordnete ihr allerlei, was die Leidende auf die inständigen Bitten ihres Mannes und der Großmutter auch gebrauchte, jedoch ohne daß es ihr im geringsten genützt hätte. Nach dem Fehlschlagen dieser heilsamen Mittel wußte sich der gute Terenzo keinen Rat mehr, denn von der einen Hilfe, um welche die treffliche Sora Silomela ihn ohne Unterlaß anbettelte, wollte er für seine Hausfrau keinen Gebrauch machen: er wollte die Kranke nicht zu dem wunderwirkenden Franziskaner bringen.

Eines Nachts erwachte er aus einem furchtbaren Traum, der ihn wie ein Alp auf die Brust drückte. Um sich von dem Bann zu befreien, wollte er seine Frau wecken. Da bemerkte er, daß diese gar nicht im Bett lag. Er sprang auf und rief im ganzen Hause vergebens nach ihr. Hastig kleidete er sich an, die Vermißte in der Vigna zu suchen. Da kam sie ihm entgegen, von der Richtung des Flusses her. Sie war vollkommen angekleidet und schien bei dem Anblick ihres Mannes heftig zu erschrecken; doch gab sie auf Terenzos Frage, wo sie gewesen sei, gelassen zur Antwort: sie habe nicht schlafen können und sei deshalb ins Freie gegangen. Nun befinde sie sich wohler. Terenzo mußte schweigen, beschloß aber bei sich, fortan besser acht auf die Kranke zu geben. So fest er sich indessen auch jeden Abend vornahm, nicht einzuschlafen und seine Frau zu bewachen, so kam es doch niemals dazu. Denn kaum hatte er sich nach seinem gewöhnlichen

Abendtrunk zu Bett begeben, als ihn auch jedesmal die Müdigkeit überwältigte, und er in einen Schlaf versiel, schwer wie Blei, so daß er sich des Morgens gewaltsam ermuntern mußte und ihn häufig den ganzen Tag Kopf und Glieder schmerzten. Mehr und mehr versuchte er seinen Kummer tags über bei angestrenzter Tätigkeit zu vergessen und des Abends durch Wein zu betäuben. So kam es, daß auch Lorenzo allmählich ein anderer Mensch wurde, mißtrauisch und verdüstert, von großer Reizbarkeit, die sich häufig in Ausbrüchen von Wut und Zorn äußerte. Einmal ergriff ihn Entsetzen über sich selbst. Das war eines Abends nach reichlichem Weingenuß. Seine Frau hatte einen besonders schlimmen Tag gehabt, jetzt lag sie bereits seit vielen Stunden vor dem Marienbilde auf den Knien. Da sie gar nicht mit Seufzen und verzweiflungsvollen Ausrufen aufhören wollte, riß ihr Mann sie in die Höhe und schlug sie, die sich in ihrer inbrünstigen Andacht nicht stören ließ, mit der geballten Faust ins Gesicht.

Als Lorenzo Elias blutüberströmtes Antlitz sah, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, warf sich auf den Boden und gebärdete sich wie unsinnig.

Nachdem Elia sich vom Blut gereinigt, kauerte sie sich neben Lorenzo nieder, tröstete ihn und war, was sie seit langer Zeit nicht gewesen, voller Innigkeit und Zärtlichkeit: er sollte doch ruhig sein. Was denn geschehen wäre? Er hätte ja nur getan, was jeder andere Mann jeden Tag getan haben würde. Sie verdiene gar keine bessere Behandlung; sie wäre glücklich und ihm dankbar, wenn er sie jeden Abend schlagen und mit Füßen treten würde. Sie würde ihm seine Mißhandlungen mehr danken, als alle seine Geduld, Liebe und Güte.

Lorenzo war in solchem Maße außer sich vor Schmerz und Reue, daß er gar nicht hörte, was sie ihm zuflüsterte, während sie sein Haupt in ihren Schoß gelegt hatte. So verbrachten die Ehegatten die halbe Nacht; er tobend gegen sich selbst, sie ruhig, freundlich und liebevoll. Aber trotz aller seiner Selbstanlagen kam es doch schon nach kurzer Zeit zu einem zweiten Ausbruch. Wieder schlug Lorenzo sein Weib und wieder nahm sie es in Demut hin.

„Schlag mich nur, schlage mich blutig! Ich verdiene es gar nicht anders.“

Und er schlug sie — —

Die treffliche Sora Filomela wußte nicht aus noch ein und verging fast vor Leid. Sie betete Tag und Nacht für Elelias arme Seele, lief ihretwegen zu Mönchen und Priestern, versuchte es mit Wunderkuren und Sympathiemitteln, und gelobte in ihrer Seelenangst zuletzt eine Wallfahrt zur Casa Santa von Loretto — nämlich, wenn es mit dem armen Weibe, der Elelia, wieder gut werden sollte. Es dauerte nicht lange, so konnte sie hinzufügen: und auch mit dem armen Mann, dem Terenzo.

Einmal — Elelia hatte gerade einen ihrer schlimmsten Tage — entfuhr es der guten Frau in Gegenwart des Mannes: sie wollte sich nach dem Franziskanerkloster aufmachen und beim Bruder Angelikus für die Kranke Rat suchen. Aber Terenzo geriet in eine solche Wut gegen die arme Alte, daß diese nicht wagte, ihr Vorhaben auszuführen, und sich damit begnügte, die Madonna anzusehen, den „lieben, heiligen Bruder Angelikus“ zur Hilfe zu senden. Zum Glück hatte sie den ganzen Tag zu schaffen; zunächst für das Haus, um das Elelia sich gar nicht mehr bekümmerte, sodann für das Kind, das schlimmer als verwaist geworden war. Denn auch zum Vater konnte die kleine Angelika nicht länger flüchten, wenn sie sich vor den Ausbrüchen der Mutter retten wollte; auch der Vater verwandelte sich von Tag zu Tag mehr. Gerade wie bei der Mutter, wechselte auch seine Stimmung zwischen heftiger Zärtlichkeit und böser Laune oder gar vollkommener Gleichgültigkeit; häufig war er so in seine Grübeleien versunken, daß er die Nähe seiner Tochter gar nicht gewahrte.

Dann nahm sich die gute Großmutter des Kindes an, das seine frische Munterkeit verlor, scheu und ängstlich ward und aus Furcht vor Mutter und Vater nicht mehr wagte, sorglos in der Bigna herumzutoben und sie von ihrem fröhlichen Stimmchen, ihrem silberhellen Lachen und kindlichen Singsang widerhallen zu machen. Um das Haus des jungen Paares war es still, und selbst am sonnigsten Tage schien ein schwerer Schatten darauf zu ruhen, wie die Ahnung kommenden Unheils.

Es war im Oktober; und überall in den gesegneten Gefilden des Anioales, rings um die ehrwürdige Felsenstadt Subiaco, ward Weinlese gehalten. Die Bignen erschallten von den Strophen

Dahiel der Konvertit

.....
der Winzer; in den Dickichten, die über dem Bett des Anio ein hohes Gewölbe von Gipfeln und Ranken bildeten, sangen die Vögel ihre letzten Sommerlieder, in den Öl-bäumen schrien die Zikaden und um die Blumen war ein vieltöniges Summen von Bienen, Insekten und Käfern; die Natur war voller Leben und Stimmen, voller Emsigkeit und Daseinslust.

Elia saß müßig vor dem Hause, unbedeckten Hauptes in der Sonne, die trotz der Herbsttage immer noch heiß genug herabbrannte. Sie hielt ihren Rosenkranz in Händen, ließ die Perlen durch die Finger gleiten und murmelte mechanisch ihre Gebete her. Die Augen hatte sie starr vor sich auf den Boden geheftet, wo der grelle Sonnenschein wie ein goldener Teppich sich ausbreitete. Lacerten trieben auf der glänzenden Decke ihr anmutiges Wesen, huschten hin und her, jagten sich, verwirrten sich zu einem leuchtenden Knäuel, stoben wie Funken auseinander, schossen als lebendige Strahlen davon. Unverwandt hielt die junge Frau ihre Augen auf die funkelnden Leiber geheftet, ohne sie jedoch zu gewahren. Da trat die Großmutter zu ihr.

„He, Elia, wie geht es dir heut?“

Das arme Weib schaute nicht auf, ließ rastlos die Perlen durch die Finger gleiten, fuhr fort, ihre Gebete abzumurmeln.

Die Großmutter ließ sich nicht abschrecken. Sie hatte sich vorgenommen, einmal gründlich mit der Elia zu reden. So raffte sie denn ihren ganzen Mut zusammen und rief: „Nun, das muß ich sagen: Du sorgst gut für deine arme Seele! Tag und Nacht tust du nichts anderes, als dir einen Platz im Paradiese vorzubereiten. An Mann und Kind denkst du nicht — Mann und Kind lässest du ja wohl vor deinen Augen umkommen. Eine solche Frau! Eine solche Mutter! Es ist eine Schmach. Ich wollte lieber, du wärest geblieben, was du warst, als so zu werden: so gottlos fromm und so schändlich tugendhaft.“

Und die treffliche Frau begann aus allen Kräften zu seufzen und zu schluchzen.

Die Unglückliche, der diese strenge Rede galt, hatte den Rosenkranz fallen lassen, die Augen erhoben, ihr Gebet unterbrochen und saß nun da, die weinende und laut lamentierende Greisin aus großen, tief liegenden, fieberhaft glänzenden Augen mit einem

.....
 jammervollen Blick anschauend. Dann sagte sie mit leiser Stimme, deren Ton gänzlich erloschen schien: „Es würde freilich besser sein, wenn ich geblieben wäre, was ich war, dann hätte ich keinen braven Mann und kein liebes Kind, die ich nun beide verderben muß, und das sowohl in diesem als in jenem Leben. Auch bete ich nur für meine Verdammnis, durch die ich mein Kind, das durch seiner Mutter Sünden verdammt ist, zu erlösen hoffe. Ich muß aber noch lange beten: fünfzig Jahre und noch länger, Tag und Nacht, bis ich meine ewige Verdammnis sicher habe und für mein Kind die Seligkeit. Darum laß mich.“

Und sie bückte sich, um den Rosenkranz aufzuheben; aber Sora Filomela ließ sie nicht gewähren. Einen Tränenstrom vergießend, schluchzte sie: „Wüßte ich nur, wer dir das angetan hat. Denn du bist verhegt, mein armes Kind, verhegt bist du und von einem argen Geist besessen. Der Madonna allein mag bekannt sein, wie der Zauber Macht über deine Seele hat gewinnen können. Gewiß hat jemand dich mit dem bösen Blick behaftet. Der Herr sei dir gnädig.“

Elelia erwiderte: „Amen!“

Die Alte klagte: „Ein Unhold muß in der Nähe sein höllisches Wesen treiben. Und es ist doch eine so heilige Gegend. Alle die Kirchen in Subiaco, und in der Anioschlucht die Klöster des heiligen Benedikt. Aber gerade in der Schlucht soll es hausen. Viele haben es gesehen nachts dahin schleichen, als Franziskanermönch gestaltet; und viele haben es in den Ruinen der Villa des römischen Kaisers Nero — der ein leibhaftiger Satanas war — seufzen und stöhnen hören. Es soll ein schreckliches Getöse gewesen sein, und wie Jammern eines Weibes — — Heilige Maria, was ist dir?“

Der Kopf sank Elelia auf die Brust herab, sie wäre beinahe vom Stuhl gefallen. Die Großmutter sprang hinzu, fing sie mit beiden Armen auf, kauerte sich neben sie, jammerte und weinte. Aber sie erholte sich gleich wieder, Sora Filomela, die den Terenzo oder die Magd rufen wollte, verbietend, Lärm anzuheben; es sei von der Sonne gekommen, die sie sich seit Mittag auf den Kopf habe scheinen lassen. Die Nonna brachte Elelia ins Haus. In ihrer Angst um das Seelenheil ihrer armen Nichte, um welches es sichtlich schlimm stand, fielen ihr die heiligen Rosen Sankt Benedikts ein. Sie sagte es sogleich: „Die mußt du dir holen.“

„Was muß ich mir holen?“

„Von den heiligen Rosen! Morgen gehe ich mit dir nach Sacro Speco hinauf, und du bittest den Vater Ambrogio um einige von den heiligen Rosen; die heiligen Rosen werden dir helfen.“

„Meine Mutter, die Dionizia Baldi, hat das auch geglaubt, sie hat sich die heiligen Rosen geholt und sie auf ihrer Brust getragen und ist doch ein treuloses und schändliches Weib geworden, noch dazu gleich nachdem sie mich geboren hatte.“

„Nun ja, deine Mutter. Aber du bist doch nicht deine Mutter.“

„Aber meiner Mutter Kind.“

„Ach, laß doch das! Um des armen Terenzo und der armen kleinen Angelika willen hole dir morgen die heiligen Rosenblätter.“

Elelia geriet in Aufregung.

„Warum sagst du: armer Terenzo und arme Angelika?“

„Warum ich das sage? Weil sie dein Mann und dein Kind sind, und weil sie dich so lieb haben und weil sie deinetwillen so viel leiden müssen, von dir aber gar nicht mehr geliebt werden.“

Elelia schrie auf: „Ich sollte meinen Mann und mein Kind nicht mehr lieben, meinen guten Terenzo, meine süße Angelika — —“ Und sie begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Nun, dann gehe morgen mit mir zu den Benediktinern und hole dir die heiligen Rosen,“ drängte die Großmutter. „Die heiligen Rosen werden dich vor dem Bösen schützen, und auch deinem Mann und deinem Kinde werden sie zu gute kommen — — Was sagst du?“

Elelia hatte nichts gesagt; sie war nachdenklich geworden, ihre Augen füllten sich mit Tränen, die langsam in großen, schweren Tropfen die abgekehrten, bleichen Wangen herabließen, ohne daß sie es merkte. Dann sagte sie ergebungsvoll: „Morgen werde ich mit dir hinaufgehen zu den Benediktinern und den Pater Ambrogio um das Heiligtum bitten. Vielleicht, daß es mich schützt — vor meiner Mutter! Und vielleicht, daß es meine Tochter schützt — vor ihrer Mutter! Denn du weißt, daß die Sünden der Eltern heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. So steht es geschrieben.“

Am nächsten Morgen kleidete sich Elelia mit etwas größerer Sorgfalt an als gewöhnlich und suchte dann die Großmutter auf, der sie sagte: „Ich will jetzt hinauf zum Kloster der heiligen Höhle und die wundertätigen Rosen holen.“

Sora Silomela lobte diesen frommen Entschluß nochmals auf das höchste und meinte dann: „Warte einen Augenblick, gleich bin ich fertig. Ich glaubte nicht, daß du so frühe gehen wolltest.“

„Ich möchte allein gehen.“

„Allein?“

„Ja.“

„Nun, wie du willst, Kind, obgleich es sich nicht schickt, daß eine so junge Frau einen solchen Gang allein tut; auch hätte ich mich gern von dem Pater Ambrogio wieder einmal segnen lassen. Bruder Angelikus kümmert sich doch nicht mehr um uns; der ist ein zu großer Heiliger geworden.“

„Aber, Großmutter!“

„Ruhig, Kind, sei nicht böse. Ich weiß ja, er ist unser lieber Bruder Angelikus und bleibt unser lieber Bruder Angelikus. Ich denke nur immer, wenn er wüßte, wie du jetzt bist, so tief-sinnig und jammervoll, es würde ihm auch in der Seele weh tun, und er fände sicher etwas, womit er dir, du Arme, und uns allen helfen könnte.“

„Er hilft mir.“

„Gewiß, ich glaub's ja. Er wird gewiß für uns beten, und wenn ein solch frommer Mann einen in sein Gebet einschließt, so hilft das freilich — — Also geh mit der Madonna, meine Tochter. Denke an Mann und Kind und tue bei dem Heiligen ein Gelöbniß.“

Sie begab sich fort, um nach der kleinen Angelika zu sehen und mit der Magd das Essen zu beraten. Elelia machte sich auf den Weg.

Es war ein Morgen so voller Glanz, als wollten Himmel und Erde gemeinsam ein Fest feiern. Alles strahlte. Um das Gebirge schwebte schimmernder Dunst, die Rebensfelder prangten in Gold und Purpurfarbe.

.....
 Von all dieser Herrlichkeit gewahrte die Pilgerin nichts; gesenkten Blickes ging sie ihren Weg, denselben, den sie in jener Nacht nach dem Besuch des Bruders mit diesem gegangen war. Sie hätte ihn mit verbundenen Augen schreiten können, so gut kannte sie ihn — so oft war sie ihn seitdem geschritten; in mancher sternlosen Nacht, wo sie die Hand vor den Augen nicht hatte erkennen können, wo nur das Rauschen des Flusses dicht, dicht an ihrer Seite sie leitete.

Ja, der Fluß!

Jedesmal, wenn sie bis zu einer gewissen Stelle des Ufers gelangt war, mußte sie stehen bleiben, mochte sie wollen oder nicht. Dann stand sie und lauschte regungslos auf die geheimnisvollen Stimmen der Wellen, auf das Schluchzen und Gurgeln der Flut. Um besser zu hören, beugte sie sich weit über und starrte hinunter, von woher die Töne zu ihr aufdrangen. Dann geschah es wohl, daß sie sich selber erblickte: mit den Wassern ringend, in den Wassern versinkend, mit den Wogen dahintreibend. Noch sah sie sich. Noch tauchte aus den Strudeln ihr Haupt auf. Jetzt noch ein Arm und jetzt — nichts mehr.

Riß sie sich endlich los und schritt sie an der bösen Stelle vorüber, so waren ihre Füße schwer, so war's ihr, als ob sie gewaltsam zurückgezogen würde.

Als sie an die Brücke kam, wollte sie wie gewöhnlich hinüber auf die andere Seite der Schlucht schreiten. Aber sie besann sich, daß sie ja heute zu den Klöstern hinauf mußte. Mit einem tiefen Atemzug betrat sie den Felsenpfad und begann ihre Gebete abzumurmeln. Das Steigen ermüdete sie, so daß sie sich alsbald auf einen Stein am Wege niederlassen mußte. Der Platz lag unweit des ersten Klosters der heiligen Scholastika, gegenüber den Ruinen der Neronischen Villa, welche gewaltig wie die Trümmer eines Bergsturzes und nicht wie das zerstörte Werk von Menschenhänden, die Tiefe füllten und aus den Dickichten aufstarrten. Gerade Clelia gegenüber befand sich der Ort, wo seit kurzem, wie die Leute sagten, ein unheiliger Geist sein Wesen trieb. Starren Auges schaute die Rastende hinüber und dachte: Er ist doch ein heiliger Mann. Gewaltig ist seine Rede, die Seelen aufrührend wie Sturm das Meer. Er tut

 ein gebenedeites Werk, wenn er mit Buße predigt, die wahre und echte. Es nützt nichts, zur Tugend zurückzukehren, wenn man nicht auch sein Fleisch geißelt und seinen Leib kreuzigt. Er hat es getan, und ich muß es tun — des Kindes wegen.

Sie raffte sich auf und setzte mit neuen Kräften ihren Weg fort. Als sie zu dem ersten Kloster kam, welches herrlich, gleich einem Fürstenschloß, in der Bergeinsamkeit thronte, ging sie in die Kirche, um an dem Altar der Schwester des heiligen Benedikt diese anzusehen, für sie bei ihrem Bruder Fürbitte zu tun, damit die Rosen an ihr und ihrem Kinde sich wirksam erweisen möchten. Aber sie traute der Macht der Heiligen nicht recht, da Santa Scholastika ja eine Jungfrau gewesen. Sie konnte ihr Leid nur zu der himmlischen Mutter tragen, welche der Welt einen Sohn geboren hatte.

Weiter ging sie den steilen Weg, der sich gleich hinter dem Kloster zum Pfad verengte. Je näher sie dem Heiligtum kam, welches die wundertätigen Rosen besaß, desto größer wurde ihre Hoffnung: vielleicht, daß ihrem Kinde und ihr doch noch geholfen werden könnte — Sie gedachte ihrer Mutter, die mit demselben Wunsch im Herzen denselben Weg gegangen war; aber ihre Mutter hatte das Heiligtum nur für sich selbst begehrt, während Elia dadurch ihr Kind schützen wollte: auf daß die Sünden der Mutter an dem Kinde nicht heimgesucht würden. Dieses Wort, das im Wort Gottes geschrieben stand, brannte in dem Herzen der Mutter mit feurigen Buchstaben.

Gleich war sie da. Obwohl ringsum nur Gestein zu erblicken, befand sie sich doch dem hehren Heiligtum ganz nahe. Bereits ward das hohe weiße Steintor sichtbar. Es führte in einen Zypressenhain, der wie ein schwarzer Schatten auf der strahlenden Landschaft ruhte.

Eben wollte sie eintreten, als ihr Leute entgegenkamen; um dieselben vorüber zu lassen, wich Elia zur Seite. Es waren Fremde vornehmen Standes, der Sprache nach Römer. Sie redeten laut und lebhaft untereinander, ohne des Weibes am Wege zu achten. Nur einer der Gesellschaft, ein noch junger, schöner Mensch mit bleichem Gesicht und dunklen, prachtvollen Augen, schien von Elias Anblick betroffen. Auch sie sah ihn

.....
an, mit weit offenen, entseßten Augen, mit dem Ausdruck tödlichen Schreckens. Da er zuletzt ging, fiel es keinem auf, daß er einige Schritte hinter den anderen zurückblieb. Er stand mitten im Wege, blickte zu Elelia hinüber, doch sprach er sie nicht an. Dann folgte er langsam seinen Freunden.

Elelia schaute ihm nach, immer noch mit der Miene des Schreckens und Entseßens. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß er nochmals stehen bleiben und sich umwenden könnte. Das gab ihr Kraft. Schwankend schritt sie weiter, trat durch das Tor in den einsamen, dämmerungsvollen Zypressenwald. Hier sank sie nieder, mit dem Kopf gegen einen Baum.

Also keine Möglichkeit, der Vergangenheit zu entinnen, vor ihr sich zu retten und zu verbergen. Er hatte Recht, der heilige Einsiedler! Keine Reue half, es half weder Buße noch Sühne. Und sie hatte in dem Wahn leben können, daß Vergangenes vergangen war, daß sie ein neuer Mensch geworden mit neuem Leben und neuer Seele. Gott helfe ihr! Nein, selbst Gott konnte ihr nicht helfen.

„Elelia!“

Er war zurückgekommen, atemlos von dem eiligen Gang. Erst beim Kloster glaubte er sie einholen zu können; nun sah er sie plötzlich vor sich, beinahe daß er über ihren hingefunkenen Körper gestolpert wäre. Nochmals rief er sie an: „Elelia!“

Sie erschauerte und verharrte in ihrer verzweiflungsvollen Stellung, ohne den Kopf zu wenden, ohne einen Ton hören zu lassen. Da beugte er sich über sie und raunte ihr zu: „Ich habe dich nicht vergessen können. Seitdem ich vor sieben Jahren um deinetwillen in Rom den Mönch niederstieß, weil er dir lieber war als ich, habe ich nach dir gesucht. Du warst wie aus der Welt verschwunden. Wo bist du so lange gewesen?“

Sie antwortete nicht, nur daß sie noch heftiger zitterte.

„Warum liegst du am Boden, als ob du sterben wolltest? Sei verständig! Ich liebe dich noch immer, und du bist schöner als jemals. Als ich dich eben wiedersah, fiel mir alles wieder ein; du wirst mir alles von dir sagen, mir alles erklären. Wo lebst du? Wo kann ich dich finden? Und um welche Zeit? Heute abend?“

Dahiel der Konvertit

.....

Aber sie sprach nichts. Er bat, flehte, drohte — sie blieb stumm. Schließlich ward er wild.

„Ich werde dich zu finden wissen. Wir bleiben bis zum Dezember in Subiaco, droben auf dem Schloß; und — —“

Er unterbrach sich. Sie hatte ihre Hände um den Stamm geschlungen, und der Fürst gewahrte, daß sie einen Ehering trug.

„Was ist dir eingefallen?“ rief er aus. „Hast du den Verstand verloren? Du bist verheiratet!“

Sie hatte es ihm sogleich sagen wollen; sie hatte aufstehen und ihm sagen wollen: „Ich bin eine rechtliche Frau geworden, eines wackeren Mannes Weib. Ich verabscheue dich und mich selbst: weil ich dich nicht immer verabscheut habe. Nun weißt du es und nun geh! Warum trittst du in meinen Weg und bringst mir mein ganzes vergangenes Leben vor Augen und vernichtest mein ganzes zukünftiges Leben? Ich bin elend genug — darum geh! Ich bin nahe daran, vor Jammer von Sinnen zu kommen — darum geh!“

Das hatte sie ihm gleich anfangs sagen wollen; aber sie konnte sich nicht regen, sie konnte kein Wort hervorbringen, hatte alles mit angehört, was er ihr zugerant, unfähig, ihn hinwegzuweisen.

Der Fürst tief nochmals, und es klang in seinem Munde wie teuflischer Hohn: „Die Clelia verheiratet — — Wenn ich das in Rom erzähle! Niemand wird es mir glauben. Wer ist denn der Bursche, der dich zur Frau genommen hat?“

Jetzt erhob sie sich; mühsam, wie mit gelähmten Gliedern. Als sie aufrecht stand, wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Dieses war von einer Blässe bedeckt und zeigte einen Ausdruck, über den der junge Mann sich entsetzte. Aber er sah auch die hohe, in diesem Augenblick fast grausenhafte Schönheit dieses Gesichtes. Das entschied, und so tief er ihr denn zu: „Ich suche dich auf, ich bekomme dich wieder; ich nehme dich deinem Manne fort, ich begehe — wenn du nicht wieder zur Besinnung kommst — eine Untat an dir. Du weißt, daß ich schon einmal um dich gemordet habe.“

Damit entfernte er sich.

Dahiel der Konvertit

.....
Elenia stand und blickte dem Forteilenden nach, bis derselbe hinter einem Felsenvorsprung verschwunden war. Dann seufzte sie auf, griff an die Stirn und besann sich — — Sie war den Berg heraufgestiegen, um sich heilige Rosen zu holen. Plötzlich fiel ihr die Legende dieser Wunderblumen ein: Sankt Benedikt, da er in eine gewaltige Versuchung geführt wurde, warf sich nackten Leibes in die Dornenbüsche, die vor seiner Höhle wucherten. Kaum aber berührte der gebenedeite Leib die Dornen, als sie sich in stachellose Rosen wandelten, darein der Heilige wie in eine Welle blühenden Duftes versank . . . Musste, wenn sie heute das Heiligum in der Hand hielt, nicht wiederum ein Wunder geschehen? Würden bei ihrer sündhaften Berührung die Rosen sich nicht wieder in Dornen zurückverwandeln? — —

Sie wollte ihr Vorhaben aufgeben und umkehren, ohne für sich und ihr Kind das heilige Wundermittel erbeten zu haben; es ließ sie jedoch nicht zurück, gewaltsam zog es sie dem Heiligum zu.

Sie durchschritt das Zypressenwäldlein, trat durch eine enge und niedrige Pforte von neuem in den Glanz des Tages hinaus und stand nun dicht vor dem Kloster, das, an der Felswand haftend, über der öden Tiefe zu schweben schien. Nichts Lebendes ließ sich erblicken, kein Laut unterbrach die feierliche Stille. An dem braunen Gestein klebte braunes Gemäuer und graues Buschwerk; wilde Moosen mit mächtigen, abgestorbenen Blumenschäften brachen aus den Spalten, und wie ein rosigter Schleier hing von den Klippen, daraus das Haus des Heiligen aufwuchs, ein Rosengärtlein in den Abgrund hinab.

Elenia stützte sich auf die niedrige Brüstung, beugte sich weit über und schaute unverwandt nach der leuchtenden Blumendecke nieder; mit solchem heißen Verlangen im Blick, als wäre dort drunten ein Quell, und sie eine Verschmachtende.

Die Zeit verstrich, doch Elenia rührte sich nicht vom Fleck. Ein Mönch trat aus dem Kloster, blieb bei ihr stehen und redete sie an: „Was steht Ihr hier draußen, gute Frau? Begehrt Ihr etwas von den Brüdern im Kloster?“

„Nein.“

„Aber Ihr solltet hineingehen und vor der heiligen Höhle Eure Gebete sprechen.“

„Ich bleibe lieber hier draußen.“

„Oder laßt Euch von den wundertätigen Rosen geben. Wenn Ihr solcher Spende würdig seid, wird sie Euch sicher zu gute kommen — — Was sagt Ihr?“

„Ich sagte nichts.“

Kopfschüttelnd entfernte sich der Mönch, und Elelia verharrte wieder in ihrer früheren Stellung. Allmählich nahm ihr Blick den Ausdruck tiefster Hoffnungslosigkeit an, sie wischte sich eine Träne von der Wange.

„Es nützt mir nichts,“ murmelte sie. „Sie kommen nicht zu mir, und ich kann nicht zu ihnen gelangen: ein Abgrund liegt dazwischen.“

Sie wandte sich und ging langsam davon, denselben Weg wieder zurück. Als sie bei der Santa Scholastika anlangte, vernahm sie laute Klage-töne, die aus der Kirche schallten, und beim Näherkommen sah sie einen Leichenzug sich aus der Kirche bewegen. Ein Kind wurde begraben. Der Sitte gemäß lag die kleine Leiche, ganz mit Blumen bedeckt, im offenen Sarge. Nur das kleine, blasse Gesichtchen schaute unter einer Rosenkrone aus der Blumendecke hervor. Kinder in weißen Kleidern, mit langen blauen Schleiern und Rosenkränzen trugen den kleinen Sarg; dahinter, umgeben von den Gespielinnen des gestorbenen Mädchens, schritt die Mutter, eine noch junge Frau. Viele Kinder, große und kleine, folgten, durch ihre weißen Kleider und blauen Schleier als Marien-töchter bezeichnet. Alle hatten Rosen um die Stirn und trugen brennende Kerzen. Den Zug beschloß eine Schar von betenden und klagenden Weibern.

Elelia blieb stehen, um alle an sich vorüber zu lassen. Als der Sarg kam, trat sie dicht heran und schaute der kleinen Toten starr ins Gesicht, das freundlich und friedlich war, von einem Lächeln verklärt. Statt des Kreuzes hatte man ihr eine Puppe ins Händchen gelegt, ein schlechtes Ding, welches das Kind zärtlich an sich zu drücken schien. Bei dem Anblick der Puppe begann Elelia laut zu schluchzen; aber sie ward still, als sie die Mutter der Kleinen sah. Die Frau schritt mit vollkommener Ruhe dicht hinter dem Sarge einher, ohne eine Träne, ohne eine Klage. Sie sah auf das Haupt der Toten hinab und be-

.....
 wegte die Lippen, als ob sie mit ihrem Kinde redete, ihm zuflüsterte, leise, kosende Worte: daß das Kind sich in seinem dunklen Grab, darin es ohne seine Mutter liegen müßte, nicht fürchten sollte, es käme in den goldenen Himmel, zu der süßen Gottesmutter, dem holden Jesusknaben und den lieben Engeln, denen es seine Puppe mitbrächte: dann würden im Paradiese alle die seligen Kindlein zusammen spielen.

Elia schloß sich dem Trauerzug an, als letzte Klagefrau der kleinen Leiche folgend. Sie stellte sich vor: es wäre ihr Kind, ihre süße Angelika, die im offenen Sarg unter Blumen zu Grabe getragen würde; und sie fühlte, wie der Jammer sie entgeisterte, wie der Wahnsinn ihr ins Gehirn getrocken kam. Ganz laut sprach sie vor sich hin: „Es ist ja nicht dein Kind: dein Kind ist zu Hause bei der guten Großmutter, dein Kind lebt! Es wird jetzt in der Bigna sein, Blumen und Früchte pflücken, es wird lachen und jubeln. Oder es läuft eben jetzt zu seinem Vater. Vielleicht sucht es auch seine Mutter — Ach, mein Kind! Mein Kind lebt; es lebt — lebt!“

Niemand hörte sie, niemand achtete auf sie. Je näher der Zug der Stadt kam, um so lauter klagten und schrien die Weiber, um so mehr Frauen schlossen sich dem Grabgeleit an. Bei der Kirchhofspforte erwartete der Priester die kleine Leiche, die von ihm in Eile gesegnet wurde. Elias zerrüttete Phantasie sah von neuem in der Toten ihre eigene Tochter. Sie murmelte: „Gelobt sei die Madonna! Der Priester segnet dein Kind. Dein Kind wird also nicht durch die Sünden seiner Mutter verdammt sein!“

Alsdann begaben sich alle zu dem Grabe des Kindes. Elia drängte sich durch die Frauen bis dicht an die Gruft, schaute zu, wie der Sargdeckel aufgelegt ward, und hätte beinahe laut aufgeschrien: „Mein Kind, mein Kind, schließt es nicht ein in den schwarzen Kasten, laßt es im Sonnenlicht, laßt es mich noch ein einzigesmal ansehen! Ach, die Nägel, die Nägel! Jetzt treiben sie die langen, scharfen Nägel gewiß in sein Gesichtchen, in seine Händchen und Füßchen! Haltet doch ein! Hört doch auf! Ach, ihr habt meinem armen, toten Kind ein Leides getan!“

Dahiel der Konvertit

.....
Dann besann sie sich wieder, daß sie ja nicht die Mutter sei, daß ihr Kind lebe. Die Mutter des toten Kindes war jene Frau, die ihr gegenüberstand und auch jetzt keine Träne vergoß, keinen Schmerzenslaut hören ließ, während ringsum alle Weiber weinten und klagten.

Wie war das möglich? Wie konnte die Frau so ruhig daneben stehen? Es gab doch gewiß keine Mutter, die ihr Kind nicht liebte; und diese Frau tat, als hätte sie das Kind, das eben jetzt ins Grab gesenkt wurde, nicht unter tausend Schmerzen geboren.

Der kleine Sarg stand drunten in der engen Höhle: gar nicht tief, nur einige Schuh unter der Erde. Die Marientöchter sangen ein Lied, der Priester sprach ein Gebet und das Grab wurde zugeschüttet.

Elelia sah die Mutter an. Sie dachte: Jetzt wird sie sich gewiß niederwerfen und mit den Händen ihr eingegrabenes Kind wieder herauswühlen, mit den Händen den Sargdeckel aufreißen — — Aber die Frau stand und blickte still hinunter, wo zu ihren Füßen das Loch sich füllte. El Elias Begriffe verwirrten sich mehr und mehr.

„Wenn es nun doch dein Kind gewesen wäre, deine Angelika — — Aber nein! Dein Kind lebt. Wenn du heute nach Hause kommst, springt es dir entgegen. Du wirfst es in die Arme nehmen, es Herzen und küssen; dein Kind lebt, es lebt — lebt — —“

Noch ein letztes allgemeines Jammergeschrei aller Weiber, dann gingen sie, dann ließen sie das kleine, frische Grab mütterseelenallein. Auch Elelia wollte sich entfernen, aber sie gewahrte, daß die Mutter zurückblieb. Da blieb auch sie. In geringer Entfernung setzte sie sich auf einen Stein und schaute unverwandt zu der Frau hinüber, begierig, zu sehen, was diese jetzt beginnen würde. Doch sie wurde auch jetzt enttäuscht, denn die Frau warf sich weder verzweiflungsvoll auf den Boden, noch brach sie in einen Strom von Tränen und Wehklagen aus. Eine Weile blieb sie neben dem Grabe stehen, dann kauerte sie nieder und begann sorgfältig aus der Erde die Steine zu entfernen, die sie zu einem kleinen Haufen schichtete. Voller Verwunderung sah Elelia diesem sonderbaren Treiben zu.

Daniel der Konvertit

.....

Da die Frau gar nicht aufhörte, auch die kleinsten Steinlein hinwegzunehmen, immer wieder neue zum Vorschein brachte, begab sich Elia endlich zu ihr und stellte sich dicht neben sie. Die Frau blickte flüchtig auf und fuhr, ohne ein Wort zu sagen, in ihrer Arbeit fort. Elia redete sie an: „Warum tut Ihr das?“

Die Frau erwiderte kurz: „Wißt Ihr das nicht?“

„Nein.“

„Dann kann ich es Euch auch nicht sagen.“

Und sie suchte und suchte.

Nach einer Weile begann Elia von neuem: „Sagt mir doch — —“

„Was?“

„Ich habe zu Hause auch ein solches Kind, wie Ihr heute begraben habt, ein Mädchen, etwas über fünf Jahre alt. Ich meine, das Eure muß gerade so alt gewesen sein.“

„Gerade so alt.“

Die Mutter, mit dem Stein in der aufgehobenen Hand, blickte in die Höhe. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Gerade so alt,“ wiederholte sie.

„Mein Kind heißt Angelika.“

Leise erwiderte die andere Mutter: „Was Eures Kindes Name ist, das ist mein Kind nun geworden: ein Engelein im Paradiese. Es hieß Santina.“

„Das ist auch ein heiliger Name.“

Die Frau fragte: „Ist Euer Kind frisch und gesund? Ist es recht vergnügt? Lacht und singt es?“

„Mein Kind ist frisch und gesund. Als ich mit den anderen Frauen hinter der Leiche des Euren herging, mußte ich immer denken, daß es meine Angelika sei, und mir war's, als würde mein Gehirn von Ameisen zerstoßen; ich mußte Euch immerfort anschauen, daß Ihr so ganz ruhig bleibt. Ihr habt Euer Kind doch gewiß auch herzlich lieb gehabt? Sagt es mir doch.“

Die andere Mutter sprach: „Das will ich Euch wohl sagen. Eben weil ich mein Kind so herzlich lieb gehabt habe — es war nämlich unser einziges — bin ich so ganz ruhig, und ich bin es im Herzen mehr, als ich Euch sagen kann.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Seht, es war ein unglückliches Kind, immer krank. Denn wir sind arme Leute, die in den Bignen und den Olivenen arbeiten, und ich habe jeden Sommer das Fieber. Als die Madonna mir nun das Kind schenkte — ich hatte sie viele Jahre darum angefleht — da konnte ich meinem Kinde nur schlechte Nahrung geben; auch hatte ich gerade wieder das Fieber, und zwar noch schlimmer als gewöhnlich. Das vertrug das arme Ding nicht, kränkelte und wollte nicht besser werden. Es war drei Jahre alt, ehe es laufen und sprechen lernte. Der Apotheker von Subiaco meinte, es würde in seinem ganzen Leben nicht gesund werden. Denkt Euch, das arme Ding! Für uns Eltern wäre es nun nicht so schlimm gewesen, denn wir waren glücklich, weil wir das Kind überhaupt hatten; ich mußte aber immer daran denken, daß es sein Leben lang elend bleiben sollte. Da sprach ich mit meinem Mann und sagte ihm: ‚Für das Kind wäre es besser, wenn es stürbe. Denn sieh, jetzt ist es noch unschuldig und sündenlos, und wenn es nun stirbt, so kommt es in das Paradies zu den lieben Engeln und die Madonna macht es gesund.‘ Mein guter Mann weinte bitterlich, aber er sagte auch: ‚Für das Kind wäre es das beste, es stürbe.‘ Und wir weinten beide zusammen. Nun hatten wir unsere Santina unter die Marientöchter aufnehmen lassen, wodurch sie ein Kind der himmlischen Jungfrau selber geworden war. So betete ich denn zu meines Kindes zweiter Mutter, daß sie es zu sich nehmen möchte, denn das sei für das Kind besser, als bei seiner irdischen Mutter zu bleiben. Ach, und seht, gute Frau, ich hatte die Gottesmutter noch gar nicht lange gebeten, als sie sich das Kind holte. Jetzt werdet Ihr gewiß verstehen, warum ich so ruhig und beinahe glücklich bin: eben weil ich mein Kind so herzlich lieb gehabt habe, und weil ich nun weiß, daß mein Kind im Paradiese ist bei seiner Gottesmutter und den anderen seligen Kindern, seinen Schwestern und Brüdern. Und das glaubt mir: Wenn es Eurem Kind auf Erden nicht gut ergeht, so solltet Ihr, wie ich getan habe, Tag und Nacht die Madonna bitten, Euer Kind zu sich zu rufen, damit es glücklich und selig werde. Gehört Eure Angelika zu den Marientöchtern?“

„Freilich! Aber ich habe noch gar nicht daran gedacht.“

„An was habt Ihr noch nicht gedacht?“

Dahiel der Konvertit

„Nun, an das, was Ihr sagtet, daß mein Kind eigentlich der Madonna gehört, und daß, wenn mein Kind zu seiner himmlischen Mutter kommt, ihm die Sünden seiner irdischen Mutter nichts mehr anhaben können.“

„Nein, dann ist es glücklich.“

„Dann ist es glücklich. Ich danke Euch.“

„Wofür?“

„Nun, dafür. Ich weiß schon, wofür ich Euch danke — — Darf ich Euch helfen, die Steine abzulesen?“

„Nein, das muß ich allein tun. Seht, das ist das Einzige, was ich für mein Kind noch tun kann.“

„Das ist wahr. Lebt wohl!“

„Lebt wohl!“

* 8 *

Stelia machte sich auf den Heimweg. Sie ging langsam, ohne nach rechts und links zu sehen, in ihre Gedanken wie in einen Abgrund versunken. — Ihr Kind war auch die Tochter der Gottesmutter. Wenn es zu seiner himmlischen Mutter kam, so war es gut: des Kindes himmlische Mutter nahm ihm seine Sünden ab, mit denen es durch seine irdische Mutter beladen war: statt einstmals im Fegefeuer zu brennen, würde es bei seiner göttlichen Mutter im Paradiese weilen und die himmlischen Heerscharen zu Spielgefährten haben. Dann würde ihr Kind glücklich sein.

Aber ihr Kind lebte.

Sollte auch sie die Madonna bitten, ihr Kind sterben zu lassen?

Wenn sie ihr Kind liebte, mußte sie das. Jene andere Mutter hatte es auch getan: hatte auch die Madonna um den Tod ihres Kindes gebeten. War sie etwa eine weniger gute Mutter, liebte sie ihr Kind, ihre süße Angelika, etwa weniger zärtlich?

Angelika — es lag ja schon in dem Namen, daß das Kind bestimmt war, ein Engel zu sein. Das konnte es aber nicht werden, wenn es die Sünden seiner Mutter auf der Seele hatte.

Also mußte sie die Madonna um des Kindes Tod bitten — so lange es noch ganz rein und unschuldsvoll war. Die Madonna würde gewiß ihr Gebet erhören.

* 380 *

 Aber was tat dann sie, wie sollte sie dann leben? — — Die kleine Tote, die sie eben begraben hatten, war auch ihrer Mutter einziges Kind gewesen, und seine Mutter hatte um ihres Kindes willen dennoch von der Madonna seinen Tod erbeten; und da die Madonna sie erhört hatte, war sie ganz ruhig, ganz glücklich, denn ihr Kind war nun selig.

Und weiter dachte die unglückliche Mutter: . . . Jenes Kind war krank, hätte niemals gesund werden können, wäre Zeit seines Lebens ein elendes Geschöpf geblieben. Ihr Kind dagegen war wie das Leben selbst: mit rosigem Wangen und leuchtenden Augen, ein süßes, holdseliges Geschöpf, an dem die Menschen und die Heiligen ihre Freude haben konnten. Es würde wachsen und gedeihen, groß und schön werden und —

Und wenn dann die Tochter wurde, was die Mutter gewesen war und die Mutter ihrer Mutter —

Clelia blieb stehen. Vor ihren Augen wurde es dunkel. Sie konnte nicht atmen. Ihr Herz pochte, daß sie seinen Schlag zu empfinden glaubte, daß es sie fast zu Boden gerissen hätte. — Ihr reines, süßes, unschuldiges Kind schlecht werden, verderben, in Sünde und Schande verfallen — —

Das war es, was Bruder Angelikus meinte: der Eltern Missetaten sollen heimgesucht werden an den Kindern. Das war es!

Plötzlich verstand sie den heiligen Mann, plötzlich kam es über sie wie eine Erleuchtung.

Wie die Mutter gewesen, würde die Tochter sein.

Das sollte nicht geschehen. Nicht für ihr Kind sollten jene grausamen göttlichen Worte geschrieben stehen. Auch sie wollte die Madonna anflehen, ihr Kind sterben zu lassen, auch sie wollte ihrem Kinde eine gute Mutter sein, die beste Mutter! Wäre ihr Kind blind und lahm, siech und unheilbar gewesen, sie würde schwerlich die Madonna mit solcher Inbrunst um den Tod des Kindes angefleht haben, wie sie es jetzt tun wollte, da es doch gesund und lieblich war. Mit all ihrem Bitten und Beten, Kasteien und Büßen hatte sie nicht das Rechte getroffen, denn sie hatte nicht um den Tod des Kindes gefleht. Das wollte sie jetzt tun, alle Tage und Nächte, bis die Madonna auf ihr Schreien hörte und ihr Gebet erfüllte.

.....
 Sie kam an einem kleinen Marienheiligtum vorüber, das einsam unterhalb eines mit Steineichen bewachsenen Hügels stand. Niemand war zu sehen als ein junger Hirt, der auf der Höhe seine Herde weidete und dabei die Flöte blies. Clelia warf sich vor dem Bild der himmlischen Mutter nieder, streckte die Arme auf und betete mit höchster Leidenschaft: „Madonna, erbarme dich meiner! Madonna, lasse mein Kind sterben! Madonna, erbarme dich meiner ewigen Sünde!“

Sie betete und rang die Hände, bis sie ermattet und zugleich beruhigt ward. Von Hoffnung beseelt, erhob sie sich, pflückte einen Strauß Blumen, steckte sie an das Bild und schritt durch die Nebenselder ihrem Hause zu, dessen Mauern ihr bereits durch die Bäume entgegenstimmerten.

Als sie nahe gekommen, blieb sie stehen und lauschte, ob sie nicht das helle Stimmchen Angelikas hörte. Aber in der Vigna war es still, die Traubenleser hielten Nachmittagsruhe, auch das Kind befand sich wohl im Hause und verzehrte sein Vesperbrot. Ach, wie würde ihr Liebling im Paradiese sich's schmecken lassen, wo an den goldenen Bäumen leuchtende Äpfel wuchsen, und die Lüfte selbst eitel Süße waren.

Jetzt war sie so nahe gekommen, daß man ihre Schritte hören mußte. So rief sie denn: „Angelika!“

Da kam die Großmutter aus dem Hause, bleich, mit wankenden Knien.

„Ach, Clelia! Clelia!“

„Was ist geschehen?“

„Das Kind, unser Liebling, unser Engel —“

Schluchzen erstückte ihre Stimme.

Clelia schrie auf: „Es ist tot?!“

„Noch nicht. Aber es liegt drinnen, und der Apotheker, nach dem der Lorenzo gleich gelaufen, meint, es würde heute noch sterben.“

Clelia schwankte. Sie hatte die Madonna gebeten, ihr Kind sterben zu lassen, sie kam nach Hause und fand ihr Kind mit dem Tode ringend. Aber obgleich sie den Tod auch in ihrem Herzen zu fühlen vermeinte, war sie ruhig. Sie fragte die Großmutter, der das Unglück vollständig den Kopf verwirrt hatte, wie es gekommen war.

„Wann ist das Kind krank geworden?“

Doch die Alte konnte vor Entsetzen über die Ruhe der Mutter kein Wort hervorbringen; sie begriff nicht, daß Elelia sich nicht zu Boden warf, daß sie nicht schrie und raste.

„Wann war es, daß das Kind erkrankte?“

„Wann war es doch gleich?“ murmelte die Großmutter, nach Atem ringend. „Ich will mich besinnen. — Ach, Madonna, ach, heilige Jungfrau, gebenedeite Mutter Gottes, welch ein Unglück! Welch ein Unglück! Unsere süße Angelika, unser herziges Püppchen, unser goldiges Singvögeln!“

Und mit jammervoller Gebärde setzte sie sich mitten auf dem Wege nieder, die Hände gegen den Himmel aufstreckend. Die Mutter stand da und regte sich nicht.

„Ja, so war es. Du gingst fort, und wir waren beide ganz vergnügt, ich und die Angelika; ich ging in die Bigna, um Gemüse zu holen, und das Kind hielt mich am Rock gefaßt, plapperte und schwatzte, daß ich noch dachte: die Madonna behüte das Kind, was ist's für ein herziges Märlein. Und ich wünschte: wenn ihre Mutter, das arme Weib, es doch hören könnte. Denn es redete in einem fort von dir: wo du hingegangen wärest und ob du deiner Angelika auch etwas mitbrächtest? Und dann lief sie fort und pflückte Blumen, beide Ärmchen voll, daraus sollte für die gute Gottesmutter ein Kranz gewunden werden; sie wollte dann der guten Gottesmutter den Kranz hintragen und diese bitten, daß sie die Mammina wieder gesund mache, daß die Mammina ihre kleine, liebe Angelika wieder lieb bekäme und ihr heute abend etwas Schönes mitbrächte.

„Nun, und wir sitzen in der Laube, ich mit meinem Salat, und Angelika mit ihren Blumen, die sie, so gut es gehen wollte, zusammenwickelte. Darüber ging der Vormittag hin. Dann kam dein Mann zum Essen, war auch guter Dinge, und wir waren alle drei wieder einmal seelenvergnügt. Nun ging Lorenzo an seine Arbeit, das Kind lief hinaus, und ich setzte mich, um ein Nickerchen zu machen. Auf einmal wache ich auf und höre die Anunziata schreien und höre deinen Mann schreien und die Winger; nicht anders, als wäre einer umgebracht worden. Ich in einem wahren Todeschrecken hinaus, und da kommen sie mit der An-

gelika schon an. Dein Mann trägt sie und sieht aus, als hätte er eine Kugel in der Brust; und die Angelika liegt in ihres Vaters Armen, hat die Augen geschlossen, und das Armchen hängt herunter ganz steif und starr. Und ich denke nicht anders, als daß das Kind stirbt, und denke gleich an dich, und daß es mit dir nun wohl auch aus und vorbei ist und — und —“

Und die arme Alte begann von neuem zu weinen, die Hände zu ringen und die Madonna anzurufen.

Elelia fand noch immer keine Träne. Nur ein einzigesmal, als die Großmutter erzählte, wie die Kleine die Madonna hatte bitten wollen, zu machen, daß ihre Mutter sie wieder lieb bekäme, schluchzte sie auf, aber weinen konnte sie nicht. Es war, als läge ihr auf der Brust ein Felsstück, das sie allmählich erdrückte, ohne daß sie eine Hand dagegen zu rühren vermochte. Mit erstickter, röchelnder Stimme forschte sie: „Ist es wohl schon eine Stunde her, daß sie das Kind angetragen brachten?“

„Laß mich nachdenken. Ach, mein Kopf, mein Kopf! Ja, so lange wird es her sein.“

„Just vor einer Stunde habe ich die Madonna gebeten,“ stieß die Unselige hervor.

„Um was hast du die Madonna gebeten?“ schrie die Alte, entsetzt über den Ton und die Miene, mit der die Mutter das gesagt hatte.

„Daß sie das Kind glücklich machen möchte.“

„Nun ja, ich weiß, daß es eben doch dein Liebling, dein Herzblatt, dein Abgott ist. — Aber willst du nicht hinein? Dein Mann ist drinnen. Du mußt ihn trösten; er ist wie von Sinnen.“

Sie raffte sich auf und schritt schwankend, Elelia voraus, dem Hause zu.

„Was sagt der Apotheker, daß dem Kinde geschehen wäre?“

„Es würde wohl die Perniciosa sein.“

„Dann stirbt es auch.“

Die Alte stöhnte auf. Plötzlich blieb sie stehen, schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: „Nein, es stirbt nicht! Hast du nicht die heiligen Rosenblätter? Die heiligen Rosen werden dein Kind retten. Wo hast du sie? Schnell, gib sie her! Gib! Ich habe meinen Verstand ja wohl gänzlich verloren, lasse das

Dahiel der Konvertit

Kind sterben, und du hast die heiligen Rosen. Schnell! Schnell! Bring sie deinem Kind! Dein Kind wird leben!"

„Ich habe keine heiligen Rosen.“

„Was sagst du?“

„Ich habe keine heiligen Rosen.“

„Du hast keine? Bist du denn nicht zum Kloster hinauf gestiegen, um die heiligen Rosen zu holen?“

„Ja.“

„Und du hast keine heiligen Rosen —“

„Ich war droben, aber ich habe mir keine Rosen geben lassen.“

„Dann hast du dein Kind umgebracht!“ schrie die Alte und hob ihre Arme gegen Clelia, als wollte sie sie verwünschen. „Germordet hast du dein Kind. Die Rosen hätten es gerettet. Du Ruchlose!“

„Es ist besser so!“ erwiderte Clelia und trat ins Haus.

Sie hatten das kranke Kind auf das große Bett gelegt, vor dem Terenzo hingefunken lag, kein Auge von seinem Liebling wendend. Auch als Clelia an das Lager trat und sich neben ihren Mann stellte, ohne Tränen, ohne Klage, blickte er nicht auf. Er zuckte aber wie von heftigem körperlichem Schmerz zusammen und machte eine Bewegung, als ob er fortzücken wollte. Der Apotheker, nachdem er seine Mittel verabreicht und noch für denselben Tag den Tod des Kindes prophezeit hatte, war bereits wieder gegangen. Die Magd Anunziata kauerte betend und heulend in einer Ecke und der Großmutter jammernde Stimme drang durch die offene Tür vom Hausflur herein.

Die entsetzliche Krankheit hatte das Gesicht des Kindes entstellt und mit Purpurröte überzogen. Es hatte das Bewußtsein verloren und röchelte schwer.

Die Mutter sprach kein Wort; stumm stand sie neben ihrem Mann und schaute auf das Opfer ihres Gebetes herab. Ihre Lippen bewegten sich, als spräche sie mit ihrem Kinde: „Hast du Schmerzen, mein Liebling? Brennt dir dein armes Köpfchen! Ach, es tut wohl sehr weh? Sei ruhig, halte aus! Bald ist es überstanden, bald bist du erlöst, bald wirst du im Paradiese sein: bei deiner Gottesmutter, die alle Sünden deiner irdischen Mutter von dir nimmt. Dann hast du's gut, dann bist du glücklich, dann

Dahiel der Konvertit

.....
ist auch deine Mutter glücklich, denn deine Mutter hat dir die ewige Seligkeit bereitet. Halt aus, mein Kind!“

Einmal stöhnte die kleine Kranke; da stöhnte auch Terenzo laut auf. Clelia redete das erste Wort mit ihm: „Sei ruhig. Für das Kind ist es am besten, wenn es stirbt. Wir wollen der Madonna danken.“

Terenzo sagte nichts; als aber Clelia sich später auf das Bett niedersetzen wollte, drängte er sie hinweg, so daß sie ganz unten am Fußende des Bettes zu stehen kam.

Es wurde dunkel. Die Großmutter kam herein. Sie nahm das Madonnenbild von der Wand herab, rückte einen Tisch an das Bett, stellte das Bild und zwei geweihte brennende Kerzen darauf, holte den Kranz, den Angelika am Morgen gewickelt hatte, ein unförmliches Gewinde von Rosen, Nelken und Hortensien, warf sich dann nieder und begann mit halblauter Stimme Sterbegebete abzusingen, in welche die Magd einstimmte.

Durch das offene Fenster wehte der Abendwind. Die Reben bewegten sich leise, als grüßten sie herein; in den Blättern rauschte es. Draußen schrien die unermüdlichen Zikaden, und die Vögel sangen ihr letztes Lied. Von der Landstraße erklangen die Gesänge der heimkehrenden Winzer.

Schnell brach die Nacht an, die ersten Sterne funkelten auf.

Das Kind wurde kränker. Es wimmerte jammervoll, die kleinen Glieder zuckten wie in Krämpfen. Da erhob sich Terenzo. Er warf einen letzten verzweiflungsvollen Blick auf das Kind und verließ, ohne seine Frau anzusehen, leise das Zimmer. Sora Filomela schlich ihm nach.

„Was willst du tun, mein armer Terenzo?“

„Tun, Großmutter?“

Er sprach so leise, als stünde er vor dem Bett des Kindes, als wäre dieses schon gestorben.

„Wohin willst du? Du hast ja deinen Hut auf. Der Apotheker kann unserer Angelika doch nicht mehr helfen.“

„Ich will zum Bruder Angelikus.“

„Ach, Terenzo!“

„Er soll ein heiliger Mann sein.“

„Ja, ja.“

Dahiel der Konvertit

„Ich will ihn bitten, durch sein Gebet das Kind am Leben zu erhalten.“

„Das hat der Himmel dir eingegeben. Ach, mein guter Lorenzo veräume keine Zeit. Hilf Gott, bis zum Kloster sind es gute drei Stunden.“

„Ich bin in zweien dort.“

„In zwei Stunden wird das Kind nicht mehr leben.“

„Es muß, es muß!“

Und er stürzte fort.

Die Großmutter schaute ihm nach, bis er verschwunden war, darauf kehrte sie wieder ins Zimmer zurück.

Clelia stand noch auf demselben Platz am Fußende des Bettes, die Großmutter trug ihr einen Schemel hin; doch sie wies den Sitz zurück. Die Magd war eingeschlafen. Da setzte die Großmutter ihr Beten allein fort; aber anstatt die Sterbegebete abzusagen, flehte sie die Madonna an: „Noch zwei Stunden laß es am Leben, nur noch zwei Stunden!“

Die Zeit verstrich, und der Zustand besserte sich nicht. Mitternacht war längst vorüber. Sora Silomela ertrug es nicht länger. Sie erhob sich, wankte aus der Kammer und auf den Weg, den Lorenzo kommen mußte, diesem entgegen.

Sie war noch nicht weit gegangen, als sie ihn kommen sah; laufend, als wäre er verfolgt, taumelnd und schwankend wie ein Berauschter. Die Großmutter streckte ihre Hände aus und rief: „Es lebt noch.“

Lorenzo kam näher.

„Was hat Bruder Angelikus gesagt? Warum ist er nicht mit dir gekommen? Hast du ihn gesehen—Ach, Lorenzo, wie siehst du aus!?“

Er stand vor ihr, und sie spähte ihm ins Gesicht. Es war fahl, mit verzerrten Zügen und verglasten Augen.

„Lorenzo!“ jammerte die Alte. „So rede doch! Ach, Madonna, er hat den Verstand verloren! — Du hast dich gewiß halb zu Tod geängstigt! Und wie du gelaufen sein muß! Es sind ja noch keine fünf Stunden her, daß du gegangen bist. Hast du den Bruder nicht gefunden?“

„Ich habe mit ihm gesprochen.“

„Was sagte er?“

Dahiel der Konvertit

- „Er wollte nicht für des Kindes Leben beten.“
„Er wollte nicht? Lorenzo, er wollte nicht?“
„Nein! Nein! Nein!“
„Stütze dich auf mich, mein Lorenzo! Du sinkst ja um.“
„Er sagte —“
„Wer?“
„Der Mönch —“
„Was sagte er?“
„Das Kind stürbe um der Missetaten seiner Eltern willen.“
„Nein, gewiß nicht! Ach, sicher nicht, mein lieber Sohn!“
„Er sagte es.“
„Es ist aber doch nicht wahr.“
„Und er sagte —“
„Komm, mein Lorenzo, sei jetzt ruhig! Komm mit mir nach Hause.“
„Und er sagte, es sei die Strafe des Himmels.“
„Ach, Lorenzo, wofür?“
„Sie ist schuld daran.“
„Wer, wer?“
„Das Weib.“
„Sagte er das?“
„Ja.“
„Ach, ihr Heiligen!“
„Und er hat recht, ganz recht hat er.“
„Lorenzo!“
„Wenn das Kind wirklich sterben sollte —“
„Es lebt noch.“
„Wenn es wirklich stirbt, so töte ich sie.“
„Das verhüte Gott! Komm nach Hause, du redest im Fieber. Komm, komm! Dein Kind lebt noch.“

Sie führte ihn und mußte ihn stützen, damit er nur weiter kam. Mühsam erreichten sie das Haus. An der Thür riß er sich los, taumelte ins Zimmer bis zum Bett und sagte zu seinem Weibe: „Wenn das Kind stirbt, töte ich dich; denn du trägst die Schuld daran.“

Elelia erwiderte: „Ja, ich trage die Schuld daran; hoffentlich stirbt es. Töte mich nur.“

Er wollte es jetzt schon tun. An dem Bett des sterbenden Kindes schlug er sie nieder.

Das Kind blieb am Leben; aber um seine Mutter stand es schlimm. Zwar meinte der Apotheker, sterben würde sie wohl nicht; indessen besser sei besser, und es wäre am besten, wenn sie sterben würde. Denn ihren Verstand — meinte der Apotheker — würde sie wohl schwerlich jemals wiederbekommen. Der Fall, den sie am Bett des Kindes getan, war zu schwer gewesen; sie hatte sich dabei den Schädel verletzt — gerade als ob sie einen gewaltigen Schlag erhalten, einen Schlag, der sie hätte töten können. Nun, am Leben würde sie wohl bleiben, aber ihre Sinne würde sie schwerlich behalten. Die Arme!

Sie lag noch und raste in Fieberphantasien, als man die Kleine, warm in Decken gehüllt, bereits vor das Haus trug. Sie genas schnell. Trotzdem schlich Terenzo blaß und stumm einher, den Anblick seines geretteten Kindes vermeidend. Im Hause ertrug er es nicht, denn im Hause vernahm er die Stimme seines halb wahnsinnigen Weibes; und er ertrug es nicht, in der Bigna zu sein, denn auch dort war ihm, als hörte er Elelia schreien und toben. Er ertrug das Leben nur noch in der Disteria — hinter einem Glase Wein.

Das Kind sprach ohne Unterlaß von seiner Mutter und konnte nur mit Mühe von der Großmutter beruhigt werden, die ein Gartenhaus mit Angelika bezog, damit diese das Rasen der Mutter nicht mit anhören sollte. Terenzo schlief bei den Knechten.

Allmählich ward auch Elelia besser. Das Fieber ließ nach, sie nahm Nahrung zu sich, war still und geduldig und erkannte die Großmutter. Zuzeiten konnte sie ganz verständig sprechen, nur daß sie sich nicht ausreden ließ, das Kind wäre gestorben und begraben und befände sich nun bei seiner himmlischen Mutter glücklich im Paradiese. Bei diesen wirren Reden meinte sie jedesmal: „Es ist doch gut von der Madonna, daß sie meine Bitte so schnell erhört hat. Ach, wie bin ich froh! Auch Bruder Angelikus wird sich freuen. Heut nacht muß ich nach den Ruinen, sonst wird er böse. Und ich möchte ihm doch alles zuliebe tun.“

Dahiel der Konvertit

Weckt mich ja, damit ich die Zeit nicht verschlafe. Wie bin ich froh! Ich bin so glücklich!“

Man wußte nicht, wie man es ihr beibringen sollte, daß das Kind noch am Leben sei und scheute sich, ihr Angelika zu bringen. Denn da sie so unerschütterlich an des Kindes Tod glaubte, fürchtete man, sie werde sich über seinen Anblick entsetzen und von neuem in Raserei verfallen.

Eines Tages ward Gora Filomela, die das Kind nicht aus den Augen ließ, abgerufen. Als sie zurückkam, war die Kleine nicht mehr da, auch im Garten nirgends zu finden. Vergebens durchsuchte die Alte die ganze Bigna, lief endlich auch ins Haus und glaubte vor Schrecken umsinken zu müssen, als sie die Kammertür offen fand und drinnen die Stimme Angelikas hörte. Wie erstaunte sie, als sie, näher tretend, das Kind seelenvergnügt neben dem Bett der Mutter stehen sah. Elelia lag ganz still, mit glücklichem Lächeln und verklärtem Gesicht, während die Kleine in ihrer artigen Weise eifrig plauderte und geschäftig mit den Blumen hantierte, die sie draußen gepflückt hatte. Nachdem sie sämtliche Blüten auf die Decke gestreut, lief sie hinaus, um neuen Vorrat zu holen. Jetzt trat die Großmutter näher, den Mut nicht findend, das erste Wort zu sagen. Mit einer geheimnisvollen Gebärde sie zu sich herantwinkend, flüsterte die Wahnsinnige: „Das Kind ist bei mir gewesen.“

„Ach, meine gute Elelia —“

„Aus dem Paradiese ist es zu mir gekommen.“

„Aus dem Paradiese?“

„Nun ja, von seiner Gottesmutter und seinen Geschwistern, den seligen Engeln.“

„O Madonna!“

„Die Gottesmutter läßt mich grüßen: nun wäre alles gut. Die Missetaten der Eltern wären nun gesühnt; das Kind wäre ein seliger Engel. Sieh nur die Blumen, die Angelika mir aus dem Paradiese mitgebracht hat; goldene Rosen und silberne Lilien! Jetzt geh und rufe meinen armen Terenzo, damit wir zusammen glücklich sind.“

„Ja, ja. Ich hole ihn. Sei nur ruhig.“

Sie eilte hinaus, schloß mit zitternden Händen die Tür und

drängte ihre Tränen zurück, denn sie sah Angelika herbeilaufen, eine ganze Blumenlast schleppend.

„Komm zur Anunziata, deine Mammina schläft, die gute Mammina ist krank; wir müssen ganz still sein.“

Sie brachte die Kleine der Magd und suchte dann Terenzo auf, den sie, statt bei der Arbeit, mit den Knechten Mora spielend fand. Schluchzend erzählte sie, was sie soeben erlebt hatte.

„Ganz von Sinnen ist sie. Sie sieht ihr Kind und glaubt, daß es aus dem Paradiese gekommen sei, und ist ganz glücklich darüber. Du sollst zu ihr kommen, dich mit ihr zu freuen.“

„Das ist die Strafe für ihre Sünden,“ erwiderte Terenzo; „es rächt sich alles im Leben. Das kommt davon, daß ich die Elelia geheiratet habe. Der Bruder Angelikus hat ganz recht: 's ist ein Glück für uns, wenn wir recht unglücklich sind. Wir haben es gar nicht besser verdient. Pfui Teufel, was sind wir für Christen! In die Hölle mit uns! Der Bruder Angelikus ist ein heiliger Mann, und der Bruder Angelikus hat recht.“

Damit ließ er die Alte stehen und begab sich wieder zu seinen Spielgefährten zurück; aber obgleich er vollkommen nüchtern, war sein Schritt doch schwankend.

Nun hat auch der seinen Verstand verloren, dachte die Großmutter und griff sich mit beiden Händen an den Kopf, als wäre jetzt die Reihe an ihr.

Dann kam ein Tag, an welchem Elelia begriff, daß Angelika nicht tot sei.

Darüber verfiel sie von neuem in Raserei.

Ihr Kind noch am Leben, ihr Kind nicht im Paradiese bei seiner Gottesmutter, ihr Kind noch beladen mit den Missetaten seiner irdischen Mutter —

In diesem einzigen Kreislauf bewegten sich alle Gedanken und Empfindungen der Unglücklichen. Nachdem sie durch Wochen das Leben einer Tollen geführt, verfiel sie in Stumpfsinn, ein Zustand, aus dem es für sie, allem Anschein nach, keine Rettung mehr gab.

Da sie ruhig und ganz unschädlich war, ließ man sie in ihrem Treiben gewähren. Sie blieb im Hause und betete viel. In einer Ecke hatte sie ihren bestimmten Platz, wo sie stundenlang kauerte,

ohne eine Bewegung zu tun und mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte. Das Kind gewöhnte sich wieder an sie, spielte in der Nähe der Mutter umher, brachte ihr Blumen, Steine und glänzende Käfer. Auch Terenzo überwand seine Scheu und begann den Anblick der Wahnsinnigen zu ertragen; nur des Abends floh er aus dem Hause und ging nach Subiaco in die Weinschenke, aus der er nicht vor Mitternacht und niemals nüchtern nach Hause kam.

Bruder Angelikus ließ nichts von sich sehen und hören; aber sie vernahmen, daß er ob seines strengen Lebenswandels immer größeren Ruhm erwarb. Clelia sprach seinen Namen nicht aus, doch blieb der heilige Mann beständig in ihren verstörten Gedanken, und wenn Terenzo des Mönches gedachte, murmelte er jedesmal: „Er hat recht. Es ist die Strafe für unsere Sünden. Nun, wir müssen es tragen.“

Im Dezember kamen Tage, warm wie im Frühling. Die Wiesen und Gelände standen voller Blumen und am Himmel war kein Wölkchen zu sehen. Zu dieser Zeit gelang es der Großmutter, Clelia ins Freie zu bringen; schließlich ging sie täglich aus, entweder von Sora Filomela oder dem Kinde begleitet. Dieses hatte sich angewöhnt, seine wahnsinnige Mutter wie ein krankes Kind zu betrachten, das seiner Obhut anvertraut worden. Gewöhnlich gingen die beiden durch die Vigna an den Fluß und diesen entlang, bis sie zu einer Stelle gelangten, wo sich in dem dichten Buschwerk eine Öffnung befand, durch welche man wie durch ein Thor auf die rauschenden Wasser sah. Weiter wollte Clelia niemals gehen, und die kleine Wärterin tat der Kranken auch jedemals den Willen. Liebsinnig schaute diese in die Wellen, deren Lauf sie mit den Blicken folgte. Wenn Angelika sich müde gespielt hatte, kauerte sie sich neben ihre Mutter ins Gras und schaute gleichfalls ernsthaft in die rauschenden Fluten hinunter.

Einmal schief das Kind ein. Clelia bewachte ängstlich seinen Schlaf, nahm es endlich behutsam auf, trug es zum Fluß und wollte es hineinwerfen. Da erwachte die Kleine, begann fürchterlich zu schreien und umklammerte mit beiden Armen den Hals der Mutter. Diese versuchte sich des Kindes zu erwehren, aber Angelika in ihrer Todesangst hielt fest, so daß der Wahnsinnigen

kein Schütteln und Zerren half. Nun schlug sie das Kind auf die Finger und riß sich schließlich, als auch das nichts half, den Pfeil aus dem Haar, womit sie dem Kind in den Arm bohrte. Da hörte sie die Großmutter rufen: „Angelika! Angelika!“

Die Verrückte erschrak, fuhr von dem Fluß zurück, schleuderte das Kind von sich und lief fort. Die Großmutter fand Angelika halb entseelt vor Angst, mit zertragnen Händen und blutendem Arm am Boden liegen: ihre Mutter hätte sie ins Wasser werfen wollen. Schrecklich aufschreiend trug die Großmutter das arme, mißhandelte Kind auf ihren schwachen Armen ins Haus zurück.

Elia lief und lief, bis sie die Landstraße erreichte, dann mäßigte sie ihren Schritt. Sie war bei klarem Bewußtsein, wußte genau, was sie hatte tun wollen, und überlegte nun, wie sie es anfangen sollte, das Kind umzubringen, damit es zur Muttergottes käme. Sie hatte es auch bald gefunden. Der Pfeil, den sie Angelika in den Arm gestoßen, war scharf wie ein Dolch, überdies machte sie an sich selbst die Probe: sie öffnete ihr Kleid und bohrte sich die goldene Spitze ins Fleisch; sie drang sogleich tief hinein, daß es heftig blutete.

Elia verband sich die Wunde, wischte den Pfeil am Grase ab, steckte ihn wieder ins Haar und schlug die Richtung nach Subiaco ein. Dort ging sie in jede Kirche und verrichtete vor dem Marienaltar ihr Gebet. Niemand hätte ihr den Wahnsinn angemerkt. Ruhig schritt sie dahin, still vor sich niederblickend. Mancher blieb stehen, um ihr nachzusehen, denn sie war noch immer von hoher Schönheit. Nur daß ihr goldiges Haar ein vollkommen farbloses Antlitz umrahmte, und daß ihre dunklen Augen in einem unstillen Feuer glühten.

Plötzlich blieb sie stehen. Sie war bei ihrer Wanderung bis zum Baronalpalast gekommen. — Was war es mit diesem? Wer wohnte dort? Sollte sie nicht zu einem gehen, der sie suchen wollte, der auf sie warten würde? Wer war das?

Sie besann sich; langsam, mit Anstrengung kam ihr das Gedächtnis zurück. In dem Palast wohnte einer von ihren alten Freunden, und ihr alter Freund hatte zu ihr gesagt: „Komm zu mir!“ Und sie, sie hatte ihm erwidert: „Ich komme.“ Nun, dann mußte sie auch zu ihm gehen.

.....
Sie trat durch das hohe Portal in den Hof und sagte zum Torhüter: „Ich will den Prinzen sprechen.“

„Was wollt Ihr bei dem Prinzen?“

„Sprechen will ich ihn. Geh sogleich und sage ihm, daß ich da sei.“

Sie sprach so gebieterisch und sah so schön und stolz aus, daß der Mann nicht wußte, was er denken sollte.

„Wer seid Ihr denn?“

„Sage dem Prinzen: die Clelia sei gekommen.“

„Die Clelia —“

„So heiß' ich! Eile dich! Ich habe nicht lange Zeit.“

„Nun, so wartet. Ich werde es dem Prinzen sagen.“

Clelia wartete. Nach kurzer Zeit kam der Mann zurück.

„Der Prinz kennt Euch nicht.“

„Kennt mich nicht? Er kennt die Clelia nicht!“

„Der Prinz sagte, er kenne Euch nicht. Die Prinzessin war gerade bei ihm. Da fragte er auch sie: ‚Kennst du eine Clelia?‘ Aber auch die Prinzessin kannte Euch nicht. Also geht.“

„Es ist gut. Ich gehe.“

Und sie ging langsam davon, ohne viel darüber nachzudenken. Wenn der Prinz sie nicht kannte, so war es gut. Sie hatte ihm versprochen, zu kommen, sie hatte ihr Wort gehalten, nun war es gut. Jetzt mußte sie die Nacht abwarten, um sich ins Haus zu schleichen und es zu tun. Sie wußte ganz genau, auf welche Weise.

Noch war sie keine hundert Schritte vom Palaste entfernt, als jemand ihr nachgegangen kam: der Kammerdiener des Prinzen. Als wäre sie eine alte Bekannte, redete der Mann sie an: „Ihr seid doch die Clelia?“

„Freilich bin ich die. Was wollt Ihr von mir?“

„Wie konntet Ihr zu dieser Stunde zum Prinzen kommen, ohne einen Vorwand zu finden!“

„Einen Vorwand?“

„Nun ja! Ich meine, Ihr versteht Euch darauf. Die Prinzessin ist eifersüchtig, und man meldete Euch beim Prinzen, als sie gerade bei ihm war. Wäre ich dagewesen, so würde es nicht geschehen sein. Aber ich kam zu spät.“

Dahiel der Konvertit

„Es ist gut. Grüßt den Prinzen von mir. Sagt dem Prinzen: die Elia hätte ihm versprochen, zu kommen, und sie wäre gekommen. Damit sei es gut.“

„Der Prinz erwartet Euch.“

„Wann?“

„Diese Nacht. Der ist verliebt! Ihr kommt doch?“

„Ich kann nicht kommen.“

„Wie? Warum nicht?“

„Ich muß diese Nacht mein Kind umbringen.“

„Seid Ihr toll?“

„So sagen die Leute. Gute Nacht.“

Gelassen ging sie weiter. Der Kammerdiener wollte ihr folgen, aber Grausen hielt den Mann zurück: wie sollte er das dem Prinzen mitteilen? Elia konnte diese Nacht nicht kommen, weil sie ihr Kind umbringen mußte.

Elia wanderte die Landstraße nach der Richtung von Arfoli dahin, bis es tiefe Nacht geworden war. Dann kehrte sie um und begab sich sogleich nach dem Hause, das still und dunkel dalag. Sie wußte, daß Lorenzo sich in der Weinschenke befand und daß das Haus bis zu seiner Rückkehr unverschlossen blieb. Das Kind lag bei der Großmutter, die einen leisen Schlaf hatte. Sie mußte behutsam zu Werke gehen.

Die ganze List des Wahnsinns kam über sie. Sie zog die Schuhe aus, schlich, kroch ins Haus, tastete sich zur Kammertür, öffnete diese, ohne das leiseste Geräusch zu machen — — Dort schlief die Großmutter, ihr zur Seite in seinem Bettchen das Kind. Vor dem Madonnenbilde brannte die ewige Lampe, und ein Strahl davon fiel gerade auf Angelikas Brust, als wollte das Licht, welches die Madonna umglänzte, dem Doldh der Mörderin den Weg weisen.

Auf den Knien rutschte die wahnsinnige Mutter zum Bette hin. Erst als sie dicht davor stand, erhob sie sich, sank indessen gleich wieder zu Boden, denn das Kind hatte sich geregt. Und jetzt — jetzt sprach es im Traum: „Ach, Mamma, Mamma, tu deiner süßen Angelika doch nicht so weh.“

Elia hielt den Atem an. Wenn die Großmutter erwachte! Aber halb im Schlaf, ohne den Kopf zu erheben, redete diese

dem Kinde zu: „Sei ruhig, meine Angelika; deine Mammina tut dir nichts. Deine Mammina ist zum guten Bruder Angelikus gegangen, der betet mit ihr und dann —“

Aber da war die Alte schon wieder fest eingeschlafen, und auch das Kind regte sich nicht mehr.

Wohl eine Viertelstunde wartete Elelia; dann, halb aufgerichtet, tastete sie nach dem Herzen des Kindes, fand die Stelle, wo es pochte, erhob sich, schaute starr auf den Fleck, den sie treffen wollte, und dann — mit einem einzigen Stoß —

Raum daß das Kind einen Seufzer tat.

Sie ließ den Pfeil stecken. Ihre Hand war von heißem Blut gebadet. Bis zu ihren Füßen rann es an ihrem Leibe herunter. Sie hob den kleinen Leichnam auf, wickelte ihn in die Decke und floh mit ihm aus der Kammer, blutige Spuren zurücklassend.

In dem leeren Bett des Kindes beschien der Strahl von der Lampe der Madonna eine dunkle Lache und auf den Steinboden rannen langsam, langsam schwere Tropfen herab.

★ 10 ★

Aus den Bekenntnissen

So habe ich denn mit der Hilfe des Herrn den eiteln und weltlichen Sinn jenes Weibes geläutert, gebeugt und dem Himmel zugewendet. Es war ein schweres Stück Arbeit. Doch habe ich nicht nachgelassen, gegen den bösen Feind sowohl in des Weibes als in meiner eigenen Seele zu Felde zu ziehen: je mehr er mir trostete, um so hartnäckiger setzte ich ihm zu. Ich habe aber recht die Schwäche des Fleisches erkannt; denn es ist nicht zu sagen, wie das Weib sich an ihre irdische Liebe klammerte, an ihren Mann und an ihr Kind, über denen sie Himmel und Erde vergaß. Und wenn ich dann bedachte, daß dieselbe Sünderin einstmals in schändlicher Leidenschaft für mich, der ich doch ein Gesalbter des Herrn war, entbrannt gewesen, so empörte sich mein Herz gegen sie, und mein Geist entbrannte in heiligem Feuer, in dieser verlorenen Seele das Licht der Erkenntnis anzuzünden.

Sie haben in ihrer Brust gewaltig miteinander gerungen: die

Dahiel der Konvertit

himmlische und die irdische Liebe — Gott und der Teufel. Eine Zeit lang bin ich jeden Abend bei Anbruch der Dunkelheit den weiten, beschwerlichen Weg von meiner Klause bis zur Anioschlucht gewandert; dort, in den Trümmern der Villa des heidnischen Kaisers, in dieser höllischen Wildnis, darin der wilde Geist des Scheusals Nero umgeht, habe ich auf Clelia gewartet. Kam sie dann, so haben wir zusammen inbrünstig gebetet, und ich habe in sie hineingesprochen mit aller Gewalt meiner Rede, bis sie vor mir sich zu Gottes Füßen wand, und ihre Seele wie Wachs ward, das im Feuer schmolz. Denn ich hatte das Wort gefunden, mit dem der Himmel mir Macht über sie gab: „Die Missetaten der Eltern sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“

Einmal berichtete sie mir, wie ihr Mann ihr Fortschleichen in der Nacht gemerkt hatte; sie hegte große Furcht, er möchte unsere heiligen Zusammenkünfte entdecken und selbige ihr verbieten. Da brachte ich ihr aus der Klosterapotheke ein Mittel, davon sie abends ihrem Mann einige Tropfen in den Wein schütten sollte, was sie auch tat, so daß sie fortan in aller Ruhe sich davon-schleichen konnte, bis ich das große Werk an ihr vollendet hatte. Sie leistete ein Gelübde, lediglich in geschwisterlicher Weise mit ihrem Gatten zu leben, und alles tun zu wollen, um die Seele ihres Kindes vor dem ewigen Verderben zu retten. Das war auch für mich eine gute Stunde. Eine Zeit lang sah ich sie darauf nicht, hörte indessen von ihr, daß sie einen überaus christlichen Lebenswandel führte, den ganzen Tag in den Kirchen betete und auch sonst mit aller Inbrunst zu sühnen und zu büßen trachtete. Daran erkannte ich recht, welche Macht über die Seelen der Menschen Gott mir verliehen, und ich ward frohen Mutes, denn Großes werde ich noch vollbringen.

Auch sonst geht es mir wohl. Mein Geist ist ein Simson und hat mit Riesenkraft das Fleisch überwunden. Mein Leib bedarf wenig. Will ich nicht in Schlaf verfallen, so wache ich, und will ich Trank und Speise entbehren, so hungere ich. Ich bin kein Körper mehr — ich bin ein Willen geworden.

Wissweilen beliebt es dem Himmel, mich zu versuchen. Der Himmel macht es alsdann wie Abt Evaristus, der mich häufig

Dahiel der Konvertit

zu seiner Tafel ladet und die leckersten Gerichte auftragen läßt: Fisch und Fleisch, süßen Wein und Gebäck. Indessen so heiß mein Verlangen auch sein mag, es hilft meinem klugen Abte doch nichts; nicht einmal, daß ich ihn merken lasse, wie ich darbe, während er schwelgt. Der Himmel zeigt mir das wunderschöne Weib, die Clelia, über deren Seele ich Gewalt besitze wie über meine eigene, und nach der ich nur meine Hand auszustrecken brauchte; aber wie glühend es mich auch danach gelüsten mag, es ergeht dem Himmel nicht anders als dem Abt. Ich denke, beide werden mit der Zeit ermüden, zu versuchen, mich meinem Willen abspenstig zu machen.

Wie ich es erwartete, hat Abt Evaristus in der Sache mit den Benediktinern nicht gegen mich gehandelt; der Ehre des Ordens und dem Ruhm seines Klosters zuliebe. Er hat noch mehr getan. Als die Benediktiner sich nach Rom wendeten, um wider mich Klage zu führen, ist Abt Evaristus selber nach Rom gegangen, daselbst im Vatikan mit seiner Person für mich zu zeugen. Er hat es auch durchgesetzt, daß die Benediktiner mit ihrer Klage zurückgewiesen wurden, und hat mir den apostolischen Segen des heiligen Vaters überbracht, worüber im Kloster ein großer Jubel gewesen. Auch berichtete er: ganz Rom wäre davon erfüllt, daß in einem sabinschen Kloster ein ehemaliger Jude Wunder täte und einen heiligen Lebenswandel führte, nicht anders wie Sanct Franziskus selber. Im Ghetto wüßte ein jedes Kind von Dahiel, dem Konvertiten.

Ich weiß indessen, daß der Haß des Mannes gegen mich gewachsen ist, riesengroß, und daß er nur auf einen Anlaß lauert, mich zu verderben. So bin ich denn auf meiner Hut.

Häufig geschieht es, daß Abt Evaristus mich in meiner Klause aufsucht, um mit mir über heilige Dinge zu reden, und jedesmal sind das Thema der Disputation die Juden, ihre Sündhaftigkeit und ihre Verdammnis. Um für meine Reden einen Zeugen zu haben, läßt er sich von einem Bruder begleiten; wir sitzen alsdann vor meiner Hütte auf den Felsblöcken unter den hohen Erikaustauden, und Abt Evaristus müht sich ab, dem Konvertiten Schlingen zu legen. Aber wenn er es arg treibt in seinem christlichen Eifer gegen die Feinde Gottes, so treibe ich es noch ärger

Dahiel der Konvertit

mit Verwünschungen und wütenden Reden. Wie könnte ich mich auch dagegen verschließen, daß die Juden schuld sind an großen Übeln, und es nicht anders verdienen, als von den Christen gehaßt und verachtet, angefeindet und verfolgt, gejagt und vernichtet zu werden.

Mehr und mehr lebe ich streng nach den Regeln Sankt Franziski, mehr und mehr erkennend, in welche Verkommenheit und Entartung der Orden meines lieben Heiligen geraten ist. Und dieses sei ihm gelobt: Franziskus verleihe mir die Macht, und ich werde den Willen und die Kraft haben, sein wankendes Heiligtum zu stützen und die Schwächer aus dem Himmel zu treiben; denn mehr und mehr beginne ich die Lüge und Heuchelei der Menschen zu hassen, wie auch mein Widerwille gegen die Welt von Tag zu Tag wächst. Und das ist gewiß: wollte Christus die Welt erlösen, so konnte er es allein auf eine Art vollbringen: indem er in der Welt alles menschliche Leben auslöschte. Denn ob Christ, ob Jude — erlöst wird die Seele des Menschen erst sein, wenn er vom Leben erlöst ist.

Es hat sich etwas begeben, was ich zu meiner Läuterung und Erhebung aufzeichnen will.

Ich sitze eines Abends vor meiner Hütte, als ich höre, wie auf dem steinigen Pfade jemand gegangen kommt; doch war es bereits zu finster, um erkennen zu können, wer es sei. Es wird eine Botschaft vom Abt sein, denke ich und kümmere mich nicht weiter um die dunkle Gestalt. Als sie mir nahe gekommen, setzt sie sich auf einen Stein und hebt zu reden an.

Es war aber kein Mönch, sondern das Weib Judäa aus dem Tal der Egeria. Sie sprach: „Da bin ich wieder.“

Ich entgegnete: „Was willst du von mir? Und warum kommst du nicht bei Tag in meine Hütte?“

Da sprach das Weib: „Bist doch auch du bei Nacht zu mir gekommen in die Anioschlucht nach dem Fest der Benediktiner und hast mir eine Botschaft aufgetragen. Da bin ich nun von Rom zurück, dir Bescheid zu bringen, kann aber wieder gehen so du mich nicht anhören willst.“

Damit stand sie auf. Ich rief ihr zu: „Bleib und sprich!“

Dahiel der Konvertit

„Ich war in Rom und im Ghetto und habe dort nach deinem Willen verkündigt, daß der Jude Dahiel ein großer Priester der Christen geworden sei, der Wunder tut und auf der Gasse gegen die Juden predigt.“

„Was haben sie im Ghetto dazu gesagt?“

„Sie haben gesagt: das Weib Judäa ist eine Lügnerin! Denn wir haben diesen Dahiel predigen hören im Tempel der Christen wider die Christen. Und sie hätten mich, die ich doch die Wahrheit sprach, am liebsten gestäupt und gesteinigt.“

Ich saß stumm und hörte auf die Worte der argen Frau. Diese fuhr fort: „Und weiter habe ich nach deinem Gebot getan. Ich habe mich in deiner Eltern Haus geschlichen, woselbst Hanna, deine Mutter, in schweren Leiden lag, und dein Vater Simeon als blöder Greis lebt. Ich habe ihnen gesagt, daß ich ihren Sohn Dahiel gesehen, auf den Gassen der sabiniſchen Stadt, den Christen predigend und Wunder vollbringend, und daß ihr Sohn Dahiel ein großer Heiliger und Prophet geworden, der umherzieht im Lande, Jehova lästernd und die Juden verfluchend.

Da hat deine Mutter jammervoll aufgeschrien und wie die anderen gerufen: ‚Das lügst du, Judäa, schändliches Weib! Das lügst du von meinem lieben Sohn!‘ Aber dein Vater Simeon, der kindische Greis, der dagesessen war wie einer, den der Herr geschlagen mit seinem Zorn, hat sich gewaltig aufgerichtet und ist dagestanden, als sei er aus dem Grabe gestiegen. Und er hat seine zitternden Arme ausgereckt und seine blöden Augen haben geleuchtet wie eine Flamme, die der Herr in seiner Seele entzündet; und er hat gelallt und gestammelt, bis die Worte mächtig aus seinem Munde hervorbrachen: ‚Was dieses Weib gesprochen, ist lautere Wahrheit gewesen. Also mußte es werden und also ist es geworden! Verderben ist ausgegangen von diesem meinem Erzeugten für Israel, und Verderben wird ausgehen von ihm für das Volk.‘

Als Hanna, deine Mutter, deinen Vater so reden hörte, ist sie dahingefahren voll Herzeleids in die Grube. Dein Vater aber ist von seinem toten Weibe hinweg in die Synagoge gewankt, hat dem Volke gepredigt zum letztenmal und darauf seine Seele ausgehaucht.“

Dahiel der Konvertit

Indessen ich ruhig sitzen blieb und in die Finsternis starrte, erhob sich Judäa, trat auf mich zu und schrie mich an: „Du sollst nicht töten, spricht der Herr. Ich sehe aber einen, welcher Vater und Mutter gemordet hat, und welcher wird wieder gemordet werden nach Gottes Willen und Befehl. Hüte dich, du Abtrünniger! Wie es ausgeht von dir, wird es zu dir zurückkehren.“

Sie wollte fortfahren gegen mich zu toben, aber ich winkte ihr, mich sogleich zu verlassen, und tat es mit einer Gebärde, daß sie mir gehorsamte und gleich einem bösen, unsauberen Geist sich hinweghob von mir.

Nun war ich allein, wollte etwas denken, indessen die schwarze Nacht lag auf mir wie die Schollen eines Grabes, das über einem Lebendigen zugeschüttet worden. Plötzlich faßte mich eine große Angst; es war mir, als wäre ich der einzige Mensch auf der Welt. Ich sprang in die Höhe und schrie gräßlich auf. „Herr! Herr!“ wollte ich ausrufen, aber ich schrie: „Vater! Mutter!“

Da entsetzte ich mich über die Namen, die ich wider meinen Willen genannt hatte, lief hinaus in die Nacht, strauchelte, stürzte hin, daß ich mit dem Kopf gegen einen Stein aufschlug. Obgleich ich ganz wohl bei Besinnung war, blieb ich doch liegen. Ich fühlte, wie das Blut über meine Wangen floss, und wie der Nachtwind über mich hinfuhr. Und ich mußte denken, daß sie, die mich geliebt hatten, nun auch so still dalagen wie ich. Aber das Rauschen des Nachtwindes hörten sie nicht mehr. Dann wiederum war mir's, als ob ich die Stimme meines Vaters vernähme, und dazwischen flüsterte die Mutter, wie sie zu tun pflegte, da ich ein Knabe war. Mein Vater Simeon redete streng und strafend zu mir, doch meine liebe Mutter tröstete mich.

Dann fiel mir ein, daß ich die, welche mich erzeugten, hatte verfluchen müssen.

Warum verfluchen?

Weil sie Juden gewesen.

Und ich ein Christ —

Ich erinnerte mich, daß ich über mein Christentum manches gedacht hatte, was unchristlich war: droben auf dem Berge. Aber damals war ich ein großer Sünder und durch das Leben in der Wildnis gleich einer Bestie geworden. Und wenn ich auch bis-

Dahiel der Konvertit

.....
weilen immer noch durch allerlei bestialische Gedanken in Versuchung geführt wurde, kannte ich jetzt diesen Höllengeist und erwehrte mich seiner mit aller Macht. So auch in dieser Stunde.

Aber wenn es doch wahr wäre? — Die Juden haben den Gottessohn gekreuzigt und sind darum verdammt in alle Ewigkeit! Sie haben kein seliges Auferstehen, sondern leiden unendliche Qualen. Ich aber ward Christ. Und da ich ein Priester bin und fast einem Heiligen gleichgeachtet, so werden meine Sünden mir wohl vergeben werden, so werde ich vermutlich dereinst das ewige Leben haben und bei denen sein, die zur Rechten Gottes sitzen. Meine Eltern aber, die mich liebten und die ich mordete, sind als Juden und Ungläubige gestorben, werden daher verdammt und bleiben verdammt, während ich selig bin.

Denn es könnte doch sein, daß alles so wäre, wie es geschrieben steht —

Meiner im Unglauben dahingefahrenen Eltern gedenkend, packte mich Entsetzen. Ich schrie laut auf und fuhr in die Höhe. Der Tag graute. Mir war's, als sei das Antlitz der Erde ein Totengesicht.

Ich ging den Pfad zum Kloster; mein Körper war steif, und meine Glieder schmerzten heftig, so daß ich mich kaum von der Stelle brachte; meine Seele schien mir ein ewiges Grab zu sein, darin die eingefarrt lagen, welche mir das Leben gegeben hatten. So gelangte ich zum Kloster, woselbst ich mich ohne weiteres zum Abt begab, der in seinem Gemach seine Morgenandacht hielt. Als der Hochwürdige meiner ansichtig ward, fuhr er erschrocken von den Knien auf.

„Was willst du von mir?“

Und er begann am ganzen Leibe zu zittern, nicht anders, als ob ich gekommen wäre, ihn zu ermorden. Ich wußte jetzt aber, daß der Abt Evaristus mich fürchtete. Auf seine Frage erwiderte ich ihm: „Ich hege nichts Übles gegen Euch im Sinn.“

Er darauf, immer noch voller Mißtrauen: „Was ist geschehen? Dein Gesicht blutet, und du siehst aus, als hättest du jemandem ein Leides zugefügt.“

„Das habe ich auch.“

„Gott sei dir gnädig! Was hast du getan? Du willst mir gewiß Beichte ablegen. Komm in die Kirche. Aber geh du voraus.“

Ich blieb ruhig stehen.

„Würde ich die Untat, die ich vollbracht, Euch im Beichtstuhl bekennen, so müßtet Ihr darüber schweigen, wo Ihr doch am liebsten nach Rom ginget, um daselbst auf dem Petersplatz meine Schuld auszurufen. Tut es immerhin! Wißt, daß ich die getötet habe, welche mir das Leben gegeben.“

Aber der Ehrwürdige meinte: „Das Fieber redet aus dir. Du hast wieder einmal zu streng gefastet und zu scharfe Pönitenz getan. Geh zurück in deine Zelle, lege dich nieder und genieße etwas; ich will den Bruder Eusebius mit Mitteln zu dir senden. Es tut nicht gut, mit Gewalt heilig und Gott wohlgefällig werden zu wollen. Das merke dir.“

Darauf teilte ich dem Abt in gelassenen Worten den Tod meiner Eltern mit, und woran sie gestorben waren: an Jammer und Trübsal und gebrochenem Herzen; und ich bat den Hochwürdigen, für die Seelen meiner Eltern Messen zu lesen. Abt Evaristus fuhr mich heftig an: Ob ich von Sinnen wäre, die heilige Kirche durch solches Verlangen zu lästern! Wie für tote Juden Messen gelesen werden könnten? Es sei meine Schuld, wenn meine Eltern in die ewige Verdammnis gefahren: warum hätte ich sie nicht zum Christentum bekehrt? Nun könnte ihren Seelen nicht mehr geholfen werden.

Bei solchen Reden des Abtes packte mich von neuem der Gedanke: Wenn es doch wahr wäre? Es könnte doch wahr sein! — Da warf ich mich vor dem Abt nieder, flehte und schrie ihn an, faste sein Gewand, bat und bettelte; nicht anders, als wäre ich wirklich um meinen Verstand gekommen. Aber ich wollte ja nur eine einzige Messe! Endlich mußte ich wieder gehen.

Nun wußte ich zwar sehr wohl, daß der Abt gar nicht anders handeln konnte, als mit meinem Begehren mich abzuweisen; dennoch trug ich es ihm nach, wie wenn er an mir ein tödliches Unrecht begangen hätte. Es sollte ihm gedacht werden.

Viele Tage tat ich nichts anderes, als daß ich für die Seelen meiner, die ewige Verdammnis erleidenden Eltern den Himmel anschrte. Meine Knie sind wund, meine Gliedmaßen steif davon, und ich nahm in dieser ganzen Zeit nur so viel Nahrung zu mir,

Dahiel der Konvertit

.....
als hinreichte, mich am Leben zu erhalten. Seit meiner Verbannung auf dem Felsengipfel habe ich kein solches jammervolles Dasein geführt. Trotzdem ich dies alles für die Seelen der von mir so oft verfluchten Eltern getan, weiß ich doch, daß Gott in dieser Sache nicht anders denken wird, wie Abt Evaristus darin denkt: sie sind als Juden gestorben und werden als Juden verdammt sein. So kann ich ihnen denn nicht helfen. Aber es strift mit meinen Verstand; ich möchte aufschreien gleich einem wilden Tier und mir das Haupt an einem Felsen zerschmettern, wenn ich bedenke, daß ich ihre Seelen hätte erretten können von dem ewigen Verderben, indem ich hingegangen wäre, so lange sie noch lebten, und hätte sie zu Christen gemacht. Ich würde es sicher vollbracht haben; denn ich hätte nicht eher abgelassen, in sie hineinzuschreien, als bis sie mich gehört und erhört haben würden: erfuhr ich doch genugsam, daß der Herr, seitdem ich einen ihm wohlgefälligen Lebenswandel führe, mir große Gewalt über die Gemüter verliehen. Wahrlich, mit Engelszungen würde ich zu meinen Eltern gesprochen haben; Wunder hätte ich vollbracht kraft meiner Liebe, meines Schmerzes, meines Glaubens. Nun ist's damit vorbei. Jene arge Sünderin vermochte ich dem Himmel zu versöhnen, und meine Eltern ließ ich zur Hölle niederfahren, darin ich sie sehen werde, wenn ich sitze zur rechten Hand Gottes, ohne daß ich ihnen einen Tropfen aus dem Born göttlicher Gnade spenden könnte, der für sie nicht strömt. Wehe mir! Dann wird meine ewige Seligkeit ewige Verdammnis sein. O ich Verfluchter!

Das muß ich doch aufschreiben; denn es zeugt davon, wohin die Hand Gottes einen Menschen führen kann. Zuerst lief es mir kalt durchs Gebein, da ich bedachte, daß der Herr sich meiner Hand bedient hatte, um dieses Weib in die Nacht des Wahnsinnes zu leiten; jezt habe ich das Grauen überwunden, denn ich bin nichts anderes als ein Werkzeug, welches der Herr zu dem verwendet, wozu es ihm gut dünkt: ich vollbringe die Arbeit; wozu diese dient und frommt, das ist nicht meine Sorge, und geziemt mir auch nicht, darüber zu sinnen und zu grübeln. Wahrlich, die Kirche Christi tut wohl, wenn sie ihren Dienern als erstes und vornehmstes Gebot das Geheiß gibt: du sollst nicht denken!

 Indem es wahrlich keine ärgere Sünde gibt, als viele Gedanken zu haben. Auch in dieser Sache, in welcher ich seinerzeit schwer gestrevelt habe, befinde ich mich nun auf dem rechten Wege.

Also: die Elelia ist von Sinnen gekommen und hat in diesem Zustande ihr Kind umgebracht, damit die Missetaten der Mutter an dem Kinde nicht heimgesucht würden, wie ich dem Weibe gesagt hatte, daß es geschrieben stünde, und daß es geschehen würde. Die Elelia ist selber zu mir gekommen, um mir zu sagen, ihr Kind sei nun selig geworden.

Es war in der Nacht. Ich lag in meiner Einsiedelei auf dem Boden, der nun bereits seit vielen Jahren mein Bett ist, schlief und träumte: die Madonna, die ich innigst angefleht hatte, für die Seelen meiner Eltern Fürbitte zu tun, stünde an meinem Lager. Sie hielt den Jesusknaben im Arm, sah streng und zornig auf mich herab und schalt mich heftig, daß ich sie hatte verleiten wollen, für solche verdammten Seelen zu bitten. Darüber erwachte ich. Meine Klausel füllte heller Schein — das Mondlicht, wie ich allmählich begriff, und an meiner Ruhestätte stand ein Weib mit einem Kinde im Arm. Ich erkannte sie nicht sogleich, bis sie mich anredete.

„Du bist es, Elelia!“ rief ich. „Ich glaubte, es sei die Muttergottes mit dem Jesusknaben. Was suchst du mit deiner Tochter bei mir?“

Da sagte sie mit leiser, ruhiger Stimme: „Das Kind ist tot. Ich bringe es dir, damit du dich mit mir über den Tod des Kindes freuen sollst. Die Madonna wollte es sich nicht holen, da mußte ich es zur Madonna schicken. Freue dich nur recht darüber.“

Ich war aufgesprungen und voll Grauens aus der Hütte gegangen, denn Elelia hatte die Thür offen gelassen. Sie folgte mir, und als sie, vom Monde hell beschienen, vor mir stand, sah ich ihr weißes Gesicht, und daß sie über und über mit Blut bedeckt war; desgleichen das Kind. Als das Weib mein Entsetzen wahrte, schalt sie mich und rief in einem fort: „Aber so freue dich doch, du mußt dich freuen! Um uns Dreien, dir und mir und dem Kinde, eine Freude zu machen, habe ich es ja nur getan. Sieh, wie schön meine Angelika blutet.“

Nachdem ich mich gefaßt und ihren Zustand begriffen hatte, versuchte ich, ihr den blutigen Leichnam zu nehmen. Aber sie

Dahiel der Konvertit

.....
wollte ihr totes Kind nicht hergeben, drückte es heftig an sich, bedeckte es mit Küffen und Liebkosungen, gebärdete sich so unsinnig, daß alle meine Worte vollständig machtlos waren, und ich auf etwas anderes sinnen mußte; denn ich gedachte, die Wahnsinnige zu schützen, damit sie nicht als Mörderin dem Gesetz verfiel, welches für ein solches Verbrechen die Todesstrafe zuerkannte. Auch hätte die Sache ein übles Gerede gegen mich, der ich doch an dem Tod des Kindes gänzlich unschuldig war, erregen können. In dieser Not fiel mir die Höhle in dem Felsengipfel ein, und daß ich dort die Unsinnige eine Weile verborgen halten könnte, bis ich eine andere Unterkunft für sie gefunden hätte. So redete ich denn eifrig in sie ein, mit mir zu gehen, wozu sie sich auch willig zeigte, wenn ich ihr nur das Kind ließ. Ich besackte mich eiligst mit allerlei Sachen und wir gingen.

An diese Nacht will ich denken, so lange ich lebe. Ich allein in der Felsenöde mit der wahnsinnigen Mutter, die das von ihr gemordete Kind trug. Wo es anging schritt ich voraus und hörte sie hint mir tolle Reden führen und mich immerfort antufen, ich sollte mich freuen! Denn damit ich mich freuen sollte, hätte sie es ja nur getan. Häufig mußte ich ihr dicht zur Seite bleiben, Sorge tragend, sie möchte mir entweichen oder in den Abgrund stürzen. An solchen gefährlichen Stellen des Weges hieß ich sie vorausgehen und sah sie dann vor meinen Augen mit ihrer blutigen Bürde langsam durch die graue Dämmerung dahinschreiten; und ich mußte denken, wie sie gewesen war, da ich sie zum erstenmal erblickt hatte: halb noch ein Kind und doch schon mit verlorener Seele, in schimmernde Seide gehüllt, mit Blumen und Perlen geschmückt, aus einer silbernen Schale Süßigkeiten naschend, zu Füßen den jungen, bleichen Menschen, dem sie sich mit Leib und Seele verkauft hatte. Und jetzt schritt sie in solcher Weise mit mir durch die Felsenwildnis, zu der Höhle über dem Abgrund, in welcher ich als auffässiger, frevelhafter Mönch, Priester und sündhafter Mensch so lange gelebt hatte, bis auch ich die Hand des Herrn an meiner Seele rütteln verspürft.

Glücklich erreichte ich mit der Wahnsinnigen die Grotte auf dem Felsengipfel. Ich legte die mitgenommene Decke an den nämlichen Platz, wo auch mein Lager gewesen, stellte den Krug

Dahiel der Konvertit

mit dem gewässerten Wein und das Brot nieder und redete sie darauf an, sie herzlich bittend und streng vermahnend, in der Höhle zu verharren, bis ich wieder nach ihr sehen würde, was in Bälde geschehen sollte; dann würde ich ihr eine bessere Unterkunft antweisen können. Sie verstand mich ganz wohl und sagte: ich sollte nur gehen, es gefiele ihr recht gut im Grabe, nur wäre es sehr kalt. Da hüllte ich sie in die Decke, worauf ich nochmals versuchte, ihr die Leiche des Kindes zu nehmen. Aber gleich begann sie zu rasen. Ich ließ also von ihr ab, gab ihr zu trinken und brach für sie von dem Brote; sie nahm es indessen nicht. Als ich sie verließ, kauerte sie mit dem Kinde unter dem Kreuz, an dessen Stamm sie sich mit geschlossenen Augen lehnte. Da schlich ich mich fort.

Des Weibes Gatte war bei mir. Zuerst erschrak ich heftig. Nicht weil ich mich fürchtete, oder weil der Mann gegen mich gerast hätte; vielmehr entfetzte ich mich über seine gänzliche Ruhe, welche sogar mir, der ich doch den Menschen abgestreift habe, schier unmenschlich erschien. Er kam zu mir, als ich gerade meine Andacht verrichtete, blieb bescheidenlich an der Tür stehen und sagte zu mir, der ich bei seinem unerwarteten Anblick in die Höhe fuhr, in aller Gelassenheit: „Verrichtet in Frieden Eure Gebete, ehrwürdiger Bruder, ich kann mit meinem Anliegen warten, bis Ihr dem Himmel gedient habt.“

Ich forschte: „Was begehrt Ihr von mir?“

„Ich wollte Euch nach meinem Weibe fragen.“

Daß er darum gekommen war, wußte ich gleich, durfte es mir indessen nicht merken lassen, wie ich denn überhaupt — um des Weibes willen — nicht verraten durfte, daß ich von allem, was in dem Hause des Lorenzo geschehen war, Kenntnis besaß. Also wiederholte ich voller Staunen seine Frage: „Ihr wolltet mich nach Eurem Weibe fragen?“

„Ja. Ob Ihr wißt, wo es ist?“

Da fuhr ich auf: „Soll ich Eures Weibes Hüter sein?“

Der meinte voller Ruhe und Gelassenheit: „So wüßtet Ihr es nicht?“

„Nein.“

Dahiel der Konvertit

„Es wäre Euch auch nicht bekannt, daß mein Weib aus meinem Hause entwichen ist?“

„Nein.“

„Und was mein Weib begangen hat?“

Ich zum drittenmal: „Nein.“

„So muß ich es Euch denn sagen.“

Darauf berichtete er mir den Wahnsinn seines Weibes und den Mord seines Kindes, ohne ein Beben in seiner Stimme, ohne daß er eine Miene verzogen hätte. Gräßlich war aber auch, wie ich seiner Erzählung zuhören mußte, mit allen Zeichen des Grauens und Entsetzens: um seines Weibes willen! Als er geendet hatte, mußte ich den Mund öffnen, um dem unseligen Manne etwas zu sagen. Ich wollte ihm Trost zusprechen und von der Gnade Gottes reden, aber er unterbrach mich gleich anfangs.

„Davon schweigt!“

Er sagte das mit einer Stimme und einer Miene, daß ich wohl still sein mußte. Darauf fragte er mich noch einmal: „Ihr wißt also in Wahrheit nichts von meinem Weibe?“

Das versetzte mich in Zorn: „Geh! Euch steh' ich über nichts mehr Rede.“

Er trat hart an mich heran, mit einem Blick, als ob er mich ermorden wollte, erhob seine Hand gegen mich, der ich nicht vor ihm zurückwich. Da ließ er den Arm sinken, seufzte tief auf, trat von mir fort, wendete sich zum Gehen. Nicht ohne Erbarmen mit ihm zu fühlen, fragte ich ihn: „Was wollt Ihr tun?“

Er blieb stehen und schaute mich an: „Suchen will ich sie. Wollt Ihr mir helfen?“

„Ich will für Euch beten, für Euch, für Euer unseliges Weib.“

„Das wird uns nützlich sein: Fürbitte von einem solchen Heiligen wie Ihr seid! — Also Ihr wollt mir wirklich nicht suchen helfen?“

„Mein armer Terenzo, wer weiß, wohin der Himmel Euer Weib geführt hat.“

„Erinnert Ihr Euch, daß Ihr für mein Weib gleich dem Erlöser und Heiland gewesen seid?“

„Davon will ich nichts hören.“

„Das glaube ich wohl; aber ich sehe doch, daß Ihr Euch

Dahiel der Konvertit

.....
noch daran erinnert. Dann ist's gut, dann habe ich Euch nichts mehr zu sagen. Lebt wohl.“

„Ich will Euch meinen Segen geben.“

Nochmals blieb er stehen.

„Ihr meint wohl Euren Fluch? Den trage ich auf mir seit dem Tage, an welchem Ihr als heiliger Mann in mein Haus getreten seid.“

Damit ging er und ließ mich in großen Nöten zurück. Herr! Herr! Herr! Als ob ich einst die Menschen nicht heiß geliebt, als ob ich nicht ihr Bestes gewollt hätte, als ob ich um meiner Liebe zur Menschheit willen mich nicht hundertmal im Geiste hätte kreuzigen lassen?!

Dann mußte ich aber doch darauf bedacht sein, wie ich das Weib vor dem Manne weiter verborgen halten könnte. Denn es war zu befürchten, daß er der Mörderin seines Kindes ein Leides antun würde; auch war es meine christliche Pflicht, der Wahnsinnigen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Nach reiflicher Erwägung schien mir das Beste zu sein, wenn das Leben der wahnwitzigen Mutter der göttlichen Mutter des Herrn zum Opfer gebracht würde. Ich kannte nämlich ein Kloster der Ursulinerinnen, welches in tiefer Abgeschiedenheit nahe bei Arfoli liegt, und dessen Äbtissin mich über Gebühr verehrt. Bevor ich mich indessen nach dem Heiligtum auf den Weg machte, trieb es mich zu dem Felsengipfel hinauf.

Wie würde ich die Elelia finden?

Ich bin dem Hochwürdigen begegnet auf dem Wege zur Grotte, im Morgengrauen. Er redete mich an: „Was tust du hier oben auf dem Berg zu dieser Stunde?“

Dieselbe Frage hätte ich an den Abt richten können — und wahrlich mit besserem Rechte. Ich hielt indessen an mich und versetzte bescheidenlich, daß ich Verlangen getragen, mich in der Einsamkeit zu ergehen. Der Abt meinte und mich wollte bedünken, daß er es in einem besonderen Tone sagte: „Du willst gewiß hinauf zur Felsenhöhle?“

Trotzdem diese Frage mich wie ein Blitz durchzuckte, erwiderte ich mit aller Gelassenheit: „Was sollte ich in jenem Kerker tun?“

„Vielleicht willst du daselbst deine Morgenandacht verrichten oder die Sonne aufgehen sehen. Ein Heiliger von deiner Art trägt häufig seltsame Gelüste.“

Darauf schwieg ich, und der Hochwürdige ging seines Weges; aber er blieb nochmals stehen und schaute aus nach mir, der ich hinter einen Stein getreten war. Plötzlich packte mich eine jähe Angst — um des Weibes willen. Ich wandte mich nach einer andern Richtung und kehrte erst nach einer Weile um, häufig und mit aller Vorsicht um mich blickend. In der Höhle fand ich die Elelia, halb erstarrt von der Kälte, aber noch in ihrem alten Zustand: den Leichnam des Kindes in den Armen. Sie erkannte mich, nannte mich ihren „lieben Bruder Angelikus“ und erzählte mir von den Himmelsfreuden ihres gestorbenen Kindes. Ich fuhr sie hart an: ob sie die Höhle verlassen hätte, oder ob jemand bei ihr gewesen wäre. Sie erwiderte mir: Nein, niemand sei bei ihr gewesen. Hestig vermahnnte ich sie, sich nicht von der Stelle zu rühren, sonst würde man ihr das Kind nehmen. Darauf versprach sie mir unter Schluchzen und Wimmern alles zu tun, was ich von ihr verlangen würde.

Wenn der Hochwürdige in die Höhle gekommen wäre, das blutige Weib mit dem Leichnam des Kindes gefunden hätte, und wenn die Wahnsinnige auch zu ihm von ihrem lieben Bruder Angelikus geredet hätte — —

Ich verließ sie. Heute noch will ich hinüber nach Arfoli.

Die Ursulinerinnen wollen die Elelia bei sich aufnehmen und gegen jedermann über sie schweigen. Morgen nacht bringe ich sie hinüber.

Nochmals bin ich in der Wildnis dem Hochwürdigen begegnet. Er war ganz allein.

Abt Evaristus wird vermißt. Da ich für lange Zeit nicht zum Aufzeichnen kommen werde — ich muß für die Seelen meiner Eltern beten — so gedenke ich, diese Schriften an einem heimlichen Ort niederzulegen. Vielleicht auch, daß ich sie vernichte, denn sie dienen zu nichts. Doch könnten sie eines Tages für mich Zeugnis leisten über das unselige Weib, die Elelia, die sich

.....
jetzt bei den Ursulinerinnen befindet und an deren Untaten ich keinen Anteil habe.

Wäre nur erst Abt Evaristus zurückgekehrt! Es wird ihm doch kein Unglück widerfahren sein? Der Mann liebte es, gleich mir die Wildnis und Felsenberge zu durchwandern — ganz allein. Wie oft bin ich nahe daran gewesen, in eine schauerliche Liefe zu stürzen.

Nur noch dieses: Abt Evaristus ist tot. Sie haben ihn in einem Abgrund gefunden, grauenhaft verstümmelt. Ich befand mich unter denjenigen, die ausgezogen waren, den Vermissten zu suchen; ich zuerst sah ihn. Es war ein gräßlicher Anblick, so daß ich laut aufschreien mußte.

Wen werden sie zum Abte wählen — —

Sie wählten mich.

* II *

In Rom war eine pestartige Krankheit ausgebrochen, an der in wenigen Tagen viele Hunderte starben.

Das Volk geriet in einen Aufruhr, als ob der Feind vor den Thoren stünde. Wilde Gerüchte tauchten auf und verbreiteten sich im Flug durch die ganze Stadt. Nachts wurden vermummte Gestalten gesehen, welche vor den einzelnen Häusern kurze Zeit stille standen, verweilten, dann weiter wandelten und welche niemand aufzuhalten wagte. Am Morgen fand man hier und dort geheimnisvolle Merkmale, und in den so bezeichneten Häusern brach nach wenigen Stunden die schreckliche Krankheit aus, häufig sämtliche Bewohner hintreffend.

Ein allgemeiner Aufschrei des Schreckens und der Wut: die Juden hielten den Römern die Pest an.

Sie stürzten zum Ghetto, drangen in die Häuser, mißhandelten Frauen und Kinder; sie ergriffen die Ältesten und Vornehmsten, schleppten sie durch die Volksmenge bis auf den Quirinal, vor den Palast des Papstes.

Bei diesem Ausbruch des Volkshasses wurden manche der

* 411 *

Ebräer getödet, manche von der Brücke Quattro Capi in den Strom hinabgeworfen.

Der Papst sollte verurteilen, verdammen; selbst der Papst konnte die Juden nicht schützen. Um das Volk zu beruhigen, ließ der heilige Vater Verhaftungen vornehmen und erteilte den Befehl zur Ausweisung mancher Familien. Diejenigen, welche sein Gebot traf, verließen die Stätte, wo ihr Geschlecht seit Jahrhunderten als Parias gelebt hatte, unter Wehklagen, wie wenn sie Jerusalem verließen. Sie zogen zu den Ausgestoßenen, zu den Verachteten und Verworfenen ihres Stammes — zu den Juden im Thal der Egeria.

Diese empfingen die Vertriebenen, von denen sie sich gemieden und verabscheut wußten, nicht nur ohne jeden Hohn, sondern mit lautem Jammer über das Schicksal ihrer Glaubensgenossen. Der ganze Stamm der Steppenbewohner zog den Ausgewiesenen bis zum appischen Thor entgegen; die Weiber hatten ihren Schmuck von sich getan, und die Männer gingen unbedeckten Hauptes.

An der Spitze des Zuges schritt, schwer auf einen Stab sich lehrend und mühsam sich aufrecht haltend, ein Jude, noch jugendlichen Alters, aber mit den Spuren langen Siechtums an seiner gebeugten, hageren Gestalt und auf dem bleichen Gesicht. Aber seine Augen waren voller Glanz und um seinen Mund lag der Ausdruck eines mächtigen Willens. Neben Mose ging ein Weib von unsäglichlicher Holdseligkeit, voll ängstlicher Sorgfalt die schwankenden Schritte des Führers bewachend und diesen von Zeit zu Zeit liebevoll stützend. Sie sprachen leise miteinander.

Myrrha sagte: „Es war recht, daß du meiner Mutter gebotest, im Lager zu bleiben, obwohl sie dir eine bessere Stütze gewesen wäre als dein Stab.“

Mose erwiderte: „Der Anblick deiner Mutter Judäa hätte ihnen, denen wir entgegenziehen, eine Demütigung bereitet. Deine Mutter besitzt einen wilden Geist, der sich nicht bezähmen kann: Kränkung, die ein Jude erfährt von einem Juden, soll sein gleich Spreu, welche vom Winde verweht wird. Du bist sanfter geartet.“

„Ich habe nicht erduldet, was meine Mutter erduldet hat.“

Mose verharrte dabei: „Wenn ein Jude mich ins Gesicht schlägt, so schlage ich nicht wieder, sondern ich vererbe dem

Dahiel der Konvertit

Juden um des Fluches willen, der auf allen ruht, welche unseres heiligen Stammes sind. Erhebt aber ein Christ seinen Arm gegen mich, so zermalme ich, wenn Gott den Christen in meine Hand gibt, sein Herz um des Hasses willen, der zwischen Juden und Christen ist, und der wahren wird bis in die Ewigkeit.“

Myrrha seufzte; ihr Mann hörte es und meinte mit herber Stimme: „Du freilich gedenkst voller Holdseligkeit eines Christen, und wäre dieser Christ auch ein Jude gewesen und unser Todfeind geworden.“ Und da Myrrha zu diesem Vorwurf schwieg: „Ich sage dir aber, es wird die Zeit kommen, wo wir abrechnen mit ihm, dem du vergeben hast. Dann hüte dich, für ihn zu bitten.“

Jetzt erreichte der Zug das Stadttor, zu dessen beiden Seiten er sich aufstellte, die Juden aus dem Ghetto zu erwarten. Diese kamen, von Häschern geführt und gefolgt von denen, die zurückbleiben durften. Jammergeschrei ertönte. Hinter den Ausgewiesenen wurde das Tor der Stadt, darin die Pest wütete, geschlossen. Krachend schlug es zu.

Nun zogen die vertriebenen Juden in Gemeinschaft mit den von ihnen verachteten Ebräern ihrer neuen Wohnstätte zu, welche die wilde, sumpfige Steppe war. Mose befand sich mitten darunter, mit einer Miene, als ob dieser Tag die Feier der Vereinigung von ganz Israel wäre. Myrrha sprach mit ihrer sanften Stimme den Frauen Mut und Trost ein. Sie hatte einer kranken Mutter den weinenden Säugling abgenommen und schritt, das Kind an ihre Brust drückend, den Verbannten voraus, so feierlich, als trüge sie ein hehres Heiligtum. Unberührt von dem Jammer der Großen hatten die Kinder sich zusammengefunden. Voller Freude über die neuen Spielgefährten liefen sie vom Wege ab in die frühlingegrüne, blumige Steppe hinein, in deren Wunder die junge Brut der Wildnis ihre neuen Kameraden, welche niemals aus den engen, feuchten Gassen der Judenstadt herausgekommen waren, voller Stolz einführte. Angelangt in der Senkung des egerischen Tales, empfing Judäa die neuen Bewohner der Steppe. Sie wollte ausbrechen im Gefühl des Triumphes und der gesättigten Rache; aber ein gebieterischer Blick Moses bändigte das leidenschaftliche Weib, daß es vor ihren gedemüthigten Feinden schweigend zur Seite trat.

Dahiel der Konvertit

Raum hatten die Vertriebenen sich notdürftig angesiedelt, als von Rom der Befehl kam: alle Juden, welche widerrechtlich vor den Thoren der Stadt lagerten, hätten den Ort zu verlassen und davonzuwandern — zum mindesten dreißig Meilen weit! Und es dürften ihre Hütten und Lagerstätten angetroffen werden „an keinem Orte, wo Christen wohnten“.

Diesesmal erhoben die Ebräer kein Jammergeschrei. Im Lager blieb es still; eine dumpfe Verzweiflung hatte sich aller Gemüther bemächtigt.

Indessen die Frauen zu der weiten Wanderung rüsteten — binnen drei Tagen mußte auch der letzte Jude aus der Umgebung Roms gewichen sein — traten die Männer zur Beratung zusammen. Wohin sollten sie ihre Schritte lenken? Ob nach Süden oder Norden, ob nach Westen oder Osten — wo auch über ihnen der Himmel sich wölbte, allerorten hatten sie unter sich die Erde, auf der sie unstill und flüchtig einherwandern mußten. Und wären sie tausend Meilen weiter gezogen, immer blieb der Fluch an ihnen haften, den keiner von ihnen verschuldet hatte, und der doch sie alle traf.

Sie wußten sich nicht Rates.

Da trat Mose vor. Er schaute hinüber, wo jenseits des grünen Meeres der Steppe das Felsengebirg aufstigte, eine gewaltige steinerne Mauer, leuchtend im Glanz des Tages, mit silberhellen Gipfeln und Graten, darauf der tiefblaue Himmel zu ruhen schien. Und Mose sprach: „Ich will euch eine Stätte weisen, an der sollt ihr Frieden haben, so elend sie auch sonst sein mag. Wollt ihr mir folgen?“

Alle schauten auf ihn und riefen: „Mose soll uns führen!“

Die Männer verkündigten ihren angstvoll harrenden Frauen: „Morgen früh wandern wir.“

Von allen Seiten hieß es: „Wohin?“

Aber die Männer meinten: „Mose wird uns führen.“

Mose schwankte an seinem Stab durch das Lager; die Weiber drängten sich heran und riefen ihm zu, ihnen zu sagen, wohin er sie zu führen gedächte. Er erwiderte: „Nicht in ein Land, darinnen Milch und Honig fließt, wohl aber an eine Stätte, wo ihr Frieden finden werdet.“

Dahiel der Konvertit

Abseits von den Frauen stand Judäa, schweigend herüberschauend. Mose, als fühlte er ihren Blick, wendete sich ihr zu, schaute ihr in die Augen und begab sich, von den anderen hinweg in die Grotte, welche vom Volk nach der Nymphe Egeria genannt wird. Dort quoll unter einem zertrümmerten marmornen Frauenbilde ein schwacher Wasserstrahl hervor, langsam in ein mit Schilf und Lilien gefülltes Becken niederrieselnd, auf dessen Rand Mose sich ausruhte. Er saß gebeugten Hauptes, in tiefen Gedanken, und blickte nicht auf, als jemand zu ihm in die Grotte trat; er wußte, wer ihm nachgegangen war.

Judäa näherte sich dem Einsamen, blieb stehen und sagte, ihre Stimme dämpfend: „Ich weiß, wohin du uns führen wirst.“

„Und du willst den anderen sagen, daß sie mir nicht dahin folgen sollen. Vielleicht hören sie auf dich!“

„Vielleicht. Ich kenne dich; es liegt kein Stein in deinem Wege, über den du dir nicht Gedanken machst — was denkst du dir dabei, daß du uns in die Nähe führen willst von einem, der unser aller Feind ist?“

Mose sah auf.

„Solltest du, von der sie sagen, du läsest in den Seelen der Menschen, meine Gedanken nicht kennen?“

„Nein.“ Dann sprach sie langsam und feierlich: „Frieden hast du dem Volk der Flüchtigen und Verfolgten verheißt — siehe zu, daß dein Wort nicht zu schanden wird.“

Mose rief: „Er soll sein Volk, das er verlassen hat, vertrieben sehen von jenen, welchen er sich angelobt. Unter seinen Augen wollen wir unsere Hütten bauen und dem Herrn dienen, den er verleugnet hat. Er wird uns geächtet und elend sehen und unser Anblick wird an seinem Herzen nagen, bis es sein Herz zerfressen hat. Sehen werden wir ihn in hohen Ehren und gleich einem Heiligen geachtet, und sein Anblick wird uns, die wir unserem Gotte getreu sind, gleich Himmelsmanna sein. Denn in seiner Seele tobt der Kampf, wir aber werden den Frieden haben, den ich euch verheißt.“

Judäa erwiderte: „O Mose, Mose, der du um deines Hasses willen dein Volk in eine Wüste führen willst! Über den Stein auf deinem Wege machst du dir Gedanken, aber das Herz der

.....
 Menschen kennst du nicht. Und wenn der Mann, von dem die Christen sagen, daß er ein Heiliger sei, in seinem Herzen ein frommer Jude geblieben wäre, er würde dennoch unser Todfeind sein müssen — eben um seiner christlichen Heiligkeit willen! Dein Herz aber kenn' ich! Du willst uns, die du liebst, zu jenem führen, den du hassst, um ihn durch unseren Anblick zu zermalmen; denn je jammervoller er uns sieht, um so herrlicher wird unsere Rache sein. Hüte dich! Wir sind müde vom Leben und möchten rasten; daran denke; dein ist die Verantwortung.“

Damit verließ sie ihn.

Als Mose allein war, rang er mit sich und bestand einen schweren Kampf, aus dem dieser starke Geist nicht als Sieger hervorging.

In der Nacht stahl sich Myrrha von ihres Vatters Seite und verließ leise die Hütte, welche in dem Gemäuer einer weitläufigen Ruine errichtet stand. Die Hunde, von denen die Ansiedlung der Ebräer bewacht wurde, begrüßten die liebliche Herrin des Lagers mit einem Freudengeheul, sprangen gleich einer Schar weißer, zottiger Unholde an der schlanken Gestalt empor, dieselbe mit ihren unbändigen Liebkosungen beinahe zu Boden reißend. Eine Weile duldete Myrrha ihre wilden Freunde, ermahnte sie schließlich zur Ruhe und ging dann langsam ihres Weges. Die Sterne leuchteten, daß sie die Stätten ihrer Kindheit, welche sie zum letztenmal durchwandelte, in einem milden Schimmer erblickte, und so blieb das Bild ihrer wilden Heimat in Myrrhas Seele.

Sie erstieg den Hügel, an dessen Fuß die Ansiedlung der Jungengemeinde lag; auf der Höhe angelangt, erstreckte sich die Flur unter ihr wie Schneefelder, weiß von Lagetten. Myrrha ging bis zur Gräberstraße und wandelte auf dieser dem Gebirg entgegen.

„. . Da wir noch Kinder waren und von der Welt nichts wußten, schritten wir oft diese Straße zwischen den Reihen der Gräber dem schönen Gebirge zu. Jeden Morgen kam er den weiten Weg gelaufen, vom Ghetto bis hieher, wo die Tochter des veremten Volkes auf ihn wartete. Wenn er sie sah, leuchteten seine Augen. Das Mädchen war dem Knaben lieber als Vater und Mutter, als Himmel und Erde. Wenn er mich aber fragte: „Hast du mich lieb?“ so verstand ich ihn nicht.

Wenn er mich jetzt fragen würde — —

Jetzt ist er ein großer Priester der Christen, und ich bin eines jüdischen Mannes Weib.

Wie eine vom Stamme Asera würde ich sterben müssen, wenn ich liebte.

Wie ist mir nur, Herr, Herr, wie ist mir nur? Seitdem ich eines Mannes Weib geworden, trage ich es in mir wie eine Flamme, die mich verzehrt, und die ich nicht löschen kann, und überfluteten mich auch alle Wasser des Himmels. O Mose, Mose, was hast du mir angetan mit deinem Kusse . . .“

Das junge Weib preßte die Hand auf ihr Herz, seufzte jammervoll und fuhr fort, vor sich hin zu reden: „. . . Sie hassen ihn und fluchen ihm: er habe sein Volk verraten, seinen Glauben abgeschworen, seinen Gott verlassen. Als wüßten sie nicht, warum er also getan: aus Liebe, aus herrlicher, heiliger Liebe! Weil er sein Volk liebte und eine seines Volkes, um sein Volk und eine seines Volkes zu erlösen. Als wüßte ich nicht, wie elend er ist, und daß jemand kommen müßte, ihn zu erlösen durch heilige Liebe.

Herr, Herr, was ward aus mir! Ich bin einer Jüdin Tochter und eines Juden Weib, und sehne mich nach herrlicher und heiliger, nach erlösender Liebe!

Und möchte sterben darum . . .“

Sie hob ihr Antlitz auf, streckte beide Arme empor, als ob sie die so heiß von ihr ersehnte Liebe — als ob sie den Tod von dem gestirnten Himmel herabziehen wollte. Sie flüsterte: „. . . Ich weiß, daß du Qualen leidest. Aber wenn ich zu dir käme und mein Haupt an deine Brust legte und dich auf den Mund küßte — ach, wie würde dir dann so wohl sein, wie wärest du dann so selig, so erlöst! Was kümmert es mich, daß du Christ bist, und ich Jüdin bin, was kümmert es mich, daß du Himmel? Wenn wir nur die Liebe haben . . .“

Endlich wandte sie sich und ging zurück, langsam, wie in tiefer Ermattung. Beim Grabmal der Metella blieb sie stehen. Immer noch befand sich in dem mächtigen Bau der Spalt, durch den sie in ihrer Kinderzeit mit dem Freunde eingedrungen war in die düstere Wohnung der Toten. Sie schloß die Augen. Da sah sie sich selbst sitzen unter dem Marmorarkophag, von dem die

.....
 Bildnisse der im Tode vereinigten Gatten auf sie herabglänzten. Sie hatte den Schoß voller Strahlen, daraus sie für Dahiel einen Kranz winden wollte. Aber sie konnte den Glanz nicht haschen. Mit einem Seufzer erwachte sie aus ihrem Traum. Traurig ging sie weiter.

Ehe sie in die Tiefe zum Lager hinabstieg, suchte sie die Stelle auf, wo damals am Rand des Steineichenhains ihr Freund und Mose vor ihren Augen miteinander um ihr Leben gerungen. — Wenn ihr Gatte die Gedanken seines Weibes in dieser Nacht wüßte, so würde er in der nächsten sie erwürgen. Aber nicht mit einem Laut hätte sie ihn um ihr Leben gebeten.

Es war noch tiefe Nacht, als Myrrha in die Hütte zurückkehrte und sich an ihres Mannes Seite niederlegte. Mose schlief unruhig, sprach im Traum, seufzte, murmelte, griff wild um sich.

„. . . Wenn er es wüßte, so würde er mich töten.“

Aber es graute ihr nicht; und bald war sie fest eingeschlafen.

* 12 *

Mit dem Aufgang der Sonne zogen die Juden fort. Zum letztenmal buken die Frauen an den alten Feuerstätten die Gerstenkuchen, zum letztenmal schöpften sie aus dem Quell der heidnischen Nymphe. Dann schütteten die Frauen Asche über die verglimmenden Kohlen, und alle traten zusammen, um an diesem Platz zum letztenmal zu dem Gott ihrer Väter zu beten. Zu den Zeiten des heidnischen Kaisers Titus hatte der Herr die ersten ihres Stammes in diese Wildnis geführt — in der Zeit des christlichen Apostelfürsten führte er die letzten davon: aus der Öde in die Öde. Der Name des Herrn sei gelobt!

Jetzt beluden sich die Frauen mit der Habe, die Kinder trieben das wenige Vieh zusammen, die Männer griffen zu den Wanderstäben; darauf ein einstimmiger Abschiedsruf, dem eine tiefe Stille folgte. Und so, stumm, in tiefem Schweigen, zogen sie von dannen.

Sie wanderten über die Steppe, der leuchtenden Sabina entgegen. Mose hätte seinen Stab am liebsten von sich geworfen, und wenn Judäa oder Myrrha ihn stützen wollten, so wies er sie leidenschaftlich zurück: was das für ein Führer wäre, der eines

 Führers bedürfte? Das erste Nachtlager ward zu Füßen des Gebirges in den schönen Wildnissen der Hadriansvilla aufgeschlagen.

Am nächsten Tag drangen sie über Livoli in die Sabinerberge ein; noch einmal nächteten sie im Thal in der Nähe einer menschlichen Wohnstätte. Es war am Morgen des dritten Wandertages, daß die Ebräer die letzte Hütte, den letzten Ölbaum sahen.

Gehorsam dem Gebot, welches ihnen befahl, nicht in den fruchtbaren Liefen sich niederzulassen, stiegen die Juden die unwirtlichen Höhen hinan, ohne Murren ihrem Führer in die Steinwüste des Felsengebirgs folgend: der Herr, welcher die Vögel unter dem Himmel ernährte, würde in der Öde für sein Volk Quellen rieseln lassen und den Seinen die Stätte weisen, wo sie sprechen durften: „Hier laßt uns Hütten bauen!“ Wie beschwerlich daher auch der Weg, wie trostlos der Ausblick auf kahle Grate und Gipfel auch war, kräftig schritten die Männer aus, klaglos schleppten die Weiber ihre Bürden weiter, und die laute Wanderlust der Kinder wurde auch in dem schauervollen Schweigen der Bergwildnis nicht still.

Selbst Moses mächtigem Willen war es nicht möglich, seinen kranken Leib über diese jähen Wände und schroffen Hänge zu bringen. Bornig ergab er sich. Voll Grimm ob seiner Schwäche, mußte er es über sich ergehen lassen, getragen zu werden. Sein Weib, das ihm voller Hingabe Dienste leisten wollte, wurde zu den anderen Frauen geschickt; nur Judäa durfte an seiner Seite bleiben. Sie gab mit gedämpfter Stimme die Richtung an; von Zeit zu Zeit fragte er in seiner Ungeduld: „Sind wir immer noch nicht angelangt?“

Und häufig mußte er die Antwort vernehmen: „Noch immer nicht.“

Die Sonne neigte sich ihrem Niedergang, als Judäa den Trägern gebot, still zu stehen. Sie deutete über ein weites Steingefilde: „Dort liegt das Kloster!“

„Wo?“

„In der Liefe, unterhalb jener Felsen. Dieser Berg ist bereits Klostergut.“

Mose ließ sich niedersetzen und seinen Stab geben. Er gebot den Juden: „Lagert hier und wartet auf mich.“

Auch Judäa und Myrrha, die ihn begleiten wollten, mußten zurückbleiben: „Ich will allein gehen!“

Mühsam stieg Mose über Klippen und durch Geröll weiter

und gelangte auf eine mit den Trümmern eines Bergsturzes bedeckte Hochebene. Die Felsblöcke hatten sich von den jähren Wänden gelöst, von denen die Halde auf der einen Seite begrenzt und zugleich gegen das Ungestüm der Nordwinde geschützt ward, der auf diesen unwirklichen Höhen wahrhaft schreckenenerregend tosen mußte. Mose gewahrte und bedachte alles. Die gewaltigen Blöcke betrachtend, sagte er sich, daß, wenn an dieser Stätte eine Ansiedlung entstehen sollte, dieselbe vor einem zweiten Bergsturz sicher sein würde. Wie leicht war es hier Häuser zu bauen! Man hatte nur nötig, die Steine aufzuheben.

Er blieb stehen und schaute um sich.

Im Winter mochte hier droben eine eisige Kälte herrschen, desto kühler mußte es im Sommer und wahrhaft herrlich im Frühling und Herbst sein! Vor der Winterkälte konnte man in den Häusern sich schützen; die meisten von denen, welche ihm gefolgt waren, wußten nicht, was es heißt, ein eigenes Dach über ihrem Haupte zu haben, sondern waren ihr Leben lang gleich den Tieren der Wildnis. — Wie wurde es mit dem Holz, dessen sie bedurften? Nirgends sah Mose einen Baum oder Strauch. Wozu waren die Weiber und Kinder da? Diese mochten in die Tiefe bis zum nächsten Buschwald niedersteigen; in einer Stunde konnten sie drunten sein. Dort gab es Holz genug.

Wo aber Weide hernehmen für das Vieh?

Ringsum erblickte Mose nur Fels und Geröll. Indessen tiefer drunten waren die Juden kurze Strecken über kräftigen Grasswuchs gewandert und von den Gipfeln zogen sich an einigen Stellen Furchen hernieder, die in frischem Frühlingsgrün leuchteten. Das war etwas für die Kinder! Da konnten sie klettern nach Herzenslust. Was die tiefer gelegenen Weideplätze anbetraf, so mußte um dieser willen freilich beim Kloster angefragt werden. Nun, bitten wollten die flüchtigen Juden. Voller Demut wollten sie die geistlichen Gebieter dieses Felsenreichs angehen dem vertriebenen Volk in der Öde bleibende Stätte zu gewähren, für ihren Herd Feuer, Weide für ihr Vieh, und Friede für die Menschen. Weniges sollte gefordert, aber um das Wenige gebeten werden, als wären es Reichthümer und Wohlthaten.

Mose selbst wollte den Bittgang tun, und sein Weib sollte ihn

Dahiel der Konvertit

begleiten, sonst niemand — niemand sonst sollte sehen, wie Mose
Halarki sich vor den Mönchen demütigte.

Noch fehlte zu einer Ansiedlung das Nötigste und Röstlichste:
das Wasser.

In diesem Augenblick gewahrte Mose unmittelbar zu seinen
Füßen ein natürliches Felsenbecken, bis zum Rande mit einer
dunklen, stillen Flut gefüllt. Mit dem ganzen Leibe warf sich
Mose vor dieser natürlichen Zisterne nieder und schlürfte in langen,
durftigen Zügen von dem Naß, das rein und kühl schmeckte. Eine
Weile blieb er noch in heißem Gebete liegen, wunderbar erquickt
und gestärkt erhob er sich dann. Ihm war, als hätte er die
Stimme des Herrn vernommen: „Hier sollt ihr Hütten bauen!“

Und Mose antwortete dem Herrn: „Ja, hier werden wir
Frieden finden!“

Eine große Ruhe zog in seine Seele, welche so lange Zeit im
Sturme gebebt hatte; mit verdoppelter Umsicht prüfte er die
Stätte, die ihnen, den Geächteten und Ausgestoßenen, der Herr
gewiesen. Er ging über die ganze Hochebene hin bis an ihr
Ende, wo sie sich gegen eine graue Felsenmasse zu lehnen schien;
doch dicht vor ihm öffnete sich eine grausige Tiefe, darüber er
auf weit vorspringender Klippe stand.

Der Abgrund begrenzte die eine Seite der Hochebene, auf
der andern mäßigte sich allmählich die Steile des Absturzes und
das Felsenplateau sank vielfach zerrissen, als ein langer Wall
von Bergtrümmern und Klippen in eine enge Schlucht hinab,
an deren Ende hohes graues Gemäuer aufragte: das Kloster!

Mose stand und blickte unverwandt hinunter. — In jenem
Hause, das einem Heiligen der christlichen Kirche geweiht war,
lebte einer, den er von allen Menschen am meisten geliebt hatte,
einer, von dessen edlem Geist er für sein unterdrücktes und ver-
achtetes Volk große Dinge erhofft hatte; als Christ lebte Dahiel
Sarfadi unter Christen, dem Heiligen und Wundertäter, welchem
er diente, beinahe gleich geachtet.

Und von jenem Abtrünnigen sollte die Schar der Verbannten
die neue Heimat als Gnadengeschenk empfangen, aus jenem
Hause des Feindes seines Volkes sollte für Mose und die Seinen
der Friede kommen — —

.....
Es dämmerte, als Mose zu dem harrenden Volke zurückkehrte:
„Schlagt das Lager auf! Wasser findet Ihr drunten.“

Und er beschrieb den Frauen den Ort, wo die Zisterne lag. Dann gebot er den Kindern: „Tummelt euch! Schaut dort droben in den Rinnsalen das Gras. Davon holt für das Vieh. Ich will sehen, wer am schnellsten zurück ist.“

Da liefen sie. Judäa und Myrrha gingen mit den Frauen, die das Wasser holten. Während die Weiber mit den jungen Leuten rüsteten, was für eine nächtliche Lagerung notwendig war, berief Mose die älteren Männer und sprach zu ihnen: „Groß ist die Gnade des Herrn! Er beschert uns feste Wohnstätten für unsere Leiber und Frieden für unsere Seelen. Hier ist niemand, der uns von diesem Ort vertreiben wird.“

Und da die Männer sich unruhige Blicke zuwarfen und mit Widerreden anheben wollten, setzte Mose ihnen auseinander, wie er für die kleine Schar das Leben in der Wildnis sich dachte — falls ihnen vom Kloster die Stätte überlassen würde. Die meisten sollten Handel treibend das Land durchziehen, die Zurückbleibenden Sorge tragen für den Ort, für Feuerung und Weide; einige der Frauen konnten vielleicht schon im nächsten Jahre am Webstuhl sitzen.

Mose sprach mit so viel Macht und Klarheit, daß die Männer ihm einstimmig beistimmten und beschloßen, wenn die Mönche es ihnen gestatteten, bleiben zu wollen.

Aber außer Mose und Judäa wußte noch immer niemand, wer es war, den die vertriebenen Juden flehentlich bitten sollten, ihnen in der Öde eine Wohnstätte zu geben; hatte Mose es doch nicht einmal seinem jungen Weibe anvertraut.

Während Myrrha diese Nacht von wirren Traumbildern gequält ward und mehreremal bangvoll aufseufzte, hatte Mose einen Schlummer, fest und friedlich, wie der Leidende ihn seit Jahren nicht gekannt. Er schlief bis in den hellen Tag hinein, so daß sein Weib ihn wecken mußte; denn die Männer wollten wissen wer mit ihm zum Kloster hinabsteigen sollte, dort die schwere Bitte zu tun. Mose entschied: „Niemand von euch geleite mich, ich gehe allein! Da der Weg beschwerlich ist, so mag mein Weib Myrrha mich stützen.“

Diese war sogleich bereit. Judäa wollte mit ihrer Tochter

 gehen; aber Mose trat dazwischen, sie gebieterisch hinwegwinkend.
 Ein Blick der Frau warnte ihn: „Hüte dich!“

Und Moses Augen erwiderten: „Wovor soll ich mich hüten?
 Sie ist eine Jüdin, deine Tochter und mein Weib.“

Als bald gingen die beiden. Die Zurückbleibenden standen und
 schauten ihnen nach, bis die schwankende Gestalt ihres Führers
 und das liebliche Frauenbild an seiner Seite zwischen den Trüm-
 mern des Bergsturzes verschwunden waren.

Die Gatten gingen stumm nebeneinander. Begraben flogen
 auf, flatterten vor ihnen her und kreisten krächzend über ihren
 Häuptern, aus den Schluchten stiegen Nebel in die Höhe, dichtes
 Gewölk umwallte das Alpengefilde. Darüber erglänzte hell der
 Morgenhimmel.

Mose unterbrach das Schweigen. Der Klang einer Menschen-
 stimme tönte so geisterhaft in dieser leblosen Natur, daß Myrrha
 zusammenschrak. Mose sagte: „Traurig ist die Stätte, wo wir
 unsere Hütten zu bauen hoffen, aber sie ist der rechte Ort für
 unser Volk; denn öde gleich diesem Felsenlande ist das Leben
 unseres Volkes. Und nichts Wonniges, nichts, was Freuden bereitet
 oder lieblich erscheint, ist darinnen. So aber soll es sein, wo wir sind
 und weilen. Nun bist du anders geartet wie ich, mit dem du doch
 ein Leib und ein Geist bist. Mich freut diese Öde. Es ruht auf
 ihr der Fluch, den wir auf uns tragen. Du aber weißt wenig
 davon, denn deine Seele ist friedlich und lind. Gern weißt du
 auf sanften Fluren, brichst Blumen und lauschest den Liedern der
 Vögel. Du liebst, was schön ist und einen holdseligen Anblick
 gewährt — wie wirst du leben können unter diesen schrecklichen
 Gipfeln, zwischen diesen starren Wänden und Felsstrümmern?“

Mose blieb stehen. Er hatte in tiefer Bewegung, mit leiser,
 weicher Stimme gesprochen; jetzt sah er sein Weib an, beinahe
 angstvoll, mit leidenschaftlicher Liebe. Myrrhas schöne, stille
 Augen begegneten den seinen, und ihre Blicke sagten: „Wo es
 auch sei, ich werde an deiner Seite leben, denn ich bin dein
 Weib, und ich kenne meine Pflicht — unsere Pflicht kennen wir
 jüdischen Frauen alle.“

Aber Mose verstand die stumme Sprache nur zum Teil; die
 Blicke seines Weibes bekundeten ihm nur ihre Unterwerfung

Dahiel der Konvertit

unter seinen Willen. Sich zu ihr neigend, flüsterte er ihr zu: „O Myrrha, weile ich an deiner Seite, so höre ich über mir die Federn des Libanon rauschen und vernehme heiligen Gesang aus dem Hohen Liede, und liebliches Saitengetön.“

Und er küßte sie heftig auf den Mund. Myrrha ließ es geschehen, starr vor sich hinblickend, regungslos, einem Steinbilde gleich. Dann gingen sie weiter. Nun wies Mose ihr das Kloster, zu dem sie hinunterstiegen, und sprach: „Da ich im Eichwald schon das Messer nach ihm zückte, tratest du zwischen mich und sein Leben. Ich aber sage dir: für ihn wäre es besser gewesen, du hättest zu jener Stunde nicht am Rand des Haines gestanden; denn ich gedente ihn jetzt tödlicher ins Herz zu treffen, als wenn ich ihm damals das scharfe Messer in die Brust gestoßen hätte. Und diesmal sollen deine Augen mich nicht daran verhindern.“

Myrrha durchlief ein Zittern.

„Von wem redest du?“

„Von einem, der dir lieb war, denn er war schön anzuschauen und hatte als Knabe eine überaus liebliche Seele.“

„Dahiel!“

„So war sein Name. — Laß uns gehen.“

„Dort hinunter?“

„Er soll in jenem Hause ein großer Heiliger sein; ihn werden wir daher ansehen müssen. Und wir wollen es in aller Demut und Ergebenheit, wie es Leuten unseres Glaubens geziemt, wenn sie von Christen Gunst und Gnade erbitten. Vielleicht, daß wir Knien müssen vor ihm. — So komm!“

Aber Myrrha stand und schaute starren Blicks in die Tiefe. Mose mußte sie hart anrufen. Da belebte sie sich und folgte ihrem Manne, langsam, mit seltsam schleichenden Schritten, als sei sie plötzlich todmüde geworden.

Sie stiegen den wilden Abhang hernieder, ohne ein Wort zu sprechen. Ein lebhafter Wind hatte sich erhoben, der den Nebel aus den Schluchten trieb, so daß die beiden von dem jagenden Gewölk häufig ganz eingehüllt wurden.

Als sie beim Kloster anlangten, war niemand zu erblicken. Aber sie hörten nahes, eintöniges Psalmieren, ließen sich vom

 Klänge leiten und kamen zur Klosterkirche, deren Türen weit offen standen. Aus dem sonnigen Tag blickten sie tief in die hohen dämmerungsvollen Wölbungen hinein, als sähen sie in eine große Gruft.

Die Mönche begingen ein feierliches Hochamt. Schwarze Behänge umhüllten Säulen und Mauerwerk; auf hohem Postament war ein Katafalk errichtet, dessen düstere Pracht der Schein zahlreicher Kerzen bestrahlte, und den Weihrauchwolken umbrauten. Flor verschleierte die höchsten Heiligtümer auf dem Altar, den Chor füllten die Mönche; und auf dem Stuhl des Abtes saß, mit lauter, rauher Stimme die Totengebete lesend, ein Mann, so bleichen Gesichts, die Züge so starr, daß er für die prunkvoll aufgepußte Leiche des Gestorbenen hätte gelten können, dem diese Totenklage galten.

„Siehst du ihn?“ raunte Mose seinem Weibe zu. „Er ist ihr Hohepriester geworden! Freue dich mit mir; je gewaltiger seine Macht, um so herrlicher ist unsere Rache. Ich wollte, er hätte eine dreifache Krone auf dem Haupt, und wir müßten seine Füße küssen. Aber auch so wollen wir uns vor ihm bis zum Boden neigen.“

Er stand und sah nichts mehr als das Gesicht seines Todfeindes, vor dem er sich demütigen wollte wie vor seinem Herrn und Gott. Auch Myrrha blickte unverwandt hin. Zuerst voll Entsetzen, beinahe voll Grauen; dann füllten sich ihre Augen mit Tränen, die ihr den Anblick des Freundes ihrer Kindheit verdunkelten und langsam über ihre Wangen niederrollten.

Nun war die Feierlichkeit zu Ende, es ward still. Die Mönche erhoben sich von ihren Sätzen und entfernten sich, einer nach dem andern. Nur der Abt blieb zurück.

Mose und Myrrha betraten die Kirche; der Abt gewahrte sie nicht.

Er war aufgestanden, hatte sich vor dem Katafalk niedergeworfen, und schien gänzlich in inbrünstiges Gebet versunken. Aber kaum glaubte er sich allein, als er aufsprang, von dem Katafalk zurückwich und da stand, mit geballten Händen, verzerrten Zügen, in den Augen ein Leuchten wie von ausbrechendem Wahnsinn.

Es war in diesem Augenblick, daß er des Juden und seines Weibes sichtbar wurde; er stieß einen gellenden Schrei aus, taumelte, drohte niederzustoßen. Doch er bezwang sich, stand und blickte

.....
 die beiden an, als sähe er Geister. Nach einer Weile versuchte er zu reden, vermochte jedoch kein Wort über die Lippen zu bringen.

Mit unermesslichem Triumph schaute der Jude auf den vornehmen christlichen Priester. Gleich darauf sank er gleichsam in sich zusammen, seine Züge nahmen den Ausdruck tiefster Demut an. Sich bis zur Erde neigend, sagte er mit leiser, ängstlicher Stimme: „Bischöfliche Gnaden bitten wir um Vergebung. Obgleich wir rändige Juden sind, traten wir, ich und mein Weib, in dieses christliche Heiligtum, und wir haben Bischöfliche Gnaden erschreckt durch unsern unchristlichen Anblick, da Bischöfliche Gnaden einsam und inbrünstig mit Gott dem Herrn sprachen und beten wollten für die Seele dieses Gestorbenen. Ich und mein Weib, wir bitten Bischöfliche Gnaden um Vergebung.“

Der Jude schwieg, neigte sich wiederum tief vor dem Abt und harrete gebeugten Rückens einer Antwort. Des Abtes Lippen bewegten sich, aber es kam kein Ton aus seinem Munde; dennoch hatte Mose seinen Namen flüstern hören.

Er tat jedoch, als sähe er den Abt zum erstenmal in seinem Leben. Eine Weile wartete er auf die Auredede des heiligen Mannes; dann begann er von neuem, noch demütiger und angstvoller: „Ich bitte Bischöfliche Gnaden, mir und diesem Weibe zu vergeben. In Rom, in der jüdischen Stadt, steht ein christliches Heiligtum, welches die Kirche zum heiligen Engel genannt wird; in diese werden die Ebräer jeden ersten Sabbath eines Monats von den Christen getrieben; so und so viele Männer, Frauen und Kinder. Und ein christlicher Priester predigt dem Volke der rändigen und stinkenden Juden das Evangelium, auf daß jene Gottlosen und Verfluchten sich bekehren vom scheußlichen Heidentum und selige Christen werden. Darum vergebt mir und diesem Weibe, die wir freiwillig in dieses Heiligtum traten, um Bischöfliche Gnaden in unserer Not anzugehen mit lautem Flehen und von Bischöflicher Gnaden in unserer Not Worte zu hören der Milde und Weisheit.“

Und er schwieg wiederum, wiederum lange Zeit auf Antwort wartend. Endlich kam es stammelnd, mit heiserem Ton aus dem Munde des Abtes: „Was willst du von mir erbitten?“

Dabei sah er zum erstenmal das blasse Weib an, welches

 hinter dem Manne stand und aus starren, geisterhaften Augen auf den Priester blickte.

„Wenn Bischöfliche Gnaden —“

Dhne seine Blicke von dem Weibe abzuwenden, sagte der Abt, die Worte mühsam, wie mit gelähmter Zunge hervorstoßend: „Gib mir nicht einen Namen, der mir nicht gebührt, und sprich nicht so demütig zu mir: ich bin nur ein armseliger Priester.“

Aber er, der sich so nannte, stand da, umleuchtet von dem Goldglanz seines Ornaments. Der Jude schien denn auch von der Majestät dieses „armseligen Priesters“ völlig überwältigt zu sein. Voll knechtischer Unterwürfigkeit rief er in pathetischem Ton: „Der Herr möge Eurem Haupte Gnade schenken, daß es sich erhebe über alle Häupter der Christenheit, und ausgehe von diesem Haupte ein Glanz wie von der Sonne. — Da ich an diesem heiligen Ort, vor diesen heiligen Ohren sprechen darf, so vernehmt: Ich bin der Jude Mose Halarci, ein armer, vom Herrn geschlagener Mann, und diese Frau ist mein Weib Myrtha, eine Tochter der Ebräerin Judäa, und wir gehören zu dem Stamm der Juden, welchen die Römer die Juden vom Tale der Egeria nennen —“

Der Redner machte eine Pause und schielte in die Höhe nach dem Anltz des Abts, der gerade vor sich hinblickte. Jetzt reckte dieser den Arm mit großer Anstrengung, als höbe er eine Last und winkte dem Juden, weiter zu reden. Gleich darauf sank sein Arm schlaff an seinem Körper herab.

Der Jude sprach weiter: „Nun sind wir aber vertrieben worden, wir und unsere Weiber und unsere Kinder —“

Da fuhr der Abt auf: „Vertrieben — Wer vertrieb euch?“

Vor Demut sich beinahe krümmend, erwiderte der Jude: „Der Papst ließ die räudigen Juden vertreiben, viele aus dem römischen Ghetto und alle Bewohner des Tales der Egeria.“

Der Abt lallte: „Warum ließ der Papst euch vertreiben? Was habt ihr verbrochen, daß er euch vertreiben ließ? Rede, Jude!“

„In Rom herrscht die Pest. Die Römer schreien: ‚Das haben uns die Juden angetan!‘“

Mose hörte des Priesters keuchenden Atem und hielt den seinen an. Kaum, daß er sich bezwingen konnte, nicht grell aufzulachen.

Langsam sprach der Abt: „Und der Papst meint auch, was die Römer meinen?“

„Meint es auch.“

Ein langes Schweigen entstand. Des Weibes Blicke bohrten sich in die Augen des Abtes, der ein Stöhnen erslickte. Endlich fuhr Mose fort: „Und so wurden die Juden vertrieben. Dreißig Meilen weit sollen sie wandern, in keinem Tale dürfen sie Hütten bauen. Der Herr, unser Gott, aber lenkte unsere Schritte diesen Bergen zu, und gebot uns, in diese Wildnis zu ziehen. Und nun sind wir da, ich und mein Weib, und die anderen unseres Volkes. Sie rasten droben in der Öde, ihrer sechzig. Ich und mein Weib aber, wir stiegen hernieder, Euch anzusehen, uns in der Öde haufen zu lassen; denn dort oben ist die Stätte, wo der Herr uns befiehlt, Hütten zu bauen. Gewährt uns Zuflucht und spendet uns Frieden.“

Und der Jude warf sich dem Abt zu Füßen.

Dieser ließ ihn liegen. Er sah ihn kaum; er sah nichts als das leichenblasse, wundervolle Antlitz des Weibes, ihre in Todesangst auf ihn gerichteten flehenden Blicke, ihre beschwörend erhobenen Hände: „Tu's nicht! Weise uns fort! Um Gottes willen, laß uns nicht bleiben, wo du bist! Hörst du mich? Dahiel! Dahiel!“

Da er sie nicht zu verstehen schien, flüsterte sie ihm zu: „Nein! Nein!“

Endlich kam Leben in des Priesters Gestalt. Er trat einen Schritt zurück. Den knienden Mose hieß er nicht aufstehen: er wendete sich ab und sprach: „Wartet auf mich!“

Er verließ durch den Chor die Kirche. Als die Pforte hinter dem Abt sich schloß, erhob sich Mose von den Knien. Mit ersticktem satanischem Frohlocken flüsterte er: „Niedergefallen wäre er vor uns, wenn wir ihn nur hätten kennen wollen. Aber daß ich zu ihm sprach, als hätten meine Augen ihn niemals gesehen, das hat seine Seele zermalmt. Laß uns preisen den Herrn, denn er ist ein gewaltiger und herrlicher Gott, der seine Feinde schlägt mit der Schärfe seines Zorns.“

Er wendete sich zu Myriha: „Du bist doch auch vor ihm auf den Knien gelegen?“ Ich sah mich nicht um nach dir. — Was machst du für ein Gesicht? Du sollst frohlocken und

Dahiel der Konvertit

jubeln: denn wir haben ihm, der unsere Herzen gleich wie mit
Messern getroffen hat, das Herz zermalmt.“

Mit zuckenden Lippen sagte Myrrha: „Er wird uns nicht
bleiben lassen.“

Mose murmelte: „Er wird, er wird! Von dem tiefen Sturz,
den er vor unseren Augen getan, muß er sich wieder erheben
vor unseren Augen; er wird uns zeigen, daß sein die Macht
ist; er wird uns bleiben lassen.“

Da warf sich Myrrha auf die Knie, streckte mit einer Ge-
bärde des Jammers beide Arme aus und tat einen Laut, der
wie ein Angstschrei klang: „Was tust du?“ rief Mose sie an.

„Den Himmel rufe ich an, Erbarmen zu haben, daß wir von
neuem wandern müssen, von neuem suchen müssen nach einer
Stätte, wo wir in Frieden rasten können. Denn Fluch liegt auf
diesem Ort und Fluch wird für uns davon ausgehen.“

Mose antwortete nicht; sein Gesicht war fahl geworden, seine
Hände ballten sich wie im Krampf. Schwankenden Schrittes trat
er auf sein Weib zu und spähte mit einem schrecklichen Blick in
ihr aufgehobenes Gesicht. Eine lange Weile blieben sie so. Plöz-
lich warf sich Mose auf sie, drückte ihr Haupt in den Nacken und
raunte mit röchelndem Atem: „Du bist mein Weib und —“

Die Stimme versagte ihm. Myrrha aber sprach: „Und ich
liebe diesen Christen. — Löte mich!“

Zuerst war es, als ob er es tun wollte: sie in dem Heiligtum
der Christen mit seinen Händen erwürgen! Dann ließ er ab
von ihr und sagte langsam und laut: „Leben bleiben magst du,
mein Weib bist du länger nicht mehr!“

Sie regte sich nicht. Stumm und ergeben empfing sie ihr
Urteil: leben zu bleiben.

Da hörten sie Stimmengemurmel. Mose gebot der Knienden:
„Steh auf!“ Und als sie in ihrer demütigen Stellung verharrte, wild
und drohend: „Du sollst nicht knien vor ihm!“ Er riß sie in die
Höhe. Denselben Augenblick öffnete sich die Pforte des Chors.

Den Abt an der Spitze kamen die Mönche. Einige murrten
laut, andere zeigten düstere Mienen und warfen dem Juden
und seinem Weibe feindselige Blicke zu; aber auf dem blassen
Anflitz des Abtes lag der Ausdruck eines unbeugsamen Ent-

.....
 schlusses. Als die Erregung der Mönche auch in der Kirche sich nicht verringerte, herrschte er ihnen zu: „Ihr schweig! Ich will es so.“

Es ward still. Langsam schritt der Abt vor und wandte sich zu den Juden: „Ihr mögt bleiben; ich schütze Euch. — Jetzt geht!“

Dankend warf sich Mose vor dem Abt nieder. Aber er sprach nichts. Dann erhob er sich und verließ die Kirche, ohne sich umzusehen, ob sein Weib ihm folgte. Auch draußen kümmerte er sich nicht um sie, sondern setzte seinen Weg allein fort. Als das Kloster hinter ihm lag, strauchelte er plötzlich und wäre hingefallen, wenn Myrrhas Arme ihn nicht gehalten hätten. Er wollte sich ihr entreißen und schlug sie, da sie ihn aufrecht hielt, mit der geballten Faust ins Gesicht, so daß sie mit einem leisen Wehruf vor ihm niedersank.

Festen Ganges setzte Mose seinen beschwerlichen Weg fort.

* 13 *

Aus den Bekenntnissen

Nun muß ich darauf bedacht sein, dem heiligen Franziskus mein Gelübde zu halten und überaus streng und eifrig in seinem Dienste zu sein. Es hat deswegen unter den Mönchen bereits viel Murrens gegeben; unter der Regierung des Abtes Evaristus, für dessen Seelenheil ich zahlreiche Messen lese und die anderen unaufhörlich beten lasse — ist er doch unvorbereitet eines jähen Todes gestorben — ich sage: bei meinem Vorgänger in der Abtswürde sind die Mönche gänzlich verlottert, so daß eine gute Zucht ihnen nötiger ist als das tägliche Brot. Nachdem sie mich einstimmig erwählt haben, und ihre Wahl in Rom bestätigt ist, bin ich daher unter sie gefahren wie ein feuriges Schwert, und peitscht jetzt mein Wille ihre Rücken, als ob eine Geißel sie schlänge. So soll es sein, und so wird es bleiben.

Immer noch ist in meiner Seele ein großer Wirrwarr und Tumult; ich muß mich voller Mühe erinnern, wie alles gewesen, und wie alles geworden ist. Wir fanden Abt Evaristus zerschmettert in einem Abgrund — ich fand ihn! Seine Gestalt

* 430 *

Dahiel der Konvertit

.....
war von dem furchtbaren Sturze gänzlich zermalmt, kaum noch einem menschlichen Leibe gleich; am schrecklichsten anzusehen war sein Antlitz, mit Augen, die weit offen standen, und die einen bösen, schier satanischen Blick hatten. Mir war's, als ob der zerschmetterte Abt mit seinen beredten Augen mich anschaute, daß ich vor Grausen laut aufschrie und beinahe mein Bewußtsein verlor. Wir vermuten alle, daß der Abt, welcher bekannterweise seit kurzem das einsame Wandern in der Felsenwildnis liebte, an einer überaus jähen Stelle plötzlich von Schwindel befallen worden und abgestürzt sei. Der Herr möge seiner Seele gnädig sein. Er war kein reiner und wahrhaft frommer Mensch, hat mich bitter gehaßt und ist als mein Todfeind dahingegangen. Aber man soll von den Toten nichts Übles reden. Möchte er Frieden haben und auch die Lebendigen nicht mehr stören.

Als der Abt im Sarge lag, kehrte ich in meine Klausel zurück, woselbst ich mich in Betrachtungen über das menschliche Leben versenkte, mich vor dem Herrn demütigte und hart kasteite. Dazwischen dachte ich wohl: Wen mögen sie zum Abte wählen? Und ich bekenne, daß mir der Gedanke kam: Vielleicht wählen sie dich. Vielleicht ist es der Wille des Herrn, daß sie dich wählen, der du ein Jude gewesen und während langer Zeit ein schlechter Christ. Aber auch Paulus hieß zuerst Saulus, und es sind des Herren Wege wunderbar.

Ich lag im Gebet, als die Türe meiner Klausel sich öffnete, und ich draußen alle Brüder versammelt sah. Da wußte ich, daß die Wahl auf mich gefallen, und es war mein erstes Gefühl ein heftiger Schrecken, so daß ich aufstand und mit abwehrender Gebärde den Eintretenden beide Arme entgegenstreckte. Alle drängten herein, und alle riefen meinen Namen. Es brauste mir in den Ohren, ein Schwindel ergriff mich, und ich mußte die Augen schließen. Dann plötzlich war mir's, als stünde ich am Rande eines furchtbaren Abgrundes und stürzte hinab.

Da sah ich es wie eine Vision. Ich erblickte mich zerschmettert in einer dunklen Tiefe, aber um mein Haupt strahlte ein Glanz wie von einem Heiligenschein. Und ich hörte eine Stimme rufen: „Dieses ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Als ich endlich meine Augen wieder öffnen und reden konnte,

bat ich sie — obgleich ich wußte, daß sie es nicht tun würden — einen anderen Abt zu erwählen. Sie erhoben einen großen Tumult, wollten mich in ihre Mitte nehmen und mit Gewalt in das Kloster führen. Ich aber gebot ihnen, mich sogleich zu verlassen: erst müßte ihre Wahl in Rom bestätigt worden sein. Sogleich wollten sie Boten absenden nach Rom, baten mich um meinen Segen und verließen mich. Bis aus Rom die Bestätigung eintraf, verharrte ich in meiner Klause, fastete streng, kasteite mich und tat heiße Gelübde. Dann kamen sie, brachten die Bestätigung, nahmen mich in ihre Mitte, führten mich im Triumph nach dem Kloster, setzten mich auf den Abtstuhl und huldigten mir.

Ich aber erwählte für mich den Namen Theodorus — nicht Eustachius, wie ich erst im Sinne hatte — zum Gedächtnis jenes Mönches, welcher mich zum Christentum bekehrte, und welcher darnach auf dem tarpejischen Felsen sich selber gerichtet hatte. — Bruder Angelikus war tot, es lebt Abt Theodorus.

Gleich nachdem aus Rom die Bestätigung eingetroffen und die Zeremonien vorüber, ordnete ich das Leichenbegängnis für den Abt Evaristus an, dessen Leichnam noch über der Erde stand. Ich ließ im Chor vor dem Hochaltare einen prächtigen Katafalk aufstellen, welcher den Sarg des Abtes trug: der Katafalk sollte zwanzig Tage stehen bleiben, und jeden Tag sollte während dieser Zeit eine Totenmesse von mir gelesen werden. So hoffe ich, o Abt Evaristus, trotz deiner Sünden, deine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, obgleich du es um mich nicht verdient hast.

Zu gleicher Zeit setzte ich für Rom einen Brief auf, darin ich mit aller Wahrhaftigkeit die Zustände des Klosters, und wie dieselben unter den letzten Äbten — vornehmlich unter Abt Evaristus — sich ausgebildet hatten, darlegte; ich klagte heftig über die Haltlosigkeit des Ordens, über seine Weltlichkeit, erklärte meine Grundsätze, entwarf meinen Plan zu einer Reform des ganzen Klosters und erbat in Demut die Erlaubnis, in dem Heiligtum, zu dessen Hüter ich berufen worden, eine neue Zucht einzusetzen zu dürfen.

Diese Schrift sendete ich durch einen eigenen Boten nach Rom, voller Ungeduld seiner Rückkehr harrend. Nach einer Ab-

Dahiel der Konvertit

wesenheit von beinahe einer Woche kam der Bruder zurück und überbrachte mir ein Schreiben, darin ich mit aller Vollmacht beliehen und ob meines Eifers höchlichst belobt ward.

Als bald begann ich meine Reformen, als bald begann der Sturm wider mich. Das aber kümmerte mich nicht, denn ich gebiete ihnen nicht in meinem, sondern in des Heiligen Namen, dessen Kleid sie tragen, und von dessen Geist sie nichts wissen. Ich habe ihre Fasten verschärft, ihre Andachten vermehrt, ihnen Bußübungen auferlegt, allen die Beichte abgenommen und nur etlichen Absolution erteilt. So seufzten sie denn dem toten Abte nach und beklagen unter sich, daß sie mich zum Nachfolger des Gestorbenen wählten: es ist nicht leicht, einem Heiligen zu dienen! Warum gaben sie mir einen solchen falschen Namen. Nun mögen sie den Mann Gottes ertragen.

Je härter ich meine störrischen, jeglicher geistlichen Zucht entratenen Mönche bedrücke, umso unerbittlicher bin ich gegen mich selbst, was sie auch anerkennen. Weder bewohne ich das große und immerhin prunkvolle Gemach des verstorbenen Abtes, noch gestatte ich mir die mindeste Erleichterung meiner vielen, schweren geistlichen Pflichten. Meine Zelle ist von allen die schlechteste und kleinste. Sie liegt in einem feuchten Gange, hat niedrige Wände und die nackte Erde als Fußboden. Nie fällt ein Sonnenstrahl hinein, denn ihr einziges kleines Fenster führt auf einen finsternen, modrigen Hof hinaus. Ich trage unter meiner Kutte ein härenes Kleid und schlafe in meinem Sarge, welchen ich mir sogleich zimmern ließ. Meine Nahrung ist die der Mönche an ihren strengsten Fasttagen, meine Erquickung liegt in der stillen Betrachtung göttlicher Dinge, und mein Ausruhen finde ich im Gebet. Ich lebe also nicht, sondern ich sterbe dem Leben ab.

Juden sind da, die Ebräer aus dem Thal der Egeria und viele, die im römischen Ghetto wohnten — die den Knaben Dahiel kannten. Sie sind vertrieben worden. Alle wurden sie vertrieben, weil — nun, weil sie Juden waren.

Sie wanderten fort, sie flüchteten in die Wildnis der Felsenberge, sie gelangten in die Ode, in welcher das Haus des Heiligen steht.

.....
Zwei aus der Schar kamen zum Kloster, ein jüdischer Mann und sein Weib — Mose und Myrrha.

Sie traten zu mir, da ich allein in der Kirche war, am Katafalk des toten Abtes — zum letztenmal; denn anderen Tages sollte der Gestorbene bestattet werden, damit die Lebenden vor ihm Ruhe gewannen.

Das Herz erbebte mir, als ich die beiden vor mir sah. Aber der Jude verleugnete mich, war voll kriechender Demut, zagte und zitterte und kniete vor mir.

Mose Halarki kniete vor mir! Hinter ihm stand sein Weib, anzusehen gleich einem Cherubim. Das Weib erkannte mich, des Weibes Augen und Seele grüßten mich. Ich sah es ihr an, wie sie Todeschmerzen litt — um mich, wie sie voll göttlichen Mitleids, voll blutigen Erbarmens war — für mich! Eine Träne! Daß meine brennenden Augen eine einzige Träne weinen könnten, ein Tropfen Balsams in meine glühende Seele.

Der Jude schrie mich an, daß ich seinem vertriebenen Volke eine Stätte gewähren sollte, darauf ihre Hütten zu bauen; aber des Weibes Augen flehten zu mir, Mitleid zu haben — nicht mit dem verjagten Volke, sondern mit mir selbst, dem Hehren und Heiligen. Ich verstand dich wohl, Myrrha, du Weib des Mose Halarki.

Ich ließ sie stehen, ging zu den Mönchen und sagte ihnen: „Vertriebene Juden sind gekommen, suchen Zuflucht bei uns und werden Zuflucht finden.“

Denn ich wollte kein Mitleid haben mit mir.

Da empörten sich die Brüder wider mich. Einer von ihnen wagte sogar, mich zu mahnen, daß ich selber ein Jude gewesen. Dazu schwieg ich. Ein zweiter fragte: „Weshalb sollen die Juden bleiben?“

Diesem entgegnete ich: „Weil ihr Hiersein eine Prüfung für uns ist, und weil wir die Prüfung bestehen sollen.“

Da schwiegen die meisten. Also bleiben die Juden. Der Herr, der meine Gedanken kennt und meine Nieren prüft, möge mir gnädig sein.

Die Mönche murren nicht mehr. Ich wies ihnen das Schreiben aus Rom, und sie sind gänzlich Gehorsam und Demut geworden. Doch weiß ich wohl, daß ihr Groll gegen mich mächtig

Dahiel der Konvertit

gewachsen ist, vornehmlich wegen der Juden, welche sich nun auf dem Alpenfeld, wo vor vielen Jahren der Bergsturz niederging, ihre Hütten errichten. Es ist ein trostloser Ort, wahrlich eine Stätte der Verdammnis hier auf Erden.

Ich halte mich streng im Kloster; aber die Brüder berichten mir getreulich alles, was unsere jüdischen Nachbarn betrifft. Die Weiber und Kinder schleppen Steine herzu, die Männer mauern sie auf, so daß die Hütten mit der Rückwand gegen die großen Felsblöcke lehnen. Daran tun die Ebräer weise, denn sie schützen sich dadurch vor dem wilden Berg. Wenn sie nur nicht so jammervoll wohnen! Allerdings ist auch meine Zelle ein jammervoller Aufenthalt — dem Höchsten sei Dank.

Auch müssen sie die Wasser des Himmels sammeln. Die Armen! Das Kloster hat einen köstlichen Quell, ich könnte den Weibern und Kindern gestatten, aus dem Quell zu schöpfen. Derselbe ergießt sich außerhalb der Mauern in ein weites Becken, so daß die Juden das Heiligtum nicht entweihen würden. Freilich ist es ein mühseliger Weg, jeden Morgen und Abend herab und hinauf zu steigen; aber dieses Volk ist der Mühsal gewohnt.

Mir fällt ein: ich weiß einen Platz, von dem ich zuschauen könnte, wenn die Weiber und Kinder Wasser schöpfen, ohne daß jemand mich zu erspähen vermöchte. — Nie mehr soll über meine Lippen ein Trunk frischen Quellwassers kommen. Entweder will ich mich am sumpfigen Zisternenwasser erquicken oder Durst leiden.

Wie werden sie es mit der Feuerung halten? Droben wächst kein Grashalm! Die armen Kindlein werden sich wundte Füße laufen, denn bis in den Buschwald hinab ist es weit. Mehl für ihr Brot, Öl und was sie sonst zu ihrem Leben nötig haben, müssen sie sich aus Ursoli oder Subiaco beschaffen. Gut, daß sie gewohnt sind, zu wandern und unstet zu sein. Sie werden magere Kost haben dort droben, und obgleich sie Juden sind, das ganze Jahr über strenge Fasten halten müssen. Daran will ich denken bei meinem harten grauen Brot und meiner Suppe aus gewässertem Essig und ranzigem Öl. Die Mönche sollen mir noch einmal murren, daß sie schlechte Speise hätten und hungerten. Ich will ihnen das Schwelgen und Schlemmen verleiden!

Die Hirten kamen und beschwerten sich, daß die Ebräer Gras von den Abhängen schnitten und die Kühe auf ihre Weideplätze trieben. Die Männer gebärdeten sich überaus zornig und drohten, jeden Juden, den sie auf ihrer Weide anträfen, zu erschlagen gleich einem wilden Tier. Ich mußte mit strengen Worten unter die Zügellosen fahren und erst nach langem, heftigem Zureden versprachen sie mir, die Fremden in Frieden zu lassen, worauf ich ein Abkommen mit ihnen traf, so daß sie nunmehr den Ebräern ihre Weiden gönnen.

Der Jude Mose Halarki kam und dankte mir für den Schutz, den ich seinem Volke angedeihen lasse. Beinahe hätte er wiederum vor mir gekniet. Ich mußte mir Gewalt antun, den Mann nicht von mir zu jagen, denn er ist mir wegen seiner Demut im tiefsten Herzen verhaßt — und wohl auch, weil er ein Jude ist. Diesermal kam er ohne sein Weib.

Ich habe wegen der Juden nach Rom berichtet. Denn meine Feinde sind zahlreich und werden nicht säumen, in Rom wider mich zu reden, wie sie nur können, auch falsch Zeugnis wider mich abzulegen.

Vor einigen Tagen beehrte ein Judenweib mit mir zu reden. Ich glaubte, es wäre Myrrha, das Weib des Juden Mose Halarki, ging voller Eile in die Vorhalle und schaute mich nach der holdseligen Ebräerin um. Es war aber ihre Mutter Judäa. Die Frau sah übel aus, als wäre sie krank und sie schaute finster und feindselig drein. Um ihrer Tochter willen blieb ich und hörte sie an. Sie sagte: „Du bist hoch gestiegen. Hüte dich, nicht tief zu fallen; es möchte ein großes Freuen geben in Israel.“

Ich fragte: „Kamst du, mir das zu sagen?“

„Ich kam, dich zu bitten. Wähne aber nicht, daß ich hinfallen werde vor dir und den Boden küssen, darauf du stehst.“

„Was willst du von mir?“

„Daß du mit mir gehst.“

„Wohin?“

„Hinauf mit mir.“

„Was soll ich droben?“

Dahiel der Konvertit

„Du bist ja wohl ein Heiliger und Wundertäter?“
Ich fuhr sie hart an: was sie, die Jüdin, das kummerte?
Doch sie versetzte: „Euer Christus, den ihr Gottes Sohn nennt,
hat auch ein jüdisches Weib vom Tode erweckt.“
„Wer ist gestorben?“
„Wenn sie schon tot wäre, würde ich nicht zu dir gekommen
sein; aber sie ist krank und wird sterben.“
„Myrrha wird sterben —“
„Warum schreist du so auf? Was kümmert dich die Jüdin?“
Und sie starrte mir ins Gesicht, recht wie ein Satan.
„Myrrha ist krank?“
„Ja.“
„Was fehlt dem Weibe des Mose Halarki?“
„Weißt du das nicht?“
„Wie sollte ich das wissen können?“

Da brach Judäa in wilde Klagen aus, daß ich im tiefsten Herzen erbebe. Sie rief: „Sie schwindet dahin gleich Reif in der Morgensonne. Nichts wirken meine Mittel, nichts helfen meine Gebete. Sie ist mein einziges Kind und alles, was mir lieb ist auf der Welt. Was hätte es mich gekümmert, daß ich zu den Juden im Tale der Egeria gehörte? Nicht meinetwillen ging ich in den Ghetto, um meinen Leib, welchen der Herr gesegnet hatte, von einem Priester des Herrn segnen zu lassen; nicht meinetwillen wand ich mich zu Füßen des Rabbiners Simeon Sarsfadi, da dessen Weib Hanna die Jüdin aus dem Tal der Egeria von ihrer Schwelle stieß. Als ich da stand, gleich einer Unsägigen und Verfluchten, siehe, da ergriff mich ein Jammer um das Leben, welches unter meinem Herzen sich regte, daß ich am liebsten mein Haupt an dem ersten besten Stein zerschmettert hätte — nicht meinetwillen! Und es war zu jener Stunde, daß in dem Jammer um das Ungeborene der Herr meine Augen öffnete, und ich die Dinge der Zukunft sah. Und ich kündete sie dem Weib und dem Manne, der mich ungesegnet von sich wies.

Ich gebar eine Tochter, wie eine Wölfin in der Wildnis ihr Junges wirft.

„Es war ein holdseliges Kind, aber seine Mutter schaute auf der jungen Stirn das Zeichen des Fluches, welches das Mäd-

.....
 chen für ein Leben voller Jammer und Herzeleid bestimmte. Und ich konnte das Merkmal nicht tilgen von der Stirn meines Kindes.

Da geschah es, daß auch die Juden vom Thal der Egeria helfen mußten, für den neuen Papst die Straße vom flavischen Theater bis zum palatinischen Berge zu verzieren; und es geschah, daß ich neben meiner Tochter Myrrha den Knaben Dahiel sah: wie die Blicke der beiden Kinder aufeinander gerichtet waren. Und es sprach die Stimme in mir: Von diesem wird das Unheil kommen, nicht allein für sein Volk, sondern auch für dein Kind. So trieb ich sie denn auseinander und wachte über meine Tochter. Auf den Sohn des Simeon Sarfadi und der Hannah Sarfadi, dieser gesegneten und frommen Eltern, warf ich den Haß, den ich unvertilgbar gegen sie in meinem Herzen hegte. Ich verfolgte ihn und verursachte ihm Böses, wie und wo ich nur konnte.“

Das arge Weib schwieg; da ich jedoch nichts erwiderte, redete sie weiter: „Wie ich jubelte und frohlockte! Der Herr erhörte mein Flehen und rächte mich an dem Elternpaare Simeon und Hannah Sarfadi; sie, die meine Tochter im Mutter Schoß verflucht hatten, mußten ihren Sohn verfluchen, der ihr Leben war. Aug' um Auge, Zahn um Zahn — Jehovah ist gerecht!

Aber immer noch schwebte, obgleich Dahiel Sarfadi ein Christ und Priester geworden, über meiner Tochter Haupt das Zeichen des Unheils; da gab ich sie dem Mose Halarki zum Weib, einem Juden mit einem mächtigen Geist und einer Seele gleich einer Flamme. Dieser sollte sie schützen vor der Gewalt, die heimlich in ihrem Herzen lebte; doch er verdarb sie, denn er führte sie hin, wo du bist.“

Sie hob den Arm, als wollte sie mir ins Gesicht schlagen. Doch ich fuhr sie hart an: „Wovon redest du, Judäa, schändliche Jüdin! Was habe ich gemein mit deiner Tochter, die eine Unchristin ist und das Weib eines ungläubigen Mannes, dem ich aus Barmherzigkeit für sich und die Seinen eine Stätte zum Rasten gewährte. Ist deine Tochter krank, so gehe zum Arzt. Was kommst du zu mir gelaufen und schreißt mir deinen Haß in die Ohren, mich bedrohend und zu gleicher Zeit mich bittend, deine Tochter zu heilen, ohne daß ich weiß, welches ihr Übel ist!“

„Da du es ihr gegeben hast — —“

„Ich —“

„Niemand anders.“

„Genug, Jüdin! Verlaß mich!

Sie aber blieb.

„Meine Tochter stirbt — hilf ihr!“

„Wie kann ich das?“

„Sie stirbt aus Liebe zu dir.“

Ich weiß nicht mehr, was ich sagte und tat, als ich solche verruchten Reden hören mußte. Aber das Weib erschreckt und wendete sich von mir. Bevor sie ging, schrie sie mit einer Gebärde und einer Miene, die mir noch vor Augen stehen: „Willst du auch diese töten, Verfluchter? Wenn du der Heilige und Wundertäter bist, den sie dich nennen, so komm mit mir und lege deine Hand auf sie und heile sie.“

Ich winkte ihr zu gehen, rief sie indessen noch einmal zurück: „Weiß des Weibes Mann von dem Wahnsinn, den du mir vorgeredet?“

Judäa erwiderte: „Mose Halarki hat sein Weib verstoßen; sie lebt in der Hütte ihrer Mutter.“

„Weshalb tat das der Mann? Er hat sein Weib heiß geliebt.“

„Ich sagte dir schon: Mose Halarki hat einen mächtigen Geist. — Du gehst nicht mit zu meiner Tochter?“

„Rein.“

„Also fürchtest du dich?“

„Vor wem sollte ich mich fürchten? Vor Mose Halarki?“

„Vor der Erkenntnis!“

„Judäa!“

Sie ging davon.

Vor welcher Erkenntnis soll ich mich fürchten? . .

* 14 *

Aus Rom ist ein Schreiben an mich gelangt — wegen der Juden. Man ist mir in Rom darum nicht ungnädig gesinnt und hat mir keine Rüge erteilt, wie meine Widersacher hoffen mochten. Aber ich wurde vermahnt, in der Nähe des Hauses unseres lieben Heiligen kein Ärgernis zu dulden und jede Gelegenheit

* 439 *

.....
zu ergreifen, um die Seelen der Unglücklichen für das Heil zu werben. Man billigt meine Ansicht: die Nähe der vertriebenen Juden als eine Prüfung aufzufassen, und teilt mir mit, daß dem, der die Prüfung besteht, in echt christlicher Weise der Lohn winkt.

Womit könnte mir für den Beweis meines starken Christen- und Priestertums, für meine Treue gegen den Herrn und für meinen Gehorsam gegen die Kirche gelohnt werden?

Mit größerer Macht und höherem Ansehen.

Was würde dem Besitz größerer Macht folgen?

Wachsende Gewalt.

Herr, Herr, ich will ein eifriger und strenger Diener deines Wortes sein! Je tiefer ich mir dabei ins eigene Fleisch schneide, um so größeren Ruhm werde ich gewinnen.

Eines gibt mir viel zu denken. — Der heiligste Vater ist einer der weisesten, klarsten und mildesten Geister, der je auf dem Thron des Apostelfürsten gesessen hat; aber auch er ist hart gegen die Juden, betrachtet sie als die ärgsten Feinde der Kirche, unterdrückt sie, verfolgt sie —

Es ist seltsam und gibt zu denken.

Unsere ungläubigen Nachbarn müssen sehr arm sein und an vielem Mangel leiden. Jeden Tag kommen jüdische Weiber und Kinder ins Kloster gelaufen, lamentieren schrecklich und betteln um Speise. Die Mönche sehen sich um ihren Frieden gebracht und ihre Andacht gestört, kaum, daß ich ihr Murren zu stillen vermag. So habe ich denn geboten, den bettelnden Judentkindern kein Almosen zu verabreichen, sie hart anzulassen und sie von dannen zu weisen. Darüber beloben mich die Brüder höchlichst und zeigen nun für alle meine Befehle den besten Willen. Die jüdischen Weiber und Kinder kommen noch immer, nur daß sie in einiger Entfernung vom Kloster sich niederlassen und daselbst ein Jammergeschrei erheben. Ich höre in meiner Zelle ihre Stimmen und kann über ihrem Lamentieren zu keiner Andacht kommen. Es ist ein lästiges Volk! Sie werden mich noch zwingen, rauh gegen sie zu verfahren. Doch um Wasser zu schöpfen, mögen sie nach wie vor zum Klosterbrunnen herabsteigen.

Warum mag der Jude wohl gekommen sein, mich zu bitten, sein Volk in der Öde Hütten bauen zu lassen?

Warum er, der mich haßt wie sonst niemand auf Erden, gekommen ist? — Um mir einen Stachel ins Herz zu bohren! Ich sollte den Jammer des Volkes, von dem ich mich losgesagt, jeden Tag vor Augen schauen. Sieh zu, Jude, daß der Stachel nicht zu einem Schwert werde, welches dein eigenes Herz trifft.

Der Mann hat sein Weib verstoßen. Myrrha lebt in der Hütte ihrer Mutter und soll gleich einer Sterbenden sein — meiner willen! So eifrig ich auch horche, höre ich nicht, daß eine Jüdin gestorben. Wäre sie tot, so würden die Mönche sicher nicht unterlassen, es mir zu melden. Übrigens habe ich diese Nacht für ihr Leben gebetet.

Die Weiber und Kinder der Ebräer belästigen uns nicht mehr. Wie ich vernahm, hat Mose Halarki verboten, daß jemand seines Volkes sich dem Kloster nähere; so kommen sie denn auch nicht länger zum Brunnen. Es ist ein trüziges und verstocktes Volk, mit dessen Leiden man füglich kein Erbarmen haben sollte.

Ich begeben mich jetzt zuweilen hinaus; sollte ich einer der Ebräerinnen begegnen, so werde ich sie nach dem Weibe des Mose Halarki fragen. Aber das ist sie ja nicht mehr. Wie mag es dem Gatten ums Herz sein? Er hat sie heiß geliebt und das schon als Knabe. Der Herr möge meine Seele vor Hochmut behüten: ich will nicht voll Jubels sein, während mein größter Feind aufstöhnt vor Jammer.

Die Juden halten sich in strenger Abgeschlossenheit auf ihrer Höhe, so daß ich keinen von ihnen erblicke. Mose Halarki soll über sie herrschen wie ein König über sein Volk; es soll ihnen besser ergehen als zu Anfang, und sie sollen friedlich leben. Aber auch mir geht es gut. Wo sollte ich sonst wohl Frieden finden auf Erden, wenn nicht in diesem Hause des Friedens? Wähne nicht, Jude, daß du glücklicher seist!

Heute erfuhr ich von den Mönchen, was mich sehr verdrossen hat: die Ebräer bauen ein Bethaus. Gedenken sie denn in Ewigkeit auf dem Berge zu wohnen, so nahe dem Heiligtum des heiligen Franziskus?!

Die Brüder dringen in mich, ich soll hinaufgehen und den Ebräern den Bau eines Bethauses untersagen; ich habe sie indessen mit ihrem Begehren zurückgewiesen: warum die Juden nicht ihrem Gott dienen sollten? Da schrien die Brüder wider mich und jammerten, daß ihr Heiliger so nahe seinem Hause einen jüdischen Tempel dulden sollte. Nun bin ich sehr unruhig in meinem Gemüthe. Wenn die Mönche recht hätten — —

Von der Höhe beim Kloster sehe ich vor mir den Felsen, darauf die Juden sich angesiedelt haben. Ich blicke häufig hinauf und trage mich mit schweren Gedanken, so daß der Judenbergr ein rechter Stein des Anstoßes für mich geworden ist. Wie aber soll ich ihn aus dem Wege räumen?

Auch dann blicke ich gerade auf den vermaledeiten Felsen, wenn ich vor dem Hochaltar die Messe lese, wobei gewöhnlich die Kirchenthüren offen stehen. Kürzlich hielt ich das Allerheiligste und zeigte es den Mönchen; statt aber mit meiner ganzen Seele bei dem göttlichen Mysterium zu sein, schaute ich hinüber nach dem Judenbergr, der im Sonnenschein vor mir lag. Fortan werde ich das Hochamt bei geschlossenen Thüren zelebrieren.

Ich war auf dem Judenbergr! Im Kloster verbreitete sich nämlich das Gerücht: das Weib des Juden Mose Halarki wäre am Sterben. Überdies trieb es mich, einmal zu schauen wie diese Ebräer haufen.

Da ich nicht gesehen werden wollte, begab ich mich des Abends nach dem Aue auf den Weg. Es war bereits finster, ein wolken-dunkler Himmel und eine heftige Tramontana, der ich auf dem beschwerlichen Wege gerade entgegenging. In meiner Kutte fing sich der Sturm. Ich hatte Mühe, mich aufrecht zu halten und kämpfte gegen den Wind wie mit einem Feinde. Unterwegs dachte ich an die Ungläubigen. Ich stellte mir ihre elende Unterkunft vor. Vielleicht, daß derselbe kalte, grimmige Hauch, welcher mir ins Gesicht schlug, soeben über das Antlitz eines toten Weibes gestrichen war. Auch Myrrhas Seele erwartete die Verdammnis.

Und ich hatte nichts getan, diese Seele zu retten. — Wie ich die Seelen meiner Eltern hatte dahinfahren lassen zu einem ewigen Tode, so war ich auch bei diesem reinen und holdseligen

Dahiel der Konvertit

.....
Weibe untätig geblieben, wo die Rettung ihres ewigen Lebens vielleicht in meiner Macht gelegen. Ihre Mutter kam zu mir und flehte mich an, sie zu der kranken Tochter zu begleiten und an dieser ein Wunder zu tun. Ich gedachte aber nur Myrthas irdischen Lebens, weigerte mich, dem Weib zu folgen und rührte keine Hand, das Wunder zu vollbringen an der Kranken unsterblichen Seele.

Da kam mir ein Gedanke: Wenn sie noch nicht tot wäre? — Daß mir das nicht früher eingefallen war!

Ich ging den Weg wieder zurück, in möglichster Eile, daß ich außer Atem kam und häufig strauchelte, erreichte das Kloster, begab mich heimlich in die Kirche, nahm das Allerheiligste, nahm das geweihte Öl, die Hostie und die Stola und eilte sogleich zurück nach dem Berg, laufend, als gälte es mein Leben. Es galt aber Größeres: das Seelenheil eines Menschen!

Wie würde ich es vollbringen? Ich wollte ihre Mutter und alle, die bei ihr waren, hinausenden, inbrünstig an ihrem Lager beten und dann ihr sagen: „Bekenne dich zu meinem Glauben, damit wir, die wir im Leben getrennt waren, im Tode miteinander selig werden.“

Und wenn sie als Jüdin sterben wollte, würde ich sprechen: „So will denn ich, der ich ein Priester der christlichen Kirche bin, die Untat begehen und dich in herzlicher Liebe küssen, damit wir zusammen zu ewigen Qualen verdammt werden.“

Dann würde sie das Christentum annehmen, dafür wollte ich mit meinem Seelenheil bürgen.

Ich eilte also, was ich eilen konnte, kam droben an und erkannte die Lage des Judendorfs an dem schwachen Lichtschein, der wie ein schimmernder Nebel inmitten der Finsternis ruhte. Ich verwunderte mich, daß die Ebräer noch wachten und ihre Hütten erleuchtet hatten; aber mir fiel ein, daß es Sabbat und ein hoher jüdischer Festtag war. Meine Kinderzeit kam mir in den Sinn, und ich mußte jenes nächstlichen Ganges durch den römischen Ghetto denken, als ich bereits Christ geworden war und die ganze Nacht auf dem Platz vor der Synagoge kauerte, nach dem Lichtschein spähend, der aus dem Hause meiner Eltern auf die Gasse fiel. Damals trug ich, im Vergleich zu dieser Nacht, einen heiligen Frieden in der Brust.

Weil in den meisten Hütten die Fenster nicht durch Laden verwahrt waren, konnte ich in das Innere vieler Wohnungen blicken. Wohl sah es drinnen armselig aus wie in einer Höhle; der Boden war uneben und nur die notwendigsten Gerätschaften waren vorhanden. Aber die öden Wände schmückten grüne Zweige und grüne Zweige waren über den felsigen Boden gestreut. Auf dem Herde brannte ein fröhliches Feuer und auf dem mit Linnen bedeckten Tische standen um eine dreiarmlige blanke Leuchte die ärmlichen Festspeisen. Die Ebräer selbst waren weniger erbärmlich, als ich gedacht hatte; ihre Gesichter zeigten zufriedene Mienen, sie sprachen traulich miteinander und schienen im tiefsten Herzen Frieden zu haben. Ähnlich hatte ich dieses Volk von Ungläubigen auf jenem anderen nächtlichen Gange an ihrem Feierabend gesehen; aber die Empfindungen, mit denen ich sie, die von meiner Gnade hier lebten, heute betrachtete, waren jenen damaligen Gefühlen sehr unähnlich. Und das mußte so sein.

Von Hütte zu Hütte ging ich; denn ich mußte die Wohnung Judäas auffuchen und mochte an keinem Hause anklopfen, darnach zu fragen. Ich hatte die Stola umgetan und hielt das allerheiligste Sakrament mit beiden Händen umschlossen. So stand ich im Sturm vor jeder Hütte und spähte nach dem sterbenden Weibe, dessen unsterbliche Seele zu retten ich Verlangen trug.

Da gelangte ich zu einer Hütte, deren Fenster mit einem schlechten Teppich verhängt war. Ich lauschte angestrengt und glaubte die Stimme Judäas zu hören. Die Ebräerin sprach den siebenten Psalm: „Auf dich, Herr, traue ich, mein Gott. Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich. Daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen, weil kein Retter da ist.“

Judäa schwieg, und es ward drinnen still. Dann aber war mir's, als hörte ich Myrtha reden. Also sie lebte noch! Länger hielt ich nicht an mich. Ich stieß die Lüre auf — —

Da sah ich sie! Sie war auf einem schlechten Lager gebettet, an ihrer Seite ihre Mutter und einer, dessen Anblick mir in diesem Augenblick verhafter war, als wäre eine Legion von Teufeln an dem Bett der Kranken gestanden. Myrtha hielt die Augen geschlossen, so daß sie mit ihrem todbleichen Antlitz für eine Gestorbene gelten konnte, hätte sie nicht halb aufgerichtet in den

Armen der Mutter gelehnt. Der Mann stand von mir abgewendet, und noch nie war mir seine Gestalt so gebrechlich und jammervoll erschienen. Beide gewahrten mich nicht, weshalb ich ungestört sehen und hören konnte. Judäa, mit ihrem düsteren und feierlichen Wesen, sagte: „Siehe, Mose, dein Weib; siehe, Myrrha, deinen Mann! Wehe dem Weibe und dem Manne, die nicht einträchtig miteinander leben.“

Und sie fuhr fort, in den Gatten ihrer Tochter hineinzusprechen, mit solchen hohen Worten, daß ich wohl gewahren konnte, Mose Halarthi würde sich bereden lassen, um des guten Beispiels und des göttlichen Gebotes willen, Myrrha wieder als sein Weib aufzunehmen, und falls sie gesundete, mit ihr von neuem als ihr Ehegatte zu leben. Da faßte mich ein heftiger Zorn, denn sicher würde sich auch das Weib darein ergeben; und ich wünschte in meinem Herzen ihren Tod — sobald ich ihre Seele würde gerettet haben — damit sie solchem Leben entgehen möchte. So trat ich denn vor, die beiden hinauszusenden. Als Myrrha meine Stimme vernahm, öffnete sie die Augen, schaute mich mit einem sonderbaren Blicke an, tat indessen weder einen Laut, noch eine Bewegung, wie auch ihre Mutter stumm blieb und sich nicht rührte. Der Mann aber wandte sich um nach mir, mit einer Gebärde, als wäre er von einer giftigen Schlange gebissen worden. Da erkannte ich recht sein wahres Wesen und seinen grimmigen Haß gegen mich. Denn derselbe Mann, der, als er etwas von mir begehrte, sich vor mir gedemüthigt hatte, in einer Weise, daß er mehr einem Hunde als einem Menschen glich — dieser selbe schändliche Mann trat mir jetzt entgegen, mit frecher Stirn und frechen Worten. Und als ich ihm und dem Weibe gebot, mich mit der Kranken allein zu lassen, fragte er mich, welches mein Begehren wäre, und was ich in der Nacht bei der Frau zu tun hätte. Ich wollte ihm eben bedeuten: ob er wisse, daß er zu dem Abt des Klosters spreche, welcher ihm und seinem Volke auf sein flehentliches Bitten Zuflucht gegeben und Gnade erwiesen, als der Jude die Heiligtümer gewahrte, die ich bei mir trug. Niemals sah ich einen Menschen in einer solchen wahrhaft bestialischen Wut! Fast daß er mir die hehren Güter entriß und selbige zu Boden geschleudert hätte. Genug, ich mußte die Hütte verlassen,

Dahiel der Konvertit

.....
ohne versucht zu haben, die Seele des Weibes, das mir einstmal
lieber gewesen als alle Wonne des Himmels, vor dem ewigen
Verderben zu bewahren. Aber ich werde nicht ablassen.

Dir klage ich's, Herr, mein Gott! Meine Seele ist verwandelt,
ist gänzlich von Haß und Grimm durchdrungen, gleichsam von
einer Legion von Dämonen erfüllt. Wohin wird diese Schar
böser Geister mich leiten?

Das Weib lebt und befindet sich bei ihrem Gatten. Die Ebräer
gebärden sich, als ob sie nicht von meiner, sondern von Jehovas
Gnade auf dem Berge hausten. Die Klagen der Brüder über
das jüdische Wesen in der Nähe unseres Heiligtums mehren sich
von Tag zu Tag. Aus Rom gehen mir strenge Ermahnungen
zu. Wo ist mein Friede hin?!

Heute war ich wiederum auf dem Judenberge; diesermal am
hellen Tage. Meine Mönche folgten mir. Ich verbot den Ebräern
den Bau ihres Tempels. Sie schrien und flehten. Die Weiber
warfen sich vor mir nieder und die Männer standen gebeugt
da, gleich Sklaven vor einem Fürsten. Auch Mose Halarki kam
herbei. Er tat mächtig stolz, sprach kein Wort, stand mitten
unter seinem wehklagenden Volk und schaute mich an, mit einem
Blicke — —

Da blieb ich denn unerbittlich.

Ich spähte aus nach dem Weibe, dessen Seele ich retten will
und auch retten werde, denn das habe ich mir zugeschworen.
Mir war's, als erblickte ich sie in der Ferne bei ihrer Mutter.

Meine Mönche jubeln und preisen mich laut, und sie tun es
wie mich bedünken will, nicht mit Unrecht. Denn ich verfuhr
scharf mit den Ebräern, redete streng zu ihnen und ließ sie meine
Macht spüren. Sie mögen erkennen, daß mit der Kirche kein
Spiel zu treiben ist! Den ganzen Vorgang berichtete ich sogleich
nach Rom und erwarte auch von dort Lob und Ermutigung. Der
letzteren bedarf ich sehr, denn meine Seele fühlt sich stark beschwert.

Auch mein Körper leidet. So gab ich denn dem Drängen der
Mönche nach und bezog das fast prächtige Gemach des seligen
Abtes, darinnen mich häufig ein kaltes Grausen anwandelt. Doch

D a h i e l d e r K o n v e r t i t

ist in der weiten Halle die Luft überaus erquicklich, besonders in diesen heißen Wochen. Wir stehen mitten im Sommer und es ist nun schon das dritte Jahr, daß die Juden auf dem Berge wohnen — uns zum Ärgernis.

Zeit einiger Zeit habe ich beständig das Fieber, so daß ich mit den Zähnen klappere und am hellen Tage Gespenster sehe. Die Mönche pflegen mich treulich. Ich darf keine Fasten halten und muß meine Andachten beschränken. Sie haben recht: ich muß mich für die Kirche und unsern heiligsten Glauben erhalten. Auch die Seele jenes jüdischen Weibes liegt mir schwer auf dem Herzen. Wie beginne ich es nur — —

Es geht nicht anders: manches, was ich bei meinem Antritt der Abtswürde einführte, muß ich wiederum aufheben. So sehen denn die Mönche besseren Tagen entgegen, was ihnen zu gönnen ist; leben sie doch ohnehin erbärmlicher als droben die Juden.

Es kam eine Botschaft aus dem Kloster der Ursulinerinnen bei Ursoli: das unselige Weib, die Clelia, ist aus dem Kloster verschwunden! Ich bin heftig erzürnt, denn ich hatte den Nonnen strenge Wache anbefohlen. Nun wird es ein Aufsehen geben und ich werde unschuldig leiden müssen. Aber wie du willst, Herr, Herr!

Wie eifrig ich auch lausche, vernehme ich doch nichts; weder von dem unsinnigen Weibe, der Clelia, noch von ihrem Manne. Ich spähe den Mönchen in die Gesichter, und es will mich bisweilen bedünken, als hätten sie sonderbare Mienen und trügen sich mit dem Vorhaben, mir den Gehorsam zu kündigen. Das undankbare Gezücht! Ich bin milder gegen sie als ich verantworten kann, bewillige ihnen gute Nahrung und habe manche allzu scharfe Pönitz aufgehoben, so daß sie mich wahrlich eher preisen sollten als schelten. Der Mensch kann sich selbst nichts Schlimmeres zufügen, als gütig zu sein gegen seine Nächsten.

Ich habe mich getäuscht. Es ist die Gegenwart der Juden, welche die Mienen meiner Mönche von neuem so finster macht; heute kamen sie alle in mein Gemach und verlangten von mir, die Ebräer fortzuweisen. Da ich ihrem Ansinnen widerstand, gab

Dahiel der Konvertit

.....
es einen großen Tumult. Wie konnte ich anders? Habe ich doch den Ebräern den Berg überlassen, um darauf ihre Hütten zu bauen, und ihnen meinen Schutz verheißen. Sie sind freilich über die Maßen frech geworden, und die Mönche beschwerten sich, daß sie von keinem der Ungläubigen gegrüßt würden. So ist dieses Volk! Man muß es demütigen, demütigen, demütigen.

Jenes unsinnige Weib ward gefunden: tot im Rosengärtlein St. Benedikts! Es hat sich von den Felsen herabgestürzt und ist mitten unter den heiligen Blüten niedergesunken.

Unsere Gemüter befinden sich in einer großen und ganz unziemlichen Erregung: in Rom ist der Großmeister unseres heiligen Ordens gestorben! Nun zerbrechen sich die Mönche die Köpfe, wer an des Toten Stelle eingesetzt werden wird. Ich erkenne wohl ihre Meinung, indem ich jetzt wiederum für sie ein großer Heiliger bin, der imstande ist, zu jeder Stunde ein Wunder zu vollbringen. Es ist nicht zu sagen, wie sie vor mir wedeln und winseln. Mir ekelt!

Aber davor behüte mich der Herr, daß ich in meiner tiefsten Seele hochmütige Gedanken hegen sollte. Es gibt in unserem Orden Andere und Würdigere, die ein heiliges Konzilium für das hohe Amt des Toten vorschlagen kann. Ich will mich demütigen.

Mir ward aus Rom geschrieben: ich möchte ja voll Eifers sein. Das klingt wie eine Mahnung. Was wollen sie von mir? Als ob ich saumselig im Dienste Gottes wäre! Und zum Schluß jenes Schreibens eine Andeutung, deren Sinn ich nicht verstehe. Ich will darüber nicht grübeln.

Wir haben eine grausame Hitze, alles verdorrt. Die Brüder berichten mir, daß den Ebräern in ihrer Zisterne das Wasser ausgegangen sei, und die Weiber und Kinder viele Stunden weit laufen müßten, um das köstliche Raß herbeizuschaffen. Zum Glück ist der Quell des Klosterbrunnens noch niemals versiegt. Die Juden aber mögen sich von ihrem Propheten das Wasser aus dem Felsen schlagen lassen.

Dahiel der Konvertit

.....

Die Ebräer kamen und baten flehentlich, wir möchten ihren Frauen und Kindern gestatten, Wasser zu schöpfen. Sie taten gar jammervoll und konnten wiederum kriechen und winseln. Ich ließ sie unverrichteter Sache abziehen.

Die Trockenheit nimmt zu, die Juden flehen Jehova um Regen an. Bis zum Kloster herab dringt ihr Geschrei. Es hilft ihnen indessen nichts — kein Wölklein zeigt sich am Himmel! Wir schauen alle darnach aus, denn wir sind alle begierig, ob Jehovah den Juden beistehen wird.

Unser Quell sprudelt reichlich, das Wasser ist frisch und köstlich. Ich schlürfe es wie Balsam und überlasse den Brüdern unseren Wein. Diese bewachen Tag und Nacht unseren Brunnen vor den Juden.

Der Jude Mose Halarki war hier, um mich für sein Volk zu bitten. Man brachte ihn auf einer Bahre angetragen. Ich ließ den Mann gar nicht vor mein Angesicht.

Die Juden haben einen Angriff auf den Brunnen gemacht, wurden indessen von den Mönchen zurückgetrieben. Ihr Moses vollbringt noch immer kein Wunder.

Die Dürre ist schrecklich, die Not der Juden soll groß sein. Flüsse und Bäche sind versiegt, sonst würden sie in die Täler niedersteigen. Das wenige Wasser, welches die Weiber von weit her hinauffschleppen, erhalten sie in den Ortschaften nicht wegen ihres jammervollen Geschreies, sondern weil sie jeden Tropfen Wassers mit Silber aufwiegen. Dennoch werden sie bald umsonst bitten, da die Christen selbst binnen kurzem kein Wasser mehr haben werden.

Viele der Ebräer sollen erkrankt sein; auch Judäa.

Mose Halarki sandte sein Weib zu mir, damit dieses für das dürstende Volk bei mir bäte. Als das Weib an der Kirchentür zu mir gesprochen hatte, ward es bewusstlos. Ich nahm Myrrha in die Arme, hob sie auf, trug sie in die Sakristei und stößte ihr heiligen Wein ein. Es will mich bedünken, als hätte der Herr selber das Weib in meine

Dahiel der Konvertit

.....
Hände gegeben, damit ich des Weibes Seele dem Himmel retten könnte. Sie darf nicht wieder zu den Ebräern zurück.

„Mein ist die Rache,“ spricht Gott der Herr; aber die Rache ist auch Gottes Priester.

Der Jude Mose Halarki kam seines Weibes willen zu mir. Da ging ich hinaus zu ihm und sagte ihm: „Frage die Mutter deines Weibes, wer deines Weibes Vater ist; und dann komme wieder her und fordere dein Weib von mir. Ich sage dir aber: du wirst nicht wiederkommen.“

So sprach ich, sah ihm dabei ins Gesicht, und ich sah, daß mein die Rache ist.

Der Jude Mose Halarki ist nicht wiedergekommen.

Das Weib Judäa aber kam gelaufen und schrie nach ihrer Tochter. Ich ließ der Ebräerin sagen: Die Tochter eines christlichen Vaters gehörte nicht in ein Judendorf unter Ungläubige; ich hätte Sorge getragen, daß die Tochter eines christlichen Vaters wohl aufgehoben wäre. Da zeterte das wüste Weib: sie wollte nach Rom und in Rom auf dem Petersplatz ausschreien, wessen Vaters Kind ihre Tochter sei. Und sie sagte über diesen Vater aus — — Es ist aber Lüge und schändliche Verleumdung, für welche ich das Weib am liebsten möchte stäupen und steinigen lassen. So gibt es denn nichts Hohes und Heiliges, was nicht in den Staub gezerrt und beschimpft wird.

Jedenfalls besitze ich das Geständnis des ruchlosen Weibes, wodurch mir Macht gegeben ist über die Tochter, als wäre diese niemals das Weib des Mose Halarki gewesen. Aber es täte not, die freche Jüdin still zu machen; indem es nicht gut ist, daß von einem Geweihten des Herrn solche Lästerungen ruchbar werden. Denn, obgleich sie eine verfluchte Jüdin ist, wird man ihr glauben.

Großes Heil ist der christlichen Kirche widerfahren! Der Papst, dessen milder Sinn und Weisheit ihn den Seinen wahrhaft göttlich erscheinen lassen muß, hat die Inquisition wieder eingeseßt.

Hosianna!

Vergebens schrien die Juden fort und fort zu ihrem Jehovah um Wasser: das glanzvolle Luftmeer des Himmels ward zu keinem Quell, die kleine Schar der verdurstenden Ehräer zu tränken; vergebens hoffte Mose Halarhis gläubiger Geist stets wieder von neuem, mit gewaltigem Flehen Wasser aus dem Felsen zu schlagen — die starren Wände blieben für die Kinder Israels geschlossen. Dabei herrschte eine Glut, als wäre der Berg, darauf die Ansiedlung der Juden lag, plötzlich in die Wüste versetzt. Gleich einem Strahlengewebe umzitterte die schwere Luft die gelben Klippen, der blendende Glanz füllte Höhen und Tiefen und schien das Gestein zu durchdringen. Die Abende brachten keine Kühle, die Nächte keine Erquickung.

Wer noch Kräfte besaß, der raffte sich bei Anbruch der Dämmerung auf, stieg den Berg hinab, um in der Tiefe nach dem errettenden Labfal zu suchen. Aber sie fanden die Quellen versiegt, die Bäche und Flüsse ausgetrocknet, die Zisternen, in denen sich noch Wasser vorfand, scharf bewacht. Wo kein Bitten und Betteln half, reichten sie ihre Krüge hin und boten Geld für die Gottesgabe. Die Christen forderten einen immer höheren Preis, und wie die Juden auch feilschten, wie sie auch wehklagten und sich wanden: wollten sie Wasser haben, so mußten sie zahlen, was die Christen dafür forderten. Sie gaben endlich das Geld, erhielten das Wasser, befeuchteten die trockenen Lippen mit dem köstlichen Naß und machten sich sogleich wieder auf den Heimweg. Während der langen, mühseligen Wanderung schöpften sie Trost aus der Vorstellung, daß sie den Jhren auf den Berg des Jammers die Labung brachten.

Die Zurückgebliebenen liefen ihnen entgegen, soweit ihrer Füße sie trugen. Dann sanken sie hin und lauschten angstvoll in die Tiefe hinab. Kamen die Erwarteten endlich, so war's, als brächten sie das höchste Heiligtum angetragen: alle die Harrenden streckten dem Lebensquell die Arme entgegen. Doch auch sie setzten kaum den Krug an die lechzenden Lippen. Gemeinsam zogen sie in ihr Dorf zurück und vor Mose Halarhis Hütte.

Dahiel der Konvertit

.....
An seinem Lager wurde das Wasser verteilt; was übrig blieb verwahrte er, den kein Mund darum schalt, kein Herz darum anklagte, daß er sein Volk in diese Wildnis geführt.

Es dauerte nicht lange, und die Ebräer hatten ihr ganzes Vermögen für Wasser ausgegeben. Da erhob sich Mose und befahl, daß diejenigen, welche noch Kräfte besaßen, mit sämtlichen Kindern und dem Vieh davon ziehen und nicht eher wiederkehren sollten, als bis die schreckliche Dürre vorüber. Judäa sollte sie geleiten bis in das Bergland, wo der Liber entsprang.

Diejenigen, welche das Gebot des Führers traf, wollten die Stätte des Jammers nicht verlassen; aber Moses Wille zwang sie. Sie drangen darauf, ihren Führer nebst allen Schwachen und Kranken mit sich davon zu führen; doch sie setzten ihre Absicht nicht durch, denn Mose weigerte sich, mit ihnen zu gehen. Nun ließ er die Zurückbleibenden noch ein letztesmal mit Wasser versorgen, wofür den Christen ein junges Kind gezahlt wurde. Dann zogen jene davon, etwa ihrer vierzig.

Drei Tage reichte das Wasser, von welchem kein Tropfen über Moses Lippen kam; als es zu Ende war, dursteten die Ebräer einen ersten und zweiten Tag, während welcher Zeit sie im Freien zwischen den glühenden Felsblöcken lagen und voll dumpfer Verzweiflung den Himmel beobachteten, an dem noch immer kein Gewölk aufsteigen wollte. Ein Tag war so strahlend wie der andere, als wenn der Himmel über dem Berg der Juden auf ein Gefilde der Seligen herableuchtete.

Die verschmachtenden Ebräer schleppten sich zum Kloster hinab, sanken in der Nähe des von den Mönchen gehüteten Brunnens nieder, hörten das Wasser rauschen, stürzten hin und wurden von den Brüdern mit Schlägen fortgetrieben. Mose Halarfi selbst ließ sich zum Kloster tragen, lag einen halben Tag vor den Türen des Heiligtums und wurde fortgewiesen. Endlich sendete er sein Weib zum Abt; aber Myrtha kam nicht wieder.

Mose lag in seiner Hütte mit geschlossenen Augen, einem Toten gleich. Niemand durfte sich ihm nahen, niemand zu ihm reden. Vor seinem Hause versammelten sich die Ebräer. Sie riefen den Namen ihres Führers und schrien: die Mönche hätten sein Weib getötet! Als sie keine Antwort empfangen, wurde be-

 schlossen, sich ohne den Willen und die Genehmigung Mose
 Salarkis nach dem Kloster zu begeben und den Leichnam Myrr-
 has zu erbitten, damit der Toten ein jüdisches Begräbnis zu-
 teil würde.

Dem Verschmachten nahe, machte sich das Häuflein auf den
 Weg. Gerade, als sie in die Tiefe niedersteigen wollten, wurden
 sie die Mönche gewahr, welche in feierlicher Prozession, unter
 lautem Gesang den Berg hinaufgezogen kamen: mit großem
 Gepränge, mit brennenden Kerzen und Fahnen, einem Madonnen-
 bilde und sonstigen Heiligtümern. Voraus schritt der Abt, im
 strahlenden Ornat, ein Kreuz in den Händen, von Weihrauch
 umwallt; hinter ihm trugen sechs Mönche große Krüge voll
 Wassers. Das Gesicht des Abtes war in seiner Startheit eher
 einem Bildnis ähnlich, als dem Anliß eines Lebendigen.

Die Ebräer blieben stehen und ließen voll dumpfen Staunens
 den Zug herankommen. Aber die Mönche achteten ihrer nicht,
 sondern wallten, ohne ihren Gesang zu unterbrechen, an ihnen
 vorüber, bis zu der Stelle, wo sich mitten im Judendorf das
 noch im Bau begriffene Bethaus erhob. In scheuer Entfernung
 folgten die Ebräer, wie gewaltsam nachgezogen.

Dann blieben die Mönche stehen, die Krüge wurden zu Boden
 gesetzt, und Abt Theodorus trat vor, mit erhobenem Kreuz den
 Juden entgegen. Er rief: „Sehet, hier ist Wasser! Ich spende
 es euch, wenn ihr aus meinen Händen nehmt von jenem anderen
 Quell, welcher durch euch an diesem Kreuz hervorbrach, und
 welcher auch für euch geflossen ist, so ihr abschwört euern Gott
 und euch zu Jesum Christum bekennt. Seht, ich bin gekommen,
 der Moses und Wundertäter, der für euch Durstende und Ver-
 schmachtende in der Wüste eures Unglaubens Fluten schlägt aus
 dem Gestein; und es ist Wasser ewigen Lebens, das ich euch
 reichen will. Kommt her und trinkt.“

Er trat zu den Krügen, reckte das Kreuz darüber aus und
 winkte den Juden, heranzukommen. Doch diese zauderten, diese
 wichen zurück, Verzweiflung in ihren Mienen. Als der Abt
 den Heldenmut der Ebräer sah, hieß er aus einem der Krüge
 das Wasser auf den Boden zu schütten. Einen gellenden Schrei
 stießen die Juden aus, standen und starrten mit verzerrten

Dahiel der Konvertit

Zügen hin, wo die Erde gierig das köstliche Naß schluckte. Plötzlich stürzten einige der Weiber vor, warfen sich mit dem ganzen Leibe nieder und saugten das verrinnende Wasser auf. Als aber der Abt einen zweiten Krug ausschütten ließ, da schriean alle, daß sie trinken wollten.

„Und wollt abschwören euern Glauben?“

Sie wollten! Sie wollten Christen werden und trinken.

„So kommt!“

Doch sie regten sich nicht — Mose Halarki stand vor ihnen. Ohne ein Wort zu sagen, wies er zum Himmel, an dem schweres schwarzes Gewölk sich zusammenballte. Dann schritt er schwankend an dem Abt vorüber und trat, ohne jenen eines Blickes zu würdigen, zu den Krügen, von denen er einen nach dem anderen umwarf, mit solcher Kraft, daß sie klirrend auf dem Felsboden zerschellten.

Niemand unter den Juden bückte sich, um auf dem feuchten Grund seine Lippen zu nessen.

Wie unter einem Bann stehend, hatten die Mönche dem Lärm des Juden zugeschaut; aber dann kam Bewegung unter sie, dann drangen sie auf den frechen Ebräer ein, dann brach der Tumult aus. Der Abt, statt den Seinen Ruhe zu gebieten, wies mit dem Kreuz auf die Ungläubigen hin, die sich um Mose Halarki gesammelt hatten. Die Brüder warfen die Fahnen und Kerzen fort, bereit, sich auf die Ebräer zu stürzen, denen der Abt, mit fahlem Gesicht, den Mund wie im Krampf verzerrt, von neuem zurief, sich zu bekehren.

Aber wiederum weigerten sich die Juden.

„Im Namen unseres göttlichen Glaubens!“

Die Juden wollten fliehen, doch die Mönche schlossen sie von drei Seiten ein, trieben sie vor sich her, umringten sie enger und enger.

Und wiederum die Stimme des Abtes, Löhne, die aus keiner menschlichen Brust zu dringen schienen: „Bekehrt euch! Schwört das schändliche Judentum ab! Werdet Christen! Ihr sollt Christen werden!“

Aber die Juden weigerten sich.

„Im Namen Gottes — treibt sie vorwärts!“

Und vorwärts trieben die Mönche die Ebräer. Diese standen

Dahiel der Konvertit

zwischen dem Kreuz und dem Abgrund, zwischen einem ewigen Leben als selige Christen und einem Tod als verfluchte Juden.

„Vorwärts!“

Die Mönche zauderten, nur einer trat vor: der Abt, das Kreuz über seinem Haupt erhoben wie ein Schwert, mit dem er einen Todesstreich ausführen wollte. Er schwang die heilige Waffe gegen den Führer der Juden.

„Mose Halarki, bekehre dich!“

Aber Mose Halarki wich langsam, langsam, mit den Blicken eines Siegers, den keine Macht der Welt zu bezwingen vermochte, vor dem Priester zurück, wortlos in den Abgrund hinab, in die ewige Freiheit hinein.

Ein Schrei, wie von einem wilden Tiere ausgestoßen, folgte dem gräßlichen Sturz. Vor die Augen des Abtes legte sich ein roter Nebel, das Kreuz warf er dem Juden nach in die schreckliche Tiefe hinunter; dann brach er am Rand des Abgrundes zusammen, mit röchelnder Stimme seinen Mönchen gebietend: „Im Namen der heiligen Inquisition — vorwärts!“

Und vorwärts drängten sie. Einige der Ebräer entkamen, andere taten es ihrem heldenhaften Führer nach, etliche wollten sich bekehren lassen. Dieser waren indessen nur wenige.

Dann hoben sie den Abt auf, trugen ihn ins Judendorf, legten ihn auf dem Platz vor der Synagoge nieder und zerstörten in sinnloser Wut die Stätte, daß kein Stein auf dem anderen blieb.

Gegen Abend überzog sich der Himmel mit dichtem Gewölk: unter Blitz und Donner entlud sich das Gewitter. Auf das zerstörte Judendorf rauschte der Regen herab, füllte die Zisterne, füllte die Rinnsale an den Abhängen, so daß es in schäumenden Stürzen in den Abgrund niederflutete.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen durchlief den Kirchenstaat die Kunde von schrecklichen Dingen, die sich im Sabinergebirge zugetragen hatten: von dem Abt eines Franziskanerklosters, der, ein jüdischer Konvertit, beim Volk in dem Ruf eines großen Heiligen gestanden hatte, und der in Rom zu hohen Würden und Ehren ausersehen war. Dieser Mann enthüllte sich plötz-

Dahiel der Konvertit

lich als einer der scheußlichsten Verbrecher seiner Zeit. Er sollte ein Weib, welches darüber irrsinnig geworden, zum Mord ihres Kindes angestiftet, seinen Vorgänger in der Abtwürde umgebracht, und eine junge Ebräerin als seine Geliebte im Kloster verborgen haben. Der Gefangenschaft und Untersuchung entzog sich der Angeklagte, wider den seine eigenen Mönche zeugten, durch die Flucht. Trotzdem für seine Einbringung ein hoher Preis ausgesetzt wurde, verfolgte man ihn vergebens; vermutlich hatte er sich in die wilden Wälder an der Küste gerettet. Später tauchte ein Gerücht auf: der ehemalige Abt und Heilige befände sich unter der Bande, welche der berühmte Bandit Lorenzo Latini aus Subiaco anführte und welche, ein Schrecken des römischen Landes, ihre Raubzüge bis an die Tore Roms ausdehnte. Dieses Gerücht bestätigte sich. Denn als die Bande durch ein ebräisches Weib namens Judäa verraten ward, befand sich unter denen, die mit der Wut von wilden Tieren um ihre Freiheit kämpften, der Konvertit. Er war der einzige, dem es gelang, zu entkommen; doch von Blutverlust erschöpft, kam er nicht weit. Die päpstlichen Soldaten fanden ihn in einem Dickicht, wo er sich selbst getötet hatte — erwürgt mit einer Strähne goldig hellen Frauenhaars. Als man ihn auf der Steppe einscharrte, kam ein Weib herbei, von großer Schönheit, aber jammervoll elend, das auf keine Frage Antwort gab. Die Soldaten hatten Mitleid mit ihr, und ließen sie auf dem Grabe des Priesters und Räubers, um dessen Seele Myrrha indessen nicht betete. Sie wußte: der blutige Lote, der unter den gelben Schollen lag, hatte an keinen Himmel und an keine Hölle geglaubt; und sein Glaube war ihr Glaube.

So mußte es kommen: zuerst ein Gläubiger und Idealist; Schwärmer und Konvertit — dann Zweifler und Fanatiker; zuletzt Atheist, Mörder und Selbstmörder.

Das war das Ende eines Lebens, welches schön und gut begonnen hatte.

PT 2645

.08
1922
V.1



3 2000 009 350 408

**DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET**



OEMCO

